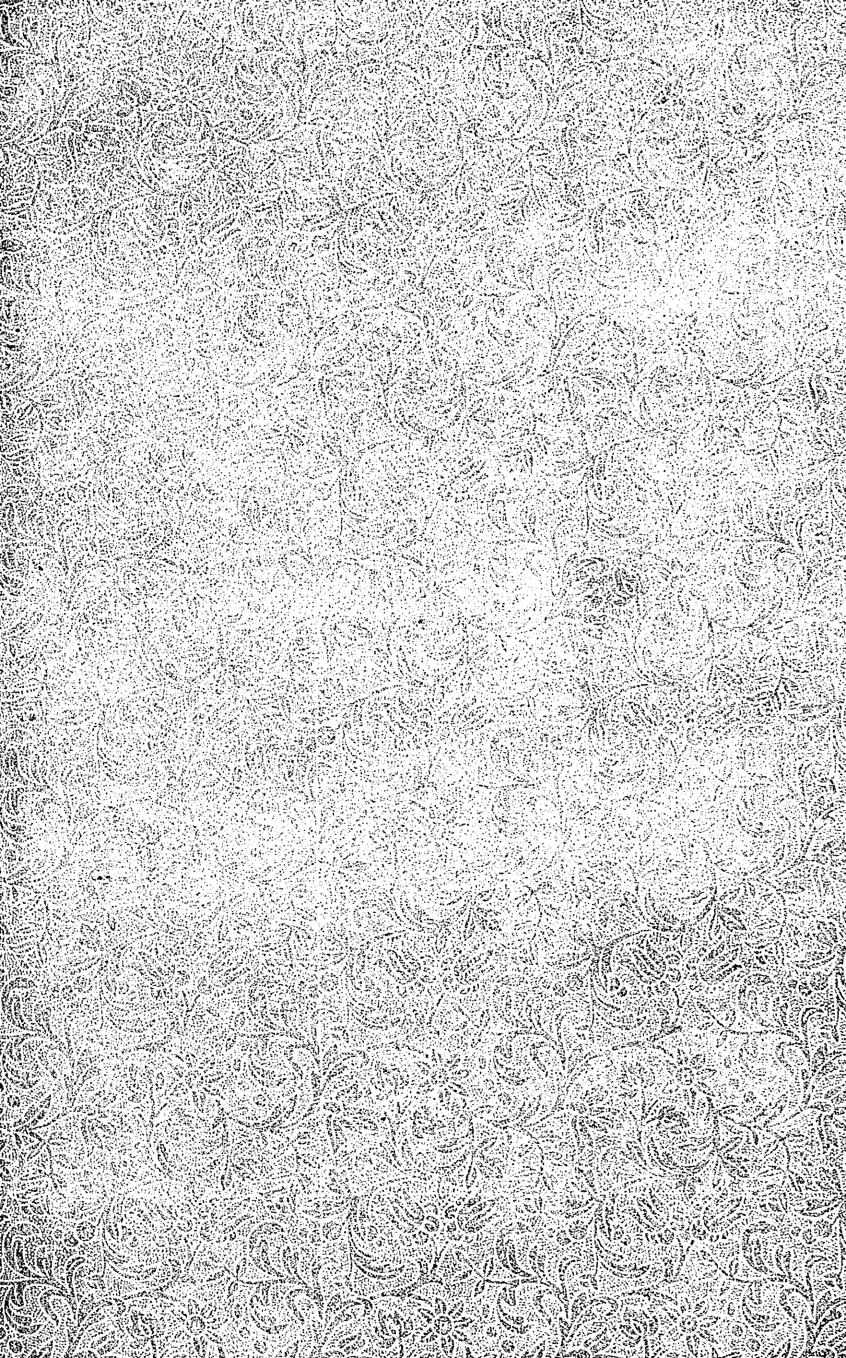
Das Leben Jesu Christi

von

Dr. Konrad Furrer



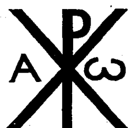
Das Leben Jesu Christi

dargestellt von

Dr. Konrad Furrer

Pfarrer an St. Peter und Professor an der Universität Zürich

Dritte Auflage



1905

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Zürich
Müller, Werder & Co.

Vorwort zur ersten Auflage.

Nachfolgende Vorträge sind im Winter 1899/1900 vor Zuhörern aller Stände und sehr verschiedener theologischer Richtungen gehalten worden. Gleich im Anfang lud ich die Zuhörer ein, Bedenken und Fragen, die ihnen meine Vorträge erwecken sollten, mit vollem Freimut mir schriftlich zu äußern, wobei ich versprach, je im darauf folgenden Vortrag eine Antwort zu geben. Viele Zuhörer hießen diese Einladung willkommen und machten von ihr einen eifrigen Gebrauch. Mit großer Freude nahm ich wahr, wie Arbeiter, die den Tag über mit schwerer Handarbeit sich beschäftigt hatten, schlichte Hausfrauen, Gelehrte verschiedener Wissenschaften mir Entgegnungen und Fragen einsandten, und mir damit bewiesen, daß Leute von sehr ungleicher Lebenserfahrung ernst und tief mit dem großen Thema sich beschäftigten.

Durch die zahlreichen schriftlichen Einsendungen blieb ich mit den Zuhörern in steter Fühlung, redete mitten im Volk und für das Volk und sah mich daher auch veranlaßt, gewisse, mir besonders wichtig scheinende Sätze wiederholt zu betonen. Ich hielt es nicht für meine Aufgabe, den ganzen Stoff, der für ein Leben Jesu in Betracht kommt, zu bearbeiten, und die streng wissenschaftlichen Werke darüber noch um eines zu vermehren. Solche Werke besitzen wir schon in großer Zahl. Aber wir sind nicht eben reich an Schriften, in denen der Ertrag ernster wissenschaftlicher Arbeit dem Volke vermittelt ist, und zwar dem Volke in möglichst weitem Kreise. Meine Vorträge

verfolgen demnach einen durchaus praktischen Zweck. Ich möchte auf Grund langjährigen Suchens und Forschens und mit voller Berücksichtigung aller gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse ein in sich geschlossenes Bild Jesu Christi entwerfen. Was ich zu sagen habe, soll allermeist sich durch sich selbst rechtfertigen. Anderes, das allerdings einer näheren Beweisführung noch bedarf, würde ich gern eingehend begründen, wenn nicht der Zweck meiner Schrift allen wissenschaftlichen Apparat ausschließen würde.

Jesus Christus ist im Volke viel zu wenig bekannt und noch viel weniger verstanden. Wohl könnte man sagen, man solle die Wißbegierigen auf das Leben Jesu in den Evangelien verweisen; aber es ist doch eine große wissenschaftliche Vorarbeit nötig, um in diesen ehrwürdigen Schriften sich wirklich zurechtzufinden. Bunsen, der geistvolle Herausgeber eines sehr verdienstlichen Bibelwerkes, hat die Bemerkung gemacht, man müsse die Bibel aus dem Semitischen ins Japhetitische übersetzen. Er wollte damit sagen, eine wörtliche Übersetzung des Urtextes genüge nicht, sondern man müsse den Erzeugnissen des morgenländischen Geistes die unserer Gedankenwelt entsprechende Form geben. Heutzutage gilt es bei manchen Forschern für ausgemacht, daß uns eine unüberschreitbare Kluft von dem Geistesleben des alten Morgenlandes trenne, weshalb sie sich damit begnügen, alles Morgenländische in seiner fremdartigen seltsamen Erscheinung möglichst getreu darzustellen, ohne zu fragen: Von welchen innersten Antrieben, Eindrücken, Ahnungen, Erfahrungen aus sind die Menschen der alten Zeit zu ihren Anschauungen gekommen? Die Forscher vergessen, daß menschliches Wesen durch alle Jahrtausende im Innersten sich gleichbleibt, und daß in ganz fremder Gestalt das gleiche geistige Leben pulsieren kann wie bei uns. Es ist freilich leichter, fremde Geisteserzeugnisse einfach in der Seltsamkeit ihrer Formen vor Augen zu stellen, als

sie nach ihren innersten Intentionen zu deuten. Wer das Schwerere versucht, setzt sich leicht dem Vorwurf der Modernisierung aus. Diesen Vorwurf muß man sich gefallen lassen, mit schwachen Augen Geduld haben und die Beschränktheit auch dann milde beurteilen, wenn sie sich in das Gewand strenger Wissenschaftlichkeit kleidet.

Weit schlimmer ist ja der andere Fehler, die alten Formen des geistigen Lebens mit diesem selbst zu verwechseln und Zeitliches und Ewiges nicht hinreichend zu unterscheiden. Wie lange hat man infolge dieses Fehlers mit Formen und Formeln eine geistlose Verehrung getrieben, dem wahrheitsdurstigen Volke Steine anstatt Brot gegeben und zahllose aufrichtige Menschen in den baren Unglauben hineingedrängt! Es gibt eine Geistesträgheit, die sich unbewußt Gott widersetzt, und die dadurch nicht besser wird, daß sie bald in dumpfen, bald in schrillen Tönen die Sprache Kanaans redet.

Bei meiner Schrift habe ich es mir zum obersten Gesetz gemacht, nur das zu bieten, was sich meinem Forschen als wahr ausgewiesen hat. Sie ist aber zugleich mit dem Herzen geschrieben; denn ich wüßte nicht, wie man dem heiligsten Bild der Menschheit gerecht werden könnte, wenn man dem Herzen bei der Darstellung keine Mitarbeit gestatten wollte. In neuester Zeit tut sich nicht selten die Neigung kund, das ganze Wesen Jesu Christi in das alltäglich Menschliche herabzuziehen, ihn als gutmütigen Schwärmer zu erklären, der sich fortwährend getäuscht und ein ganz unpraktisches, für unsere Zeit unbrauchbares Lebensziel aufgestellt habe. Kümmerliche Antiquare untersuchen mit der Lupe jede Faser seines zeitlichen Gewandes; aber den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit lassen sie nicht auf sich wirken. Es kommt ihnen die Frage nicht zu Sinn: Wie ist aus der Wirkung Jesu auf die Menschheit sein innerstes Wesen zu erklären? Sie gleichen jenen Hand-

werkern, ausgelernten Kennern des Schuhwerks, die mit wichtigen Mienen überlegen lächelnd vor dem Kunstgebilde höchster Schönheit stehen.

Der Botaniker Schleiden äußerte einmal, es gebe eine erhabenste Freude: sie bestehe darin, ein Mensch von ungewöhnlicher Geistesgröße zu sein, der auf einer Höhe, zu der andere nie gelangen, Welt und Ewigkeit betrachte und im Lichte lebe, während Dunkel die Tiefe decke. Aber eine andere Freude sei dieser fast gleich: sich mit all seiner geistigen Kraft in das innere Leben eines großen Menschen zu versenken, sein eigenes armes Ich darob vergessend, sich vom andern zum Licht emporheben zu lassen und mit ihm die reine Himmelsluft zu trinken. Im weihevollsten Sinne dieser Anschauung hat Paulus gesprochen: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!“

Möge der wirkliche geschichtliche Jesus Christus auch am Geschlechte unserer Zeit immer mehr seine erlösende und stärkende Kraft bewähren und uns etwas von der Jugendfrische wiedergeben, mit der die ersten Jünger ihren Herrn begrüßt haben.

Zürich, im September 1901.

Dr. K. Furrer.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da mein Buch in der ersten Auflage wesentlich die Form beibehielt, die aus freien Vorträgen und aus Antworten auf Einwürfe und Anfragen erwachsen war, konnten viele Wiederholungen nicht vermieden werden. Doch für die zweite Auflage erschien eine konzisere Fassung dem Zwecke des Buches mehr entsprechend. Einfache Pflicht war es, auch inhaltlich den Text nach Kräften zu verbessern.

Möge meine Schrift beim unbefangenen Leser die Überzeugung bestärken, daß uns die evangelische Überlieferung in den Stand setzt, ein in den Grundzügen durchaus glaubwürdiges und deutliches Bild vom größten Freunde der Menschheit zu entwerfen!

Zürich, im November 1904.

Dr. K. Furrer.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung 1
II. Die Heimat 21
III. Jugend und Vorbereitung 43
IV. Am Jordan 59
V. Die Versuchung 72
VI. Das ewige Evangelium 84
VII. Das Hochzeitsmahl des Königssohnes 102
VIII. Wunder und Zeichen 118
IX. Arbeit und Kampf für das Gottesreich 146
X. Freunde. Bekenntnis des Petrus. Todesentschluß . . 163
XI. Verklärung und Wanderung nach Jerusalem 184
XII. Das jüngste Gericht 201
XIII. Die letzten Abende in Bethanien und Jerusalem . . . 223
XIV. Gethsemane und Golgotha 241



I.

Einleitung.

Wenn ein römischer Fremdling am ersten Nachmittage des Passahfestes im Jahre 30[1] unserer Zeitrechnung von der Oberstadt Jerusalems nach Norden wanderte, kam er auf einer Felsanschwellung an einem Gekreuzigten vorüber, über dessen Haupte er die Worte las: Jesus Nazarenus rex Judæorum (Jesus von Nazaret, König der Juden). Diese Aufschrift wollte sagen: Ein gewisser Jesus — der Name kam unter den damaligen Juden sehr häufig vor — aus Nazaret habe die Juden gegen die kaiserliche Regierung aufreizen und sich selbst zum König machen wollen. Dafür sei er mit der Strafe belegt worden, die nach römischem Brauch für Aufrührer aus der Provinz bestimmt war. „Ein Schwärmer mehr, der seinen eiteln Traum am Schandpfahl büßt, ein Tor, der inmitten des kleinen verachteten Judenvolkes einen Aufstand gegen das riesige wohlgefügte Kaiserreich versucht hat; es lohnt sich nicht der Mühe, eines längeren Blickes ihn zu würdigen", so mußte der Römer denken, und ohne Aufenthalt mochte er weiter ziehen.

Einige Jahrzehnte später, es war im Jahre 64, machte eine Gemeinschaft armer Leute, die sich in Rom zu diesem Gekreuzigten hielten, viel von sich reden. Die öffentliche Meinung traute ihnen jede mögliche Schandtat zu, denn man sah sie als den schlimmsten Abschaum des verachteten

[1] Da nach Matth. 2,1-2, Luk. 1,5.26 Jesus „in den Tagen" des Herodes, der im Jahr 4 v. Chr. starb, geboren wurde, so fällt sein Geburtsjahr vor Beginn unserer Zeitrechnung.

Morgenlandes an. Als daher der ruchlose Kaiser Nero den Verdacht von sich abwälzen wollte, in übermütiger Tyrannenlaune durch seine geheimen Sendlinge einen großen Teil Roms in Brand gesteckt zu haben, bezichtigte er die Anhänger des gekreuzigten Jesus der furchtbaren Missetat. Der römische Geschichtschreiber Tacitus, der uns dies berichtet, fügt bei: Urheber dieser Gemeinschaft sei ein gewisser Christus, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius mit dem Tode bestraft worden sei. Der verderbliche Aberglaube, für einmal niedergeworfen, sei aufs Neue ausgebrochen, habe sich durch Judäa verbreitet und sei bis nach Rom gekommen, wo ja alles Schreckliche und Schändliche zusammenlaufe und gefeiert werde. Ja, diese Christen seien nicht des Verbrechens, Rom in Brand gesteckt zu haben, überführt worden, wohl aber des andern, einen gründlichen Haß gegen die gesamte Menschheit zu hegen.

In ähnlichem Sinne bemerkt ein anderer römischer Geschichtsschreiber, Suetonius, der Kaiser Nero habe zwar viele Missetaten begangen, aber doch auch manch Gutes getan. So habe er über die verderbliche Sekte der Christen Hinrichtungen verhängt. Schon unter dem Kaiser Claudius, dem Vorgänger Neros, hätten die Juden in Rom selbst viel Aufruhr auf Betreiben eines gewissen Christus hin gemacht.

Das ist alles, was uns die großen römischen Geschichtschreiber über Christus zu sagen wissen. Gehen wir um ein Jahrhundert hinunter bis zum Jahre 178, so vernehmen wir von einem Philosophen Namens Celsus, es gebe eine elende Sekte, die man Christen heiße. Ein Betrüger habe sie gestiftet, einer der elendesten Menschen, der sich selbst für einen Gott ausgegeben, der aber nicht so viel Macht besessen, wie ein Räuberhauptmann; denn wohl habe er elf oder zwölf Spießgesellen gehabt, aber nicht einmal diese Zwölfe seien ihm treu geblieben. So redete man damals

in den hohen Kreisen der Bildung und Gesittung von Jesus und seinen Nachfolgern.

Wenn wir uns aber zu den Christen selber zurückwenden, wie ganz anders lautet da die Botschaft! Den ältesten Bericht haben wir von dem Apostel Paulus, der wenige Jahrzehnte nach dem Tode Jesu Christi in überschwenglicher Weise von seinem Herrn redet als dem Sohn Gottes, der von Ewigkeit her in Gott gewesen und der aus dem Reichtum der Ewigkeit in dieses Erdenleben herniedergestiegen und arm geworden sei, um uns Arme reich zu machen[1]. Er ist nach Paulus ein neuer Adam, mit dem ein neues Menschengeschlecht beginnt. Er steht hoch über allen Königen: über ihm ist nur noch Einer, der ewige allmächtige Gott[2]. Jesus ist der Herr, und dieser Name kommt ihm wie keinem andern zu. Um dieses Wort des Apostels in seiner ganzen Größe zu verstehen, müssen wir bedenken, daß die Juden, zu denen ja auch Paulus gehörte, den Namen „Herr" sonst nur von Gott selber gebrauchten.

Zwischen den Jahren 68 und 96 ist jenes wunderbare, rätselhafte Buch, die Offenbarung Johannis, geschrieben worden. Was sagt der neutestamentliche Prophet über Jesus? Er ist der Christus (der Messias), das Lamm, das durch sein Blut die Menschen aus Juden und Heiden erkauft zum seligen Leben[3]. Er ist der König aller Könige, der Richter der Welt, die göttliche Vernunft[4]. Ja, er ist der Allwissende[5]. Er bringt einst das neue Jerusalem auf die Erde hernieder. Vor ihm muß sich die ganze Welt beugen[6]. Kurz, der Hochflug der Gedanken geht hinauf bis in die Unendlichkeit Gottes. Auf diesem Wege sind die Christen weiter geschritten, immer höher, immer höher.

---

[1] 2. Kor. 8, 9. — [2] 1. Kor. 15, 25-28, 45-47. Röm. 5, 14. — [3] Offb. 5, 6-12. 11, 15. 12, 10. — [4] Offb. 1, 5. 19, 13-16. 57, 14. — [5] Offb. 1, 14. 2, 23. — [6] Offb. 1, 5.

Im vierten Jahrhundert streiten sie sich gewaltig über die Frage: Ist Christus Gott gleich, oder ist er nur Gott ähnlich? Die große Mehrheit entscheidet sich für die Gottgleichheit.

Immer mehr suchte man das Irdische von Jesus abzustreifen, so daß freilich die Gefahr entstand, schließlich nur noch ein irdisches Scheinwesen in ihm zu erkennen, das mit dem Menschen nichts teilt als die äußere Gestalt. Gegen diese Gefahr suchte sich die Kirche nach Kräften zu wehren. Sie verwarf mit aller Entschiedenheit den sogenannten Doketismus, gemäß welchem Christus nur zum Schein ein Mensch gewesen sei, und nur zum Schein am Kreuz gelitten habe. Aber mit nicht minderer Strenge richtete sie sich gegen die Ebioniten, die in Jesus nur einen gewöhnlichen Menschen im Sinne eines Propheten wie Jesajas oder Elias ehrten.

Was die alte Kirche gelehrt, das ist Jahrhunderte lang gemeinsamer Glaube aller Völker der Christenheit geblieben. An diesem Glauben hat die Reformation in keiner Weise gerüttelt, sondern ganz erfüllt von ihm hat Luther gesungen: „Den aller Weltkreis nicht beschloß, Der liegt nun in Mariens Schoß.“

Die christliche Theologie hat den Begriff einer göttlichen Dreieinigkeit geschaffen: Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist. Es sollen aber nicht drei Götter sein, da in jedem die ganze Fülle der Gottheit wohnt, und sollen auch nicht bloß drei Offenbarungen Gottes sein. Nein, man faßte die Dreieinigkeit als ein für den menschlichen Verstand unbegreifliches Geheimnis auf, vor dem man sich einfach zu beugen habe.

Wenn aber frühere Geschlechter dem Bedürfnis des frommen Gemütes jedes Opfer brachten und dem forschenden Geiste es wehrten, sein Senkblei in die Tiefen dieses

Geheimnisses zu werfen, so haben seit dem 19. Jahrhundert unzählige Geister, im brennenden Durst nach Wahrheit, nicht mehr an die überlieferte Schranke sich gehalten.

Man setzt alles in Zweifel. Man glaubt nichts nur deswegen, weil es seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden so geglaubt worden ist; man will für alles Beweise haben. Diese zweifelsüchtige, nach Wahrheit und Wirklichkeit suchende Richtung des Geistes ist vor dem höchsten Bilde der Geschichte, vor Jesus Christus, nicht stille gestanden. Im Gegenteil, gerade seine Erscheinung will die Wissenschaft nach allen Seiten prüfen und untersuchen. Sie will, mit reichen Mitteln ausgerüstet, dem Geheimnis seiner Wirksamkeit auf den Grund kommen. „Was dünkt euch von Christus?" Diese uralte Frage hat in unserer Zeit ein neues und gewaltiges Leben empfangen. Tausende von Gelehrten sehr verschiedenen Grades, aber sehr viele davon durch glänzende Geistesgaben ausgezeichnet, haben sich um diese Frage bemüht. Wie ungleich sind die Antworten ausgefallen! Die einen haben all ihren Scharfsinn und Tiefsinn aufgeboten, um zu zeigen, daß die bisherige Überlieferung und der bisherige Glaube an Christus auf gutem Grunde ruhe und der vollen Wahrheit gänzlich entspreche. Im schärfsten Gegensatz zu dieser Anschauung haben andere geradezu die geschichtliche Existenz Jesu Christi bestritten und behauptet, er sei ein bloßes Gedankenwesen, allgemeine Begriffe, allgemeine geistige Anschauungen hellenischen und jüdischen Ursprunges seien in ihm zu einer erträumten Einheit verbunden worden.

Welch eine Menge von Abstufungen zwischen diesen äußersten Gegensätzen! Mit welch gewaltiger Spannung haben je und je Millionen Christen auf die Antwort derer gelauscht, die es gewagt hatten, in den Schacht hinunter zu steigen, um, wie sie hofften, das Gold der Wahrheit heraufzubringen.

Wer hätte nicht schon von David Friedrich Strauß gehört, der in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Leben Jesu von unerhörter Kühnheit schrieb, in dem er darzulegen suchte, daß wir etwas ganz Gewisses von Jesu nur in kleinstem Umfange besitzen, und daß das Meiste, was die Evangelien über ihn berichten, entweder aus dem Alten Testament entlehnt, oder Verkörperung allgemeiner Gedanken sei, daher auf geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch machen könne! Wie ist sein Buch von den einen mit größter Freude und Begeisterung gelesen worden! Wie hat es andern tiefsten Schmerz bereitet!

Seit jener Zeit hat die Forschung nie geruht. Wer könnte die Reihe der Bücher überschauen, die über die Evangelien geschrieben worden sind? Da ist jeder Stein hundert und tausendmal umgewendet, da ist alles aufgeboten worden, um der richtigen Erklärung dieser wundersamen Schriften etwas näher zu kommen. Es ergreift uns eine förmliche Rührung, wenn wir einen Einblick tun in die gewaltige Werkstatt, wo große und kleine Meister entweder Beiträge zu einem Leben Jesu zu liefern suchten, oder in kühnem Wagemut ein Bild von ihm entwarfen.

Es sind jetzt 47 Jahre, seitdem ich angefangen habe, das Evangelium Jesu Christi zu studieren, und ich bin im Laufe der vielen Jahre nicht müde geworden, von den besten Meistern des Faches zu lernen. Was sie mir von der Herrlichkeit und Größe dieses Lebens, von seiner geschichtlichen Begreiflichkeit, von seiner ewigen Bedeutung zu sagen wußten, hat mich bestimmt, der Sehnsucht meiner jungen Jahre zu folgen und die Heimat Jesu zu durchwandern. Durfte ich hoffen, ehrwürdige Bauwerke zu sehen, die als Zeugen aus den Tagen Jesu den Sturm der Zeit überstanden? Nur in bescheidenstem Maße. Aber das Bild der Natur mit ihren Bergen und Tälern, mit ihren weiten Ebenen und engen Schluchten, mit ihren Flüssen und Seen

hat sich im Laufe der Jahrtausende nicht verändert. Auch die klimatischen Verhältnisse sind die gleichen geblieben.

Aber auch Sitten und Gebräuche der Leute zu Stadt und Land haben sich dort seit fernem Altertum mit überraschender Treue erhalten. Als ich die Heimat Jesu zu Fuß durchwanderte, da war es mir oft zu Mute, als sei ich in frühere Jahrtausende zurückversetzt; denn überall grüßten mich biblische Bilder in lebensvoller Frische. Ehrwürdige Männer schritten in Samuels Tracht an mir vorüber, Frauen und Jungfrauen kamen mit hohen Krügen wie Rebekka zum gemeinsamen Brunnen[1]. Mutter und Tochter drehten miteinander in der Hütte drin den Stein der Handmühle[2], mit Singen die einförmige Arbeit würzend. Der Hirte trieb in der Morgenfrühe die fügsamen Schafe, die ungeberdigen Ziegen[3] auf die Weide. Hochzeitsjubel auf den Gassen weckte mich oft um Mitternacht[4], und eine Mutter sah ich in der Abenddämmerung am Grabe ihres Sohnes weinen[5]. Noch haben sich allermeist die alten Ortsnamen in wenig veränderter Form erhalten. Wie heimelig klangen die Namen Bethlehem, Nazaret, Magdala! Oft umfing mich tiefe Stille, wo einst sprühendes Leben gewaltet. Alte Herrlichkeit war in Staub gesunken. Aber wenn rings um mich feierliches Schweigen herrschte, kaum unterbrochen durch das leise Plätschern der Wellen am Strande von Kapernaum, oder durch das sanfte Rauschen der Pinien droben auf dem Karmel zur Stunde, da mit dem Aufleuchten der Sterne der kühle Nachtwind über die Berge zog, dann ward der Geist des einsamen Wanderers vollends der Gegenwart entrückt und in Freude und Wehmut atmete er das Leben einer längst vergangenen Zeit. Den Hintergrund der evangelischen Bilder sah ich mit größter Deut-

---

[1] 1. Mos. 24, 45. — [2] Luk. 17, 35. Jer. 25, 10. — [3] Matth. 25, 32 — [4] Matth. 25, 6. — [5] Luk. 7, 12. Jer. 6, 26.

lichkeit und mußte oft staunen, mit welch wunderbarer Treue die evangelische Erzählung in den landschaftlichen Rahmen sich einfügt. Es wurde mir durchaus gewiß, daß die evangelische Überlieferung nicht aus Rom oder Alexandrien stammt, wie Einzelne schon gemeint haben, sondern aus der Heimat Jesu, und in vielen einzelnen Zügen nur aus ihr zu verstehen ist.

Aber wie es mich drängte im fernen Morgenland den Fußspuren Jesu nachzugehen, so empfand ich seit Jahrzehnten das Bedürfnis, seine Gestalt im Zusammenhang der Weltgeschichte zu schauen. Was haben erleuchtete Geister vor ihm geleistet, um die Rätsel der Welt und des Lebens zu deuten? Wie weit haben Religionsstifter und Weise, unabhängig von ihm, vermocht, die Sehnsucht nach Erlösung zu befriedigen? Was hat die Menschheit Jesus Christus, und zwar ihm allein zu danken? Wir können seine Bedeutung nicht begreifen, wenn wir ihn nicht im vollen geschichtlichen Zusammenhang erkennen.

Das werden wir uns gleich von vornherein sagen: Jesus Christus muß doch eine geistesgewaltige Persönlichkeit gewesen sein, daß er trotz seines schmählichen Todes am Kreuze auf Juden wie Petrus und Paulus einen so überwältigenden Eindruck machen konnte. Für jüdische Weltanschauung war der Kreuzestod ein unerträgliches Ärgernis; dennoch ist Petrus seinem Bekenntnis treu geblieben: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes [1], dennoch hat Paulus gesprochen: Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters [2]. Juden und Heiden boten alle ihre Waffen auf, um den gekreuzigten Christus zu vernichten. Man kämpfte im Namen altehrwürdiger Frömmigkeit, im Namen der Staatsordnung, der Bildung und Wissenschaft gegen ihn, und er

---

[1] Matth. 16,16. — [2] Phil. 2,11.

wurde meist von recht schwachen, wenig geschulten Jüngern verteidigt. Gleichwohl vermochten die feindlichen Gewalten gegen ihn nichts auszurichten. Aber wie merkwürdig, wir beobachten, daß Christus im Geistesleben seiner Gemeinschaft ein doppeltes Leben führt. Früh bemächtigte sich der grübelnde theologische Scharfsinn seiner Erscheinung und gestaltete einen theoretischen Christus, um den die Gelehrten mit viel Geist, aber oft auch mit großer Herzenshärte sich stritten. Leider zogen sie auch die Laien in den heißen Streit herein, und edle Völker, wie die Ostgothen, mußten verbluten, weil sie Christus nur für gottähnlich, nicht für gottgleich hielten. Wenn wir in die Geschichte des theoretischen Christus eintreten, wie oft vernehmen wir da das Toben schrecklicher Verfluchungen, wie oft wird da für die gemeinsten Leidenschaften zum Sturm geblasen, wie oft werden die Gewissen betäubt, die Heuchler gekrönt und die Aufrichtigen als Ketzer verbrannt! Aber neben dem Christus der theologischen Grübelei ist ein anderer Christus durch die Geschichte gezogen, das ist der Christus der drei ältesten Evangelien, der Christus, der die Armen im Geiste und die Trauernden selig preist, der Christus, der mitten unter Zöllnern und Sündern sitzt, der Christus, der die Kinder in seine Arme nimmt, der Christus, der menschlich leidet, menschlich stirbt, der in Gethsemane das ganze Weh des kommenden Todes empfindet, der noch am Kreuze mit der Angst der Gottverlassenheit zu ringen hat. Mit diesem geschichtlichen Christus ist der Menschheit ein neuer Tag angebrochen, er hat die hungernden Seelen gesättigt, er hat tiefste Wunden geheilt, er hat der Menschheit die Kraft geschenkt, um mit neuer Jugendfrische nach den Zielen der ewigen Vollendung emporzustreben, er, und zwar er allein, nicht das Gedankengebilde der Gelehrten, verdient den Namen Heiland, den längst dankbare Liebe ihm gegeben. Mit diesem einfachen Christus haben sich je und je die

Edelsten und Besten verbündet. Auch jene gewaltigen Streiter im Kampfe, jene großen Theologen, die auf Kirchenversammlungen die entscheidenden Worte sprachen, haben zwei Christus gehabt, ihren theoretischen Christus und den Christus, einfach, mild und groß, wie sie ihn aus den Evangelien kannten. Daheim in ihrer stillen Kammer, in ihren persönlichen Schmerzen und Todesnöten, ist ihnen dieser geschichtliche Christus an der Seite gestanden, von ihm haben sie sich trösten und stärken lassen. Wenn wir nach der Macht fragen, welche das beste Glauben, Hoffen, Lieben der Reformatoren bestimmte, wir werden immer wieder auf den geschichtlichen Christus hingewiesen. Wohl haben sich diese Geisteshelden auch für theoretische Fragen gewaltig ereifert, aber ihr unvergängliches Hauptverdienst liegt darin, daß sie den Christus der ersten Jünger wieder mehr zu Ehren gebracht haben.

Wenn wir an jene großen, herrlichen Menschenfreunde uns erinnern, an die Freunde der Sklaven, an Las Casas unter den Spaniern, an Wilberforce unter den Engländern, an die Freunde der armen, verwahrlosten Kinder, an einen Vincent de Paul in Frankreich, an einen Hermann Francke in Halle, an einen Pestalozzi in der Schweiz, an einen Gustav Werner in Württemberg, alle diese großen Männer, was wollten sie anders sein als Jünger dessen, der gesprochen: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde, sondern daß er diene und sein Leben hingebe zum Lösegeld für Viele?[1] Was den Größten, das gilt auch den zahllosen in bescheidenem Kreise wirkenden Zeugen beseligenden Glaubens und selbstloser Liebe: Es wirkt in ihnen der geschichtliche Christus.

Nun möchten wir wissen, wie es sich mit diesem geschichtlichen Christus eigentlich verhalte. Wir wollen der

[1] Mark. 10, 45.

Wahrheit ins Auge schauen, ob sie uns verwunde oder heile, ob sie uns niederdrücke oder aufrichte. Nichts adelt den Menschen in höherem Maße als der heilige Drang nach voller Wahrheit, wobei er sich gefaßt macht, vielleicht lieb gewordene goldene Träume aufgeben zu müssen. Nie soll uns das Gefühl verlassen, daß wir in erster Linie der Wahrheit dienen wollen, so gut wir es nur immer können und vermögen. Wir möchten unsern Glauben verantworten vor dem Gerichte der unbefangenen Wissenschaft; wir wollen das, was wir von Jesus Christus behaupten, zu beweisen suchen mit den Beweisen, die vor der unbestechlichen Forschung Geltung haben. Gewiß gibt es sehr viele fromme, gute Christen, die kein Bedürfnis nach wissenschaftlicher Begründung ihres Glaubens an Jesus Christus empfinden. Sie haben sich einfach an die Überlieferung angeschlossen, sie haben sich aus ihrem Kindesglauben, aus ihrer eigenen Lektüre des Evangeliums ihr Christusbild gestaltet und bleiben nun mit kindlich frohem und gewissem Glauben bei diesem Bilde. Wir wollen diese christlichen Gemüter nicht stören, sondern wenden uns an Leute, die der modernen Zeit angehören, die das Bedürfnis haben, von ihrem Glauben sich Rechenschaft zu geben, die erst dann zur vollen Ruhe kommen, wenn sie sich sagen dürfen: Das sagt die Wissenschaft, das sagt die strenge, sorgfältige Untersuchung, das ist das feste Fundament, worauf wir bauen können.

Welches aber sind die Quellen, aus denen wir schöpfen müssen, damit wir zu einem geschichtlich wahren Christusbilde gelangen? Wir erinnern uns, wie wenig die Heiden, die Zeitgenossen der Apostel und ihrer Nachfolger, von Jesus uns zu sagen wissen. Sie haben eigentlich nur seinen Namen gehört; denn alles andere, was sie vernahmen, waren bloße Lästerungen. Dürfen wir aber von den Juden genaueren Bericht über Jesus erwarten? Es lebte in Palästina ein Zeitgenosse der Apostel, namens Josephus, ein

geistreicher, gebildeter Mann, der verschiedene sehr bedeutende Bücher über die Geschichte seines Volkes bis auf seine Zeit geschrieben hat. Dieser Mann hätte allerdings auch vieles von Jesu erzählen können, weil er uns einen sehr einläßlichen Bericht über Herodes, über Pilatus, über Herodes Antipas, also über die Zeitgenossen Jesu Christi giebt, die eine führende Stellung in Palästina eingenommen haben. Was sagt er über Christus? Es ist erstaunlich wenig. Gelegentlich berichtet er, im Jahre 61 habe ein Hoherpriester namens Ananus die Frist, da keine römischen Statthalter im Lande walteten, benutzt, um Jakobus, den Bruder Jesu, des sogenannten Christus, gefangen zu nehmen und nebst einigen andern wegen Übertretung des Gesetzes steinigen zu lassen. Wir finden freilich noch eine andere Stelle über Jesus Christus bei ihm, die merkwürdig genug lautet: „Zu dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn überhaupt einen Mann nennen darf; denn er war ein Täter wunderbarer Werke und ein Lehrer der Menschen, die mit Freuden die Wahrheit annehmen. Er zog viele der Juden und viele auch des hellenischen Stammes an sich. Er war der Messias. Als ihn auf Antrieb der ersten unseres Volkes Pontius Pilatus zum Kreuze verurteilt hatte, ließen diejenigen doch nicht von ihm ab, die ihn zuerst geliebt. Denen erschien er als Lebendiger am dritten Tage, nachdem die göttlichen Propheten dieses und tausend anderes sonderbares über ihn gesagt hatten. Und die Gemeinschaft derer, die nach seinem Namen sich Christen nennen, hat noch bis heute nicht aufgehört.“ Nicht wahr, wenn Josephus diese Worte geschrieben hat, dann sollte er eigentlich ein Christ sein. Doch schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat ein Zürcher Philologe namens Ott gezeigt, daß diese Stelle unmöglich von dem Juden Josephus geschrieben sein könne, daß vielmehr ein christlicher Abschreiber sie eingefügt habe. Es

bleibt nur die Frage übrig: Stand vielleicht etwas anderes da? Hat der Abschreiber vielleicht nur erweitert und verändert, was Josephus von Christus zu berichten wußte? Wohl wäre möglich, daß Josephus gesagt hätte, Jesus sei unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, und die Gemeinschaft, die er gegründet, sei jetzt noch verbreitet. Das konnte er als Jude sagen und es ist sogar wahrscheinlich, daß der Römer Tacitus seinen kurzen Bericht über Christus aus Josephus geschöpft habe. Aber jedenfalls hat dieser sich nicht tiefer mit den Christen eingelassen, sich nicht die Mühe gegeben, ihren Glauben näher zu prüfen. Wir müssen also zugestehen: Was Josephus bietet, ist unendlich wenig, und, was sonst jüdische Quellen berichten, ist noch geringer. Leider besitzen wir keine andern jüdischen Berichte, die gleich alt wären wie die des Josephus. Was die Juden später sagen, ist gehässiges Phantasiegebilde und hat, wie alle Sachverständigen einstimmig bezeugen, nicht im mindesten Anspruch auf geschichtliche Wahrheit.

Wenn gleichwohl ein bekannter Naturforscher unserer Tage auf solche Fabeleien sich stützt, um aus Haß gegen das Christentum auch Christus in den Staub zu ziehen, so liefert er nur einen neuen Beweis dafür, daß der Fanatismus in jeder Gestalt die Menschen verblendet und ihr Gewissen betäubt.

Da Juden wie Heiden uns in Bezug auf die Geschichte Jesu Christi im Stich lassen, so müssen wir uns nach christlichen Quellen umsehen. Einst flossen diese Quellen sehr reichlich; denn in den Jahren von 70—100 n. Chr. haben viele Christen den Versuch gemacht, ein Bild von der Geschichte ihres Herren zu zeichnen, wie dies schon Lukas in der Vorrede zu seinem Evangelium berichtet[1]. Nun sind in der Tat mancherlei Bruchstücke von außerbiblischen

---

[1] Luk. 1, 1.

christlichen Berichten über Jesus noch erhalten, und man hat diese Bruchstücke gerade in unseren Tagen unter großen Erwartungen sehr sorgfältig studiert; allein es ist ein sehr bescheidenes Ergebnis dabei zu Tage getreten.

Diese außerbiblischen Berichte über Jesus fügen auch nicht einen einzigen neuen Zug unserm Christusbilde bei. Sie geben etwa ein Wort Christi in anderer Fassung, sie bringen etwa ein neues Wort, das uns aber nichts Neues sagt und uns Christus nicht von einer andern Seite kennen lehrt. So sind wir denn auf die biblischen Berichte angewiesen. Wir greifen zunächst zu den Briefen des Apostel Paulus, weil sie zu den ältesten Zeugnissen über Christus gehören. Paulus hatte das Bedürfnis, wie wir verschiedenen Stellen seiner Briefe entnehmen können, sich nach dem geschichtlichen Christus einläßlich zu erkunden [1]. Er weiß viel mehr von ihm, als er in seinen Briefen uns mitteilt. Er sagt einmal zu seinen Freunden in Galatien, er habe ihnen Christus vor Augen gemalt, als wäre er unter ihnen gekreuzigt worden [2], das heißt, er konnte vom Wirken und Leiden Jesu mit vielen Einzelheiten reden, und kannte auch noch manche „Herrenworte", die wir in unsern Evangelien nicht mehr finden. So erwähnt er z. B. in einer Rede an die Ältesten der Gemeinde Ephesus, Jesus habe gesagt: Geben ist seliger denn nehmen [3]. Die korinthischen Brüder ermahnt er „bei der Milde und Freundlichkeit Christi" [4]. Er hat sich nach der Abstammung Christi erkundigt und mit aller Entschiedenheit betont: Jesus Christus aus dem Hause Davids [5]. Er kannte einen genauen Bericht über das heilige Abendmahl [6]. Er erinnert an manches Gebot, das der Herr gegeben: Das sagt der Herr, bemerkt er gelegentlich, nicht ich! oder auch umgekehrt [7]. Also

---

[1] Gal. 1,13. 1. Kor. 11,23. 7,10,25. — [2] Gal. 3,1. — [3] Apg. 20,35.
[4] 2. Kor. 10,1. — [5] Röm. 1,3. — [6] 1. Kor. 11,23-26. — [7] 1. Kor. 7,10-25.

besaß er jedenfalls ein reiches Wissen vom Leben Jesu Christi. Er hatte sehr viel von ihm zu hören Gelegenheit, von den Christen, die er verfolgte, später von Barnabas und von Petrus. Wer mit der eigenartigen Form des alten morgenländischen Geisteslebens vertraut ist, der wird aus den Briefen des Paulus erkennen, daß der geschichtliche Jesus Christus weit stärker das ganze innere Leben des Apostels beherrscht, als es nach außen den Anschein hat. Der Morgenländer nimmt für sich selbst nur das Kleine, Geringe, Alltägliche in Anspruch, alles Höhere empfindet er als eine ihm von oben mitgeteilte Offenbarung. Er ist sich seines selbständigen Anteils an seinem höheren heiligen Lebensinhalt nicht bewußt. Ein solcher Morgenländer war auch Paulus. Das, was von Jesus Christus für ihn einen unbedingten Wert hatte, vernahm er unmittelbar von dem Herrn, der in seiner Seele lebte, von dem verklärten Christus, zu dem er in seliger Freude aufschaute, und die menschlichen Vermittelungen, durch die er zum Evangelium gelangt war, waren in seinem Bewußtsein fast ausgelöscht. Er versenkte sich nicht in die Wirklichkeit, sondern in das Bild, das von ihr aus, ihm mehr oder weniger unbewußt, sich in seinem Geist abgespiegelt hatte. Aber es ist der geschichtliche Christus, der ihn sagen läßt: Wir bitten an Christi Statt, lasset euch mit Gott versöhnen [1], die Liebe Christi dringt uns [2]. Der geschichtliche Christus hat in dem Apostel jenen wunderbaren Lobgesang der Liebe wachgerufen, der zu den kostbarsten Perlen des Neuen Testamentes gehört [3]. In der Schule Gamaliels hat Paulus alles Andere eher gelernt, als jenes göttliche ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt. Nicht theologische Spekulation, sondern die gewaltige Macht der am Kreuz vollendeten Persönlichkeit

---

[1] 2. Kor. 5,20. — [2] 2. Kor. 5,14. — [3] 1. Kor. 13.

Jesu Christi hat den schwermütigen „Genossen" — so nannten sich die Pharisäer untereinander — über alle Angst vor dem göttlichen Gerichte emporgetragen. Oft schimmern die höchsten Kuppen unserer Alpen noch in unbeschreiblicher Pracht, während uns in der Niederung schon die dämmernde Nacht einhüllt. Wir sehen die Sonne nicht mehr; aber jene im Goldglanz leuchtenden Felsenzinnen zeugen uns von ihrer Herrlichkeit. In diesem Sinne ist Paulus einer der mächtigsten Zeugen für den geschichtlichen Jesus Christus. Im Hebräerbrief lesen wir: Jesus hat in den Tagen seines Fleisches Bitten und Flehen mit lautem Geschrei und Tränen gebracht vor den, der ihn aus dem Tode erretten konnte, und ist auch erhört worden und hat Gehorsam gelernt aus seinem Leiden[1]. Das sind äußerlich betrachtet recht dürftige Mitteilungen, und wir wären sehr arm bestellt, wenn wir uns mit dem Wenigen, was die Briefe des Paulus, sowie der andern Apostel und etwa noch die Offenbarung des Johannes uns bieten, zufrieden geben müßten.

Aber wir haben die vier Evangelien. Es gibt eigentlich nur ein Evangelium, eine höchste „Freudenbotschaft". Diese stellt sich nicht nur in den Worten Jesu Christi, in seinen Sprüchen und Gleichnissen dar, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit. Das haben die ersten Christen schon gut begriffen und darum sein ganzes öffentliches Wirken, sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung unter dem Begriff Evangelium zusammengefaßt. Wir besitzen es in vierfacher Darstellung nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Prüfen wir diese Darstellungen genauer, so zeigt uns ein Blick schon, daß drei Evangelien sehr nahe miteinander verwandt sind, und ein Evangelium, dasjenige nach Johannes, durch eine sehr ausgeprägte Eigen-

---

[1]) Hebr. 5,78.

art sich von ihnen unterscheidet. Die drei ersten haben in der Tat 47 Bestandteile miteinander gemein, und weitere Bestandteile teilen je zwei dieser Evangelien miteinander.

Geben uns nun diese ersten Evangelien eine vollständige Geschichte Jesu Christi? O nein! Sie zeigen uns Christus erst, wie er anfängt zu wirken für das Reich Gottes. Von seinen dreißig ersten Lebensjahren, von seiner Entwicklung wissen wir nur das eine, was Lukas vom zwölfjährigen Jesusknaben berichtet. Aber wir wissen auch noch lange nicht alles, was Christus in den Jahren getan hat, da er das Evangelium mit Wort und Tat verkündete. Wie viel konnte er lehren, trösten, ermahnen, wenn er von morgens früh bis abends spät mit den Menschen sich beschäftigte! Die Sprüche und Gleichnisse jedoch, die wir jetzt noch besitzen, lesen wir bequem in einigen Stunden. Es werden uns allerlei Geschichten von Jesus mitgeteilt; aber sie bieten nur eine Auswahl aus einer viel größeren Zahl. Das geht so weit, daß wir zum Beispiel die Frage, ob Jesus das Evangelium ein, zwei oder drei Jahre verkündet, ob er ein-, zwei- oder dreimal in den Jahren seines öffentlichen Wirkens in Jerusalem gewesen, nicht entscheiden können. Gewiß, wir empfinden diese Lücke sehr schmerzlich. Auf der andern Seite dürfen wir mit voller Gewißheit behaupten: Auch wenn wir noch viel mehr wüßten, würden wir kein anderes Christusbild empfangen; alle andern Sprüche und Gleichnisse, die uns verloren gegangen sind, alle andern Taten Jesu Christi, von denen wir nichts mehr wissen, würden nur den Eindruck verstärken, den wir aus dem Überlieferten von ihm erhalten haben. Das muß uns beruhigen.

Nun folgt das vierte Evangelium, das den Namen des Johannes trägt, weil die spätere kirchliche Überlieferung es dem Apostel Johannes zuschreibt. Das scheint

die Berichte der ersten Evangelien wirksam zu ergänzen. Aber was für ein merkwürdiges Evangelium ist das! Eine geistvolle, aber außerordentlich geheimnisvolle Schrift, mit einer Eigenart, wie ich keine zweite in der ganzen Literatur der Menschheit kenne! Da wird Christus geschildert als die Mensch gewordene göttliche Vernunft. Denn, wenn in unsern Übersetzungen geschrieben steht: Im Anfang war das Wort, so wäre das richtig, wenn Wort wie der entsprechende griechische Ausdruck zugleich Vernunft bedeutete. Wir kommen dem Sinn des Evangeliums näher mit der Übersetzung: Im Anfang war die Vernunft, und die Vernunft war Gott und die Vernunft war bei Gott[1]. Christus ist also die Mensch gewordene göttliche Weisheit! Wer diesen Satz an die Spitze stellt, der zeigt damit, daß er ein Philosoph ist, der vom philosophischen Standpunkt aus dieses Leben mit freier dichterischer Kraft behandeln will. Nun drängt sich uns immer wieder die Überzeugung auf: Der geistvolle Erzähler meint das, was er als Geschichte uns bietet, als Gleichnis. Er behandelt Gedankenbilder als Personen. So bezeichnet er unseres Erachtens den Kreis schlichtfrommer Israeliten, den Kreis der Stillen im Lande[2], aus dem die ersten Jünger hervorgegangen sind, als Mutter Jesu. Wenn er von einem Jünger erzählt, den Jesus lieb hatte[3], dessen Namen er aber nie nennt, so hat man allermeist geglaubt, er habe damit sich selbst als den Jünger Johannes angedeutet. Aber eine genauere Vergleichung der Stellen zeigt uns, daß ihm das Urbild eines Jüngers dabei vorschwebt, das größer ist als Petrus, als Johannes, als Jakobus, weil es alle guten Jüngereigenschaften in sich zusammenfaßt. Das ist das Wunderbare und Seltsame, daß er viele Geschichten erzählt, bei denen er mit leisen Zügen darauf hinweist: Es ist Allegorie, es ist nicht greifbare Geschichte. Aber

---

[1] Joh. 1,1. — [2] Ps. 35,20. — [3] Joh. 13,23. 19,26. 20,2.

mitten unter seine sinnbildlichen Erzählungen streut er sehr bestimmte und genaue geographische Notizen, die wir teilweis nur durch ihn kennen, die indes den realen Verhältnissen durchaus entsprechen. Es muß also ein Erzähler gewesen sein, der mit der Heimat Jesu durch eigenen Augenschein bekannt war, so daß wir auf einmal wieder das Gefühl haben, wir haben es bei seinen Berichten mit Vorgängen zu tun, die wir hätten mit leiblichen Augen schauen können. Diese Verbindung von Gleichnis mit ganz bestimmten Angaben der Wirklichkeit macht dieses Evangelium so geheimnisvoll und rätselhaft. Jedenfalls erkennen wir auch in ihm ein Zeugnis von der wunderbaren Gewalt, die der geschichtliche Christus auf empfängliche Herzen ausgeübt hat; denn nur einer, der vom geschichtlichen Christus ergriffen worden war, konnte ein solches philosophisches Bild von seinem Herrn und Meister entwerfen. Insofern hat auch dieses Evangelium größte geschichtliche Bedeutung. Doch wenn wir Jesus nicht durch das Medium einer feinen tiefen und sehr eigenartigen Jüngerseele, sondern unmittelbar in seiner geschichtlichen Erscheinung erkennen wollen, dann sind wir ausschließlich auf die drei ersten Evangelien angewiesen. Mit ihrer Hilfe können wir freilich keine Lebensgeschichte Jesu im modernen Sinne schreiben, denn ihre Verfasser hatten es so gar nicht darauf angelegt, die bloße Neugier zu befriedigen. Sie zeigen vom zeitlich irdischen Leben ihres Herren nur so viel, als ihnen nötig schien, um ihn als den wahren Messias ins rechte Licht zu stellen. Aber sie erzählen an der Hand einer durchaus getreuen zuverlässigen Überlieferung. Die beste Bürgschaft für ihre Treue liegt in diesen ihren Erzählungen selbst; denn kleine Geister können nicht aus sich — und würden sie auch all ihre Einbildungskraft aufbieten — eine Persönlichkeit von so einzig großer, durch und durch ursprünglicher innerer Herrlichkeit, von solch schöpferi-

scher Geistesfülle erzeugen. Es spiegelt sich die Wirklichkeit in den Evangelisten ab, doch nicht wie in Forschern unserer Tage und unserer Heimat, sondern wie in Söhnen des Ostens aus längst vergangenen Jahrhunderten, in Menschen von inniger und sinniger Frömmigkeit und von jener merkwürdigen geistigen Eigenart, bei der geistige und greifbare Lebensbilder oft unmerklich leise in einander übergehen und alles Außergewöhnliche, wie wir schon bei Paulus gesehen, in die unergründlichen Tiefen des göttlichen Waltens sich versenkt.

Die drei ersten Evanglien füllen in unsern gewöhnlichen Bibelausgaben nur etwa 50 Blätter. Wie gering ist ihr Umfang! Aber diese 50 Blätter bedeuten das teuerste Vermächtnis der Vergangenheit an alle kommenden Geschlechter, es leuchtet aus ihnen ein heiligender und beseligender Sonnenglanz, gegenüber welchem alle andern hohen Geisteswerke uns nur Mondlicht bieten. Keiner darf sich zu den Gebildeten zählen, der an dieser herrlichsten Urkunde der Menschheit achtlos vorübergeht. Einem jeden bringt es unvergleichlichen inneren Gewinn, wenn er nicht müde wird, mit allen Kräften seines Geistes sich in sie zu vertiefen, ihren Inhalt zu ergründen und auf sich wirken zu lassen.

II.

Die Heimat.

Wenn wir versuchen, das Leben Jesu Christi darzustellen, wollen wir uns bewußt bleiben, welche Wirkungen von diesem Leben ausgegangen sind. Wir wollen uns gegenwärtig halten, daß seit den Tagen Jesu Christi kein einziger Führer der Menschheit aufgetreten ist, den die unparteiische Geschichte diesem Einen an die Seite stellen würde, und daß in den Jahrtausenden vor ihm kein großer Geist sich gezeigt hat, der auf seiner Höhe stände.

Wer mit der allgemeinen Religionsgeschichte vertraut ist, der wird den Ausspruch des edeln spanischen Weisen Canalejas bestätigen, daß alle Religionen auf Jesus Christus hin gravitieren. Wir können aber von Jesus Christus mit etwelchem Erfolge nur dann reden, wenn wir mit dem Wesen der Religion aus eigener Erfahrung vertraut sind. Was ist Religion? Ein Lied der Gottheit ohne Worte, ertönend im innersten Heiligtum der Menschenseele. Was ist Religion? Wir können es dir nicht sagen, wenn du es nicht selbst erlebt und empfunden hast. Was ist reine, selbstlose Liebe? Wir können es dir nicht schildern. Was ist Licht? Dem blind Geborenen können wir es nicht klar machen. Ja, was ist Religion? Lebensgemeinschaft des menschlichen Geistes mit Ihm, der über alle Schranken des Irdischen erhaben ist, dem Ewigen und Allgegenwärtigen, dem Allmächtigen und Heiligen, dem Urquell alles Guten, mit Ihm, dem Unbegreiflichen, dem Geheimnis aller Geheimnisse, mit

Ihm, von dem Paulus gesprochen: Aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge[1]. Wahrlich, es muß dem Denkenden einleuchten, daß, wenn dieses innerste Leben der Seele sich kundgeben und andern sich verständlich machen will, es nur in Gleichnissen geschehen kann. Wir werden aber diese Gleichnisse um so besser deuten können, je mehr wir eigenes, persönliches Verständnis für die mannigfaltigen Schwingungen und Regungen des religiösen Lebens besitzen. Wie kommt doch alles darauf an, welche Seele in den Worten lebt! Jesus Christus hat keine neuen Worte geschaffen. Wie oft braucht er die Ausdrücke „Vater", „Reich Gottes"! Wahrlich, es lag ihm dabei durchaus ferne, durch Neuheit der Worte einen Eindruck machen zu wollen; aber er füllte die alte Form mit einem neuen Inhalt. Was bedeutet „Vater"? Welche Vorstellungen verbinden sich für uns mit diesem Ausdruck, welche Gefühle weckt er? Wie anders klingt er dem Kinde, das einen weisen gütigen Vater hat, und wie anders dem, das nur mit Schrecken an seinen Vater denken kann! Vor vielen Jahrtausenden schon flehten die indogermanischen Völker zum „Himmel-Vater" (Dyauspitar); aber dürfen wir annehmen, daß ihr Himmel-Vater auch schon der himmlische Vater Jesu Christi gewesen, daß sie mit ihrem Namen den gleichen Reichtum von Majestät, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Gnade verbunden haben, den wir als Christen mit diesem Namen verbinden?

Auch Vorschriften für die Lebensführung, die ganz gleich lauten, können je nach ihrem Ursprung sehr Verschiedenes bedeuten. Der Chinese Moh-tih predigte um's Jahr 450 v. Chr., daß alles Unglück der Menschen vom Mangel an Liebe herstamme, weshalb allgemeine unterschiedslose Menschenliebe unser Aller oberste Pflicht sei. Aber wen stellt er nun als leuchtende Vorbilder unbegrenzter

[1] Röm. 11, 36.

edelster Liebe hin? Minister, die sich deshalb in Schaffelle kleideten, weil ihr Fürst an möglichst einfacher Tracht seiner Beamten Wohlgefallen hatte, und Höflinge, die sich deshalb das strengste Fasten auferlegten, weil ihr Fürst gern magere Diener um sich hatte. Haben diese hirtenmäßig gekleideten, ausgemergelten Königsknechte Verwandtschaft mit dem Apostel, der spricht: Die Liebe Christi dringet uns?[1]

In den Büchern, welche die Ägypter ihrem Gotte Dehuti zuschrieben und die ins fünfte Jahrtausend vor Christus hinaufreichen, wird im Namen Gottes gefordert: Du sollst nicht töten, nicht stehlen, keinen Meineid schwören, das heilige Vieh auf der Weide nicht beunruhigen, keine verbotenen Fische essen, Niemanden weinen machen, die Opferspeise nicht selber essen. Kleines und Großes wird mit der gleichen Wichtigkeit behandelt. Ist das Menschenleben genugsam beschützt, wenn ein Mord kein schrecklicheres Verbrechen ist als die Beunruhigung des Viehes, oder das Essen eines verbotenen Fisches? Das ist das wunderbar Große an dem Grundgesetze Israels, den zehn Geboten, daß sie nur das elementar Wichtige, das für ein menschenwürdiges Leben durchaus Unentbehrliche enthalten, nichts Kleinliches, nichts Vergängliches. Aber doch steht das Alte Testament nicht auf der Höhe des Neuen. Wohl heißt es einmal in den Büchern Moses: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; aber gleich darauf: Du sollst nicht zweierlei Garn zusammenweben[2], als wäre die zweite Vorschrift so wichtig wie die erste. Weiter verkündet der Gesetzgeber im Namen Gottes: Ihr sollt heilig sein; denn ich bin heilig[3]. Wie nahe verwandt scheint diese Forderung mit dem Worte Jesu: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist[4]. Aber im alten Bunde wird die Heiligkeit darauf bezogen, daß Israel kein

[1] 2. Kor. 5, 14. — [2] 3. Mos. 19, 18-19. — [3] 3. Mos. 20, 25-26. — [4] Matth. 5, 48.

verbotenes Fleisch genieße, im neuen Bunde darauf, daß wir die Feinde lieben und die segnen sollen, die uns fluchen.

Wie oft schon hat man sich durch die Gleichheit der Worte täuschen lassen und die große Verschiedenheit ihrer Bedeutung nicht beachtet! Gerade auf dem Gebiete des sittlich-religiösen Lebens müssen wir, um uns vor grobem Irrtum zu bewahren, genau die Persönlichkeit ins Auge fassen, aus deren Munde wir ein großes Wort vernehmen; denn Worte steigen und fallen in ihrem Werte je nach ihrem Ursprung. Wenn wir es nun mit Aussprüchen Jesu Christi zu tun haben, so wollen wir sie nicht behandeln, als wenn sie unserm Geiste entstammt wären, sondern keinen Augenblick vergessen, daß sie Kundgebungen dessen sind, dem an Gottinnigkeit kein Anderer gleichgekommen ist. Bei ihm erhält alles einen höheren Sinn. Alles wird innerlicher, freier, feiner, tiefer, durch alles zieht ein Hauch der Ewigkeit. Je länger wir über seine Worte nachdenken, desto deutlicher fühlen wir, daß sie nur Gleichnisse sind, hinter denen ein unabsehbarer Reichtum großer schöpferischer Gedanken verborgen ist. Um Christus zu verstehen, dürfen wir ihn nicht als zu ebener Erde behandeln, wir müssen zu ihm emporschauen. Demütiger und dankbarer Liebe wird sich sein Wesen immer tiefer erschließen; aber von der Fülle seines Geistes vermögen wir auch dann nur so viel zu erfassen, als unserer bescheidenen Fassungskraft gegeben ist, und gerade die ernstesten Forscher werden gerne bekennen, daß er auf dem Gebiete des zentralen Geisteslebens in unerreichbarer Höhe über ihnen steht.

Je höher die Warte ist, von der wir ausschauen, je weiter der Horizont des geistigen Lebens, den wir umfassen, desto klarer tritt uns die Bedeutung Jesu Christi für die gesamte Menschheit entgegen, desto deutlicher vermögen wir zu erkennen, was ihn mit uns allen verbindet und was ihm ureigen ist. Aber vor allem tut es not, wenn wir ihn begreifen

wollen, daß wir mit seiner geistigen, wie mit seiner äußern Heimat uns vertraut machen, das heißt, wir müssen ein tieferes Verständnis des Alten Testamentes zu gewinnen suchen, und eine möglichst getreue Anschauung von seinem Vaterlande und dessen geschichtlichen Verhältnissen uns aneignen.

Wir wollen mit dem Einfachsten beginnen, indem wir ein Bild seiner äußern Heimat entwerfen. Drüben im fernen Südosten liegt sie, in jenem sonnenreichen Lande, wo hinter den Sanddünen des Meeresstrandes schmächtige Palmen ihr schwankes Blätterhaupt in der Morgenluft schaukeln, in jenem Lande, wo in milden Küstenebenen die Goldorange glüht, wie am italienischen Gestade, wo in Hochtälern Feigenbäume mit Weinreben eng verschlungen kühlen Schatten dem Müden spenden, wo weitausgebreitete Ölbaumhaine mit bescheidenen Farben die Nähe von Dörfern verkünden, wo einsame hochragende Eichen und Terebinthen andächtige Bewunderung bei Bauern und Hirten wecken und niederes Dorngestrüpp weithin an den Berglehnen der Sonnenglut trotzt, die unbarmherzig alle zarteren Gebilde der Flora versengt. Noch immer ist's im Wesentlichen dasselbe Landschaftsbild, das Jesus geschaut hat und das in den Schriften des Alten und Neuen Testamentes uns so reich und anmutend geschildert wird. Noch stürzt der Winterregen wolkenbruchähnlich herab wie einst und schwemmt die Häuser, die nicht auf Fels gebaut sind, am steilen Abhang weg[1]; noch läßt die ausdörrende Hitze des langen Sommers einen Trunk frischen Wassers als große Wohltat erscheinen[2]. Noch wachsen zahllose blutrote Anemonen unter dem niedrigen Dorngebüsch und werden mit ihm ausgerauft, um zur Feuerung zu dienen. Noch überzieht der gleiche Blumenteppich wie ehedem die Frühlingserde, und Lilien von seltener Pracht übertreffen an Feinheit

---

[1] Matth. 7, 27. — [2] Matth. 10, 42.

des Gewebes, an Sattheit der Farben Salomons Königskleid[1]. Noch fliegen abends zahllose Vögel zu ihren Nestern, und suchen Füchse und Schakale ihre Gruben[2]. Noch leuchtet der tiefblaue Himmel in uralter Pracht über die gelbabgetönte Erde. Noch senden Mond und Sterne ein stärkeres Licht als bei uns auf das taufrische Gefilde. Zwar überkommt den nordischen Wanderer leicht ein Gefühl der Enttäuschung, wenn er zum ersten Male einer biblischen Landschaft ansichtig wird. In Grün ist die nordische Heimat gekleidet bis hinauf zum obersten Bergessaum; aber die Heimat der Bibel entbehrt den Schmuck frischer Wälder und Wiesen. Ist dies das Land, möchte er rufen, wo Milch und Honig fließt? Wie vom Hauch des Todes scheint es berührt. Wenn die kahlen Berge wenigstens durch malerische Form sich auszeichneten wie die von Griechenland! Doch nein, in plumpen Kuppen, in einförmigen Wällen sind die Felsmassen gelagert. Schwerfällig, alltäglich erscheint diese Landschaft, nur die Steppenbewohner entzückend, die hart an der Grenze des Lebens ärmlich sich durchschlagen. Aber wenn auch die Heimat Jesu weder durch besondere Anmut noch durch Fülle des Pflanzenlebens unser Auge erfreut, so gewinnt sie unter dem dunkeln Blau des Himmels, unter dem Reichtum goldenen Lichtes, bei der wunderbaren Reinheit der Luft durch ihre Farbenstimmung doch eine Schönheit, die nicht nur der dankbare Sohn der Heimat, sondern auch der empfängliche Fremdling tief ergriffen genießt. Wer in der Morgenfrühe oder gegen Sonnenuntergang sinnenden Geistes den Eindrücken der Natur auf den Bergen Judas oder Galiläas sich hingegeben, dem wird ein unauslöschliches Andenken daran bleiben. Wie mit Gold scheinen die Berge überflutet und scharf heben sich alle Linien der Landschaft vom reinen Blau des

---

[1] Matth. 6,28-30. — [2] Luk. 9,58.

Himmels ab! Mit der Farbenpracht der Natur mischt sich der Reiz großer Erinnerungen, der wie unnennbarer Duft Berg und Tal einhüllt. Bilder ferner Vergangenheit ziehen an der Seele vorüber, Bilder von vollendeter Deutlichkeit und Frische, weil hier nicht bloß die ewig junge Natur im Wandel der Zeiten wandellos geblieben ist, sondern auch die bescheidene Form des alltäglichen Menschenlebens.

In Nazaret ist Jesus Christus aufgewachsen, einem kleinen Ort im Hügelland des südlichen Galiläa[1]. Nazaret, einst ein stilles, der Welt unbekanntes Dorf[2], liegt am Nordwestabhang einer Talmulde, die nur durch einen schmalen Ausgang ihre Regenwasser der Niederung zusendet. Keine Heerstraße führte über dieses abgeschlossene Gelände, und ein genügsames Bauernvölklein konnte hier fern vom Weltgetümmel Erfüllung bescheidener Lebenswünsche finden. Der Reiz des Idyllischen, Friedlichen, Welteinsamen ist über dieses kleine Tal ausgegossen. Eine einzige, aber reiche Quelle tritt unterhalb des Dorfes zu Tage. Hier sammeln sich am Abend Frauen und Jungfrauen, um Wasser zu schöpfen, hier löschen aus Trinkrinnen Schafe und Ziegen ihren Durst. Hier spielen die Kinder, wenn die Sonne sich hinter die westlichen Hügel verbirgt. Hier kommt Alles zur Sprache, was in Freude und Leid, in Freundschaft und Feindschaft, in Erinnerung und Hoffnung ein kleines abgelegenes Dorf bewegt. Wie einfach gestaltet sich in solchen Verhältnissen das ganze Leben, wie bedeutsam wird da auch das Kleine! Gewiß ist es von Wichtigkeit, daß Jesus nicht im Lärm der Gassen Jerusalems aufwuchs, daß er das wüste Treiben ehrgeiziger und habsüchtiger Priester an heiliger Stätte nicht sah, daß für sein jugendliches Empfinden ein himmlischer Glanz über die Stadt „des großen

[1] Luk. 1, 26. 2, 51. — [2] Joh. 1, 47.

Königs" ausgegossen war, daß ländliche Stille und Einfachheit ihn umgaben, und ungehemmt die Natur mit ihrer Majestät und Anmut, mit ihren mannigfaltigen Zeugnissen von Gottes Weisheit und Güte auf sein empfängliches Gemüt wirkte. So beschränkt im Tal Nazaret der Ausblick ist, so großartig erscheint er auf dem Bergesrücken über dem Dorfe. Nach Westen schweift dort oben der Blick über niedriges Hügelland hinaus zum Meer, auf dessen tiefblaue Flut der Abendhimmel ruht wie mit einem goldenen Reif sie umschließend. Südwärts von Nazarets Höhen breitet sich die große Ebene Jesreel aus. Im Frühling schimmert sie mit ihren großen Wiesen und reichen Saaten wie ein grüner Landsee zwischen düster gelben Bergen empor. Östlich gegenüber ragt die Pyramide des Tabor auf, mit spärlichem Wald bewachsen wie der Karmel, der im Südwesten wallartig sich hinstreckt und seine weit vorgeschobenen Massen ins Meer eintaucht. Am Morgenhorizonte jenseits des Jordans werden die Berge Gileads sichtbar. An ihren hohen Stirnen schlagen sich die Meeresdünste nieder, um „ewige Bäche"[1] zu speisen, mit Waldesschatten die westlichen Abhänge zu decken. Dort grenzen Leben und Tod aneinander; denn hinter Gilead breitet sich in uferlose Ferne die arabische Wüste aus. Nordwärts steigen über dem Hügelland des untern Galiläa die Bergketten des obern hintereinander empor und an den Himmelssaum grenzen nach jener Richtung die majestätischen Massen des Libanon und des Hermon. Als einsame Bergwiese, von keinen Häusern überbaut, zeigt sich heute noch der Hügelrücken von Nazaret, und nichts hindert dort oben den Wanderer, längst vergangener Zeiten zu gedenken. Das darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß Jesus sehr oft in der Morgenfrühe und in der Abendstille auf diese Höhe sich

[1] Amos 5, 24. Ps. 74, 15.

zurückgezogen; denn auch später noch pflegte er in der Dämmerung in einsamer Bergeshöhe zu beten[1]. Hier war er allein mit Gott, hier verlebte er die heiligsten Stunden in der Zeit seiner Vorbereitung, hier bekam seine Freudenbotschaft, mit der er einen neuen Gottestag für die Menschheit einleitete, ihre Fülle und Gestalt. Nicht in einer eng umschlossenen Klosterzelle ist er für seine Mission herangereift, sondern unter freiem Himmel; darum haftet auch seiner Sprache gleichsam Waldgeruch an. Weil er sein Gefühl in die heimatliche Flur versenkte, hat diese für uns einen besondern Wert. Noch ist sie im Frühling mit dem gleichen Blumenteppich geschmückt wie einst, noch glänzt der Morgentau in den Anemonen und Cyklamen, den Hyazinten und Lilien wie ehedem.

Die ewige Jugend des Evangeliums bleibt mit der ewigen Jugend der Natur eng verbunden. Doch nicht das Land allein, sondern erst Land und Volk zusammen machen den Heimatbegriff aus. Jesus gehört seiner Abstammung nach dem Volke Israel an; das gereicht diesem Volke zum unsterblichen Ruhme; denn es darf sagen: „Er ist unser, er hat unsere geistige Eigenart in edelster Weise entfaltet, er ist von unseren Erinnerungen und Hoffnungen gesättigt, er hat uns vor allen anderen Nationen geliebt. Uns voraus gelten seine Kämpfe, seine Tränen, sein Leiden und Sterben. Unsere Väter haben ihn nicht ganz verstanden, ja sein Höchstes blieb ihnen verborgen; aber seine Wesensverwandtschaft mit unseren Propheten haben sie, wie die Evangelien bezeugen, vollauf erkannt. Er ist unser." Leicht können wir in der Frömmigkeit, die Jesus als urbildlich uns vor Augen führt, die Grundzüge israelitischer Gottinnigkeit wieder erkennen, das Gefühl unbedingter Abhängigkeit von der göttlichen Allmacht, das rückhaltlose Vertrauen auf

[1] Mark. 6, 46. Luk. 6, 12.

Gottes Weisheit und Güte, den gewaltigen sittlichen Ernst, die tiefe mächtige Sehnsucht nach Gott, ohne den der Mensch arm und elend, mit dem er unendlich reich ist. Die Semiten, zu denen ja auch die Israeliten gehören, haben die unbegreiflich hohe Majestät Gottes und die Schwachheit des Menschen tiefer und nachhaltiger empfunden als die Indogermanen und sich von Anwandlungen zum Trotz gegen Gott oder zur Gottlosigkeit im Laufe der Zeit viel freier gehalten als diese. Die Indogermanen wie die Inder und Perser konnten sich einbilden, daß Gott der Menschen bedürfe, oder daß diese zum Mindesten sich selbst genug seien; aber die Semiten nannten Gott El „den Starken", den Menschen Enosch „den Schwachen". In Israel fand semitisches Gottesbewußtsein seinen erhabensten Ausdruck. Israels Glaube wurde durch die geschichtliche Erfahrung auf eine sehr harte Probe gesetzt, und oft hatten seine besten Söhne mit schmerzlichen Zweifeln zu ringen, wie wir aus dem Lehrgedichte Hiob wissen, wie es uns der Prophet Jeremias selbst erzählt[1]. Aber die Trümmer Jerusalems konnten Israels Frömmigkeit nicht zerschmettern, der Verlust der Heimat das Heimweh nach Gott nicht auslöschen. Das Volk Israel hat infolge eigner Schuld sehr viel leiden müssen; aber Bewunderung verdient, wie es seine Nationalität unter allen Heimsuchungen behauptet hat, während so viele andere mächtigere Völker längst ins Grab gesunken sind. Indem es sich mit all seiner Kraft an den Glauben der Väter anklammerte, konnte es die Stürme der Jahrtausende überdauern. Mögen die Griechen durch ihre Kunst und Wissenschaft sich unsterblichen Ruhm erworben haben, mögen wir die Römer wegen ihrer staatsbildenden Weisheit bewundern, Israels Größe liegt in seiner Lebensgemeinschaft mit Gott. Damit übertrifft es

---

[1] Hiob 12, 6. 21, 7. Jer. 12, 1.

weit alle anderen Völker des Altertums. Es entspricht demnach ganz dem göttlichen Weltplane, daß der, welcher der Menschheit den vollen Frieden mit Gott geben sollte, dem Volke von höchster religiöser Begabung und Leistung angehört.

Der Vater Jesu stammte, wie uns dies der Apostel Paulus ausdrücklich bezeugt, aus dem Königshause Davids[1]. Es darf uns nicht befremden, einen Sprossen aus diesem erlauchten Geschlecht als Handwerker in einem abgelegenen Dorfe Galiläas zu finden. Ums Jahr 500 v. Chr. verloren sich die letzten öffentlichen Spuren der Königsfamilie, die ein halbes Jahrtausend den Thron in Jerusalem behauptet hatte. Hohe Priester drängten sie in das Dunkel des Privatlebens zurück, nachdem der Davidide Serubabel, noch einmal im vollen Glanze des alten Namens aufleuchtend, selbst mit dem Messiasruf vom sehnenden Volke begrüßt worden war. Das Geschlecht Davids scheint sehr kinderreich gewesen zu sein, wird uns doch berichtet, daß der König Rehabeam 28 Söhne[2], sein Sohn Abija deren 22[3] gehabt habe. Um so eher konnte es sich in einzelnen Zweigen erhalten; aber gewiß haben auch die dürftigsten Nachkommen ihres ruhmreichen Ursprunges nie vergessen und hat bei dem strengen Familiensinn des Volkes nicht so leicht ein Unberechtigter für einen Königsenkel sich auszugeben vermocht. Wie viele Stürme auch seit 500 v. Chr. bis zu den Tagen Jesu Christi über das Judenvolk gekommen waren, so hatte es doch ununterbrochen im Lande der Väter wohnen und teure Überlieferungen pflegen können.

Die Seele des jüdischen Volkes krankte längst an einem tieftragischen Widerspruch. Es war sich bewußt, Gott am nächsten zu stehen, ja allein unter allen Völkern seine Herr-

[1] Röm. 1,3. — [2] 2. Chron. 11,21. — [3] 2. Chron. 13,21.

lichkeit zu kennen und zu ehren. Aber was doch seinem Wesen nach Gemeingut der gesamten Menschheit werden sollte, die Anbetung des lebendigen Gottes im Geiste, das nahm es als nationales Vorrecht für sich in Anspruch und bildete sich ein, daß der ganze Weltplan Gottes, der ganze Aufgang des Lebens in der Entfaltung seiner nationalen Macht und Größe sich vollende. Die weite Welt ist schließlich nur um Israels willen da, alles Andere ist nur Mittel zu diesem Zweck. Darum gebührt dem Volk Israel die Herrschaft über alle Völker, und Jerusalem soll die erste Stadt der Erde werden. Die Könige der Heiden sollen den geringsten Söhnen Israels die Füße küssen, und die reichsten Nationen es als eine Gunst ansehen, ihre Schätze nach der Davidstadt bringen zu dürfen. Kühnes jüdisches Hoffen wußte von keinen Schranken. Der Prophet, der Judas Heimkehr aus der Verbannung von Babel weissagte, hoffte, daß sich für die Heimkehrenden die Wüste in ein Paradies verwandeln und die zertrümmerte heilige Stadt mit goldenen Mauern wieder erstehen werde[1]. Die Heimkehr vollzog sich durch die Gnade des Perserkönigs Cyrus; aber wie wenig entsprach die graue armselige Wirklichkeit den goldenen Träumen! Mühsam fristeten die Heimgekehrten jahrzehntelang ein kümmerliches Leben. Doch die grausamste Enttäuschung konnte die glühende Hoffnung nicht auslöschen. Je weniger die bestehenden Verhältnisse den prophetischen Zukunftsbildern entsprachen, desto glänzender, überschwänglicher malte der religiöse Patriotismus die kommende Zeit sich aus. Je düsterer die Gegenwart aussah, desto heller leuchtete am Abendhorizont der goldene Streif, der einen neuen herrlichen Gottestag ahnen ließ. Das Perserreich stürzte zusammen, aber der Tag kam nicht; gewaltige Griechenreiche gingen unter, aber Israel blieb das

[1] Jes. 54, 11. 60, 3-22. Offb. 21, 18-21.

arme, geringe Volk. Wohl rettete ihm noch einmal das Heldengeschlecht der Makkabäer für kurze Zeit die politische Freiheit; aber durch die Frevel desselben Geschlechtes geriet es unter die Herrschaft, deren Druck es schmerzlicher als jeden andern fühlen sollte, unter die römische Gewalt. Aus kleinen Anfängen hatte sich Rom emporgeschwungen. Was dem jüdischen Volke sein nationaler Gott fortwährend vorenthielt, das hatte Roms Gott, Juppiter optimus maximus, der Stadt an der Tiber gegeben, die Herrschaft über alle Länder am Mittelmeer. Auch Jahves Panier hatte sich vor dem römischen Adler beugen müssen. Mit hartem Stolze blickten die Römer auf die übrigen Nationen, die ihnen zu Füßen lagen, hinunter. Zumal die Völkerwelt des Ostens schien den Römern wie zur Knechtschaft geboren, und sie hatten keine Ahnung, daß in dem Juden, der als demütiger Hausierer auf den Hintertreppen römischer Häuser Schwefelfaden verkaufte, der allergrößte Nationalstolz sich verbarg. Solchen trauten sie noch eher den germanischen Gefangenen zu, die in strammer Haltung dem Triumphwagen eines siegreichen Feldherrn voranschritten. Zwar maß der Jude nicht „Königsflitter" an den Bergen seiner Heimat wie der schweizerische Dichter; aber er maß die Macht des Gottes, der den römischen Staat darstellte, an der Majestät seines Gottes, der einst einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird. Nur Geduld, von heute auf morgen kann sich alles wenden. Die Kaiserstadt sinkt in den Staub wie Babel und Ninive; doch über Jerusalem wird ein ewiges Licht strahlen, und durch seine goldenen Gassen werden Bäche klaren Wassers strömen. Der Krieg wird aufhören, der längst verlorene Frieden in die Natur wiederkehren, die Menschen werden der Bäume Alter erreichen und einer noch ein Jüngling heißen, wenn er hundert Jahre alt geworden. Israels Kinder, die mit Tränen gesät haben, werden mit Freuden ernten. Aber warum

zögert Gott, warum geht ein frommes Geschlecht nach dem andern dahin, ohne den großen Tag geschaut zu haben? Schon der Prophet Ezechiel suchte die Zagenden zu beruhigen, indem er verkündete, daß die Toten auferstehen werden, um mit den Überbliebenen an Heil und Freude der Endzeit teilzunehmen[1]. Doch die bange Frage kehrte wieder: Warum zögert Gott? Warum sendet er den Messias nicht, den „Gesalbten" (griechisch Christos) aus Davids Haus, durch den er seine Verheißungen erfüllen will? Die Lehrer des Volkes gaben zur Antwort: Gottes Volk ist noch nicht gerecht genug; seine Sünden halten die Erfüllung der göttlichen Verheißungen auf. Demnach wurde es zur höchsten patriotischen Pflicht, nach Gerechtigkeit zu streben. Was heißt aber gerecht sein? Dem Gesetze gemäß leben, das Gott durch Moses seinem Volke kundgetan. Und man muß zugestehen: Nie hat sich ein Volk um „Gerechtigkeit" so heiß bemüht, wie das jüdische zur Zeit Jesu Christi. Freilich Gerechtigkeit im Sinne der breiten Schichten des Volkes bedeutete vor allem Wahrung der nationalen Sitte in Leben und Gottesdienst. Zwischen Juden und Heiden tat sich eine unüberschreitbare Kluft auf. Nur wer ganz dem Gesetze sich verpflichtete, durfte auf das künftige Heil hoffen. Wie genau wurden die Gebote für die Speisen, für Waschungen und Sabbatsheiligung beobachtet! Wie pünktlich zweimal jeden Tag der Spruch hergesagt: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen und von deiner ganzen Seele und von deinem ganzen Vermögen[2]. Und als arge Sünde hätte es gegolten, wenn nicht Männer, Frauen und Kinder morgens, nachmittags und abends die achtzehn Lobpreisungen gebetet hätten, die mit den Worten begannen: „Gelobet seiest du, Herr,

---

[1] Ez. 37,12. — [2] 5. Mos. 6, 4. 5.

unser Gott und Gott unserer Väter, Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, großer, mächtiger und furchtbarer Gott, allerhöchster Gott, der du spendest reiche Gnade und schaffest alle Dinge und gedenkest der Gnadenverheißungen der Väter und bringest einen Erlöser ihren Kindeskindern um deines Namens willen aus Liebe! Wie inbrünstig flehten Tausende Tag um Tag: Es komme dein Reich, das Reich der Erlösung, das Reich der höchsten Herrlichkeit!

Gesetzlich war man nur am Versöhnungstag zum Fasten verpflichtet; aber die besonders eifrigen Patrioten fasteten jede Woche Montag und Donnerstag aus Traurigkeit über die Sünden des Volkes, welche die düstere Zeit der Erwartung verlängerten, und in der Hoffnung, daß Gott um solch freiwilligen Fastens willen mit seinen gedrückten und verachteten Knechten Mitleid haben und all ihrer Not ein Ende machen werde. Allerdings auf die Gesinnung wurde bei diesen frommen Übungen kein besonderer Wert gelegt; genug, wenn nur ein strammer militärischer Gehorsam den heiligen Satzungen geleistet wurde. Ein unbefangener Zeuge, der Apostel Paulus, gibt den Juden damaliger Zeit das Zeugnis, daß sie eiferten für Gott, nur nicht mit Einsicht[1]. Bei alledem blieben die Verhältnisse sich gleich; die stolzen, kalten Römer behaupteten ihre Herrschaft, und Israel mußte es sich gefallen lassen, als eines der verachtetesten Völker zu gelten. Wie unglücklich fühlte sich das Volk, wie schwer ertrug es fremdes Joch, wie schmerzlich aufgeregt war es durch kühne Hoffnungen, die sich nie erfüllen wollten!

Schon in früheren Jahrhunderten bestand für Israel die Gefahr, sich mit einem nur äußerlichen Gottesdienst zu begnügen, den frommen Schein zu wahren, das Herz aber den wilden Trieben zu überlassen, und über nationalen Besonderheiten die ewigen allgemeinen Forderungen der sittlichen Weltordnung zu vergessen. Dieser Gefahr waren

[1] Röm. 10, 2.

die Propheten, diese unübertrefflichen Vorbilder weiser und heiliger Vaterlandsliebe, mit bewunderungswürdigem Mute entgegengetreten. Sie stellten in ihren Forderungen das allgemein Menschliche voran, sie predigten eine Moral, die überall und zu aller Zeit Würde und Hoheit des menschlichen Lebens bedingt. Fast modern klingt der Ausspruch des Propheten Micha: Es ist dir, o Mensch, angezeigt worden, was gut sei und was Jahve von dir fordere, nämlich tun, was recht ist, die Guttätigkeit lieben und demütig wandeln vor deinem Gott[1]. Barmherzigkeit besser als Opfer, ruft Hosea[2]. Zerreißet eure Herzen und nicht euere Kleider, Joel[3]. Einmütig verlangen die Propheten: Gerechtigkeit, Erbarmen, ein reines Herz, einen neuen Geist. Daher kann es uns nicht überraschen, wenn sich in Israel auch reine Frömmigkeit forterbte, die auf die allgemein menschlichen Tugenden den entscheidenden Wert legte, vor Gott sich nicht auf nationale Ansprüche versteifte, sondern in unmittelbarer, schlichter und warmer Lebensgemeinschaft mit ihm seine Züchtigung und seinen Frieden erfuhr. Zeugnisse dieser den ewig gleichen Bedürfnissen des Menschenherzens entsprechenden Frömmigkeit finden sich zahlreich in den Psalmen, den Sprüchwörtern, dem Gedichte Hiob, diesen so überaus geistvollen Lehrschriften des Alten Testamentes. Weniger in den Städten, als draußen auf den Dörfern lebten auch zu Christi Zeit viele „Stille im Lande", bescheidene, demütige Leute, tief und innig, aber nicht mit fiebriger Ungeduld auf das Heil Israels hoffend, horchend den heiligen Stimmen der Väter, aber auch aufgeschlossen für alle sich stets erneuernden Offenbarungen göttlicher Weisheit in der Natur, göttlicher Gnade und Treue im Menschenleben. Zu ihnen haben sonder Zweifel auch die Eltern und Geschwister Jesu gehört.

---

[1] Micha 6, 8. — [2] Hos. 6, 6. — [3] Joel 2, 13.

Wenn wir die Geschichte Israels überdenken, seiner großen Hoffnungen uns erinnern, in seine Propheten und Dichter uns vertiefen, all das unsterblich Große und Herrliche, was das Alte Testament dem empfänglichen Geiste bietet, auf uns wirken lassen, dann werden wir erkennen, daß der Königssohn, der in Nazaret aufwuchs, sehr enge mit seinem Volk verbunden ist, und Israels ureigenes Wesen sich in ihm in edelster Gestalt widerspiegelt.

Die evangelische Überlieferung erzählt jedoch noch Größeres von ihm, sie weist ihm mehr als königlichen Ursprung zu. Aus der himmlischen Heimat sei er ohne menschlichen Vater eingetreten in diese Erdenwelt, er sei geboren aus Maria, der Jungfrau[1]. Wir berühren hier eine Frage von heiliger Zartheit. Roher Sinn hat sich nicht gescheut, sie in den Staub zu ziehen, und noch in unserer Zeit Verleumdungen, die altem, wildem Glaubenshaß entstammten, als geschichtliche Tatsachen zu verkünden. Um so mehr ist es unsere Pflicht, daß wir zu dieser Frage Stellung nehmen. Warum haben die Christen, noch ehe das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschlossen war, entgegen der ältesten, durch Paulus verbürgten Überlieferung den Glaubenssatz aufgestellt: Unser Herr, Jesus Christus, hat keinen irdischen Vater gehabt, und warum ist dieser Glaubenssatz der großen Mehrheit der Christen durch alle Jahrhunderte bis auf heute teuer geblieben? Steht er ganz einzig da in der Geschichte der Religion, oder finden sich anderwärts wenigstens äußerlich verwandte Vorstellungen?

Wenn wir die allgemeine Religionsgeschichte darüber befragen, so weist sie uns zunächst auf ein merkwürdiges Denkmal hin, das sich in Theben, der Hauptstadt des alten Ägypten, erhalten hat. Dieses steinerne Denkmal berichtet uns durch Bild und Wort: Dehuti, der Bote der Götter, sei im Auftrage des höchstens Gottes Ra-Amun zur jung-

[1] Luk. 1, 27. 34. 35.

fräulichen Königin Mautmes gekommen, um ihr zu offenbaren, daß sie von Ra-Amun einen Sohn empfangen werde. Mautmes, die gottbegnadigte Jungfrau, ist eine in der ägyptischen Geschichte wohlbekannte Persönlichkeit, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat. Als sie den göttlichen Sohn geboren habe, da seien nicht nur menschliche Priester, sondern auch Götter gekommen, um das neugeborne Kind zu verehren. Es empfing den Namen Amenophis und wuchs unter dem Glauben heran, ein Sohn Gottes zu sein. Doch wir besitzen viele Urkunden dafür, daß auch andere ägyptische Könige sich für Söhne des höchsten Gottes hielten und oft mit einer rührenden, kindlichen Wärme und Traulichkeit zu ihm beteten. In der größten Bedrängnis während der Schlacht rief einst der König Ramses II. zu Ra-Amun: „Bist du ein Vater, der seinen Sohn vergißt? Siehe mich, mein Vater, inmitten der Feinde ganz allein! Aber du bist mir mehr wert als viele Tausende von Soldaten. Selig der, welcher mit einem Herzen voll Liebe dir dient.“

Aus Indien wird uns erzählt: Als im Himmel der Freuden Maitreya, der Barmherzige, weilte, habe ihn eines Tages tiefes Mitleid mit den Schmerzen der Menschheit ergriffen, und er habe den Göttern angekündigt, er wolle Mensch werden, um die Menschheit zu erlösen; er wolle Buddha werden. Auf diese Ankündigung sei ein Freudengeschrei durch alle Himmel gegangen, habe die Erde erfüllt, ja sei bis zur Hölle hinuntergedrungen. Die jungfräuliche Königin Maja Dewi im Gangesland habe darauf ein Kind geboren, das keinen irdischen Vater hatte, ein wunderbares Kind, dessen Gestalt keinen Schatten warf. Wie das Kind geboren war, ertönten wiederum vom Himmel her majestätische Freudenklänge, alle himmlischen Wesen sangen Jubellieder, und ein Gefühl seliger Freude durchdrang für einen Augenblick alle lebenden Wesen. Ein uralter Ein-

siedler, namens Asita, stieg vom Himalaya hernieder, um dem Könige Suddhodana anzukündigen, daß seine Gattin den Welterlöser geboren habe. Maja Dewi aber war als Mutter eines Gottes zu hochbegnadigt, als daß sie noch hätte Mutter gewöhnlicher Kinder werden können. Sie starb drei Tage nach der Geburt des Wunderkindes.

Woher kamen die Menschen ganz verschiedenen Stammes und verschiedener Bildung zu solchen Anschauungen? Es muß eine innere, zwingende Notwendigkeit dazu vorgelegen haben, sonst hätten diese nicht so tiefe Wurzeln fassen und durch Jahrtausende hin sich behaupten können. Mit der Annahme einer rein willkürlichen, kindischen Einbildung vermag man derartige Erscheinungen nicht zu erklären. Die richtige Antwort geben uns die Gläubigen selbst, wenn wir mit ihrem innern Leben vertraut geworden sind. Sie lautet: Wir vermögen das Rätsel der für unser Gefühl erhabensten Persönlichkeiten nicht zu lösen, auch wenn wir noch so genau ihre Umgebung, ihre Zeitgeschichte kennen, sie haben neue, schöpferische Taten vollbracht, nach denen die Menschheit sich sehnte, die sie aber aus ihrer eigenen Kraft nie leisten konnte.

Was Christus zu Christus macht, zum Stifter eines neuen Gottesbundes, zum größten Wohltäter der Menschen, zum Erlöser der bedrängten Seelen, das danken wir nicht dem Joseph, nicht der Maria, nicht dem königlichen Hause Davids, nicht dem Volke Israel, sondern wir müssen hier, wenn wir es mit der Wissenschaft ernst meinen, ein schöpferisches göttliches Geheimnis anerkennen. Es gibt Geheimnisse, welche menschlicher Scharfsinn nie durchdringen wird. Wer kann den Beginn des Lebens auf der einst toten Erde erkennen? Und wenn es auch gelänge, im Sinne Darwins alle Wandlungen der Pflanzen- und Tierwelt nachzuweisen, wer vermag das Erscheinen des Menschen zu begreifen? Wie wurde es möglich, daß auf einmal ein Wesen auftrat, das zwar leiblich mit den Tieren aufs engste verwandt und

doch innerlich etwas so ganz anderes ist? Woher kommt das Selbstbewußtsein, woher das durch alle Völker gehende Gefühl, einem höheren Gesetze verpflichtet zu sein, woher jener gewaltige Drang, der im Menschen eine heilige Unzufriedenheit weckt und ihn antreibt, unter tausend Schmerzen und Kämpfen immer höhere Ziele zu erstreben? Unbefangene wissenschaftliche Betrachtung der Welt führt uns zur Erkenntnis eines göttlichen Weltplanes, der sich im Laufe der Jahrtausende verwirklicht. Nach diesem Plane schreitet das Leben von Stufe zu Stufe empor. Langsam, aber unaufhaltsam muß alles reifen und, wenn die Zeit erfüllt ist, seine Frucht tragen. Unzählige Faktoren müssen zusammenwirken, damit ein neues Großes erscheinen kann; aber dieses Große selbst ist ein Geheimnis, es läßt sich aus dem Bisherigen nicht erklären. In diesem Sinne ist Jesus Christus das größte Geheimnis. Wir können sehr deutlich nachweisen, wie die ganze geistige Bewegung der Menschheit von Anfang an auf ihn vorbereitete, wie er erschien, als die Zeit erfüllt war, wie er mitten im weltgeschichtlichen Zusammenhange steht. Besser als je vermögen wir die geistigen Mächte aufzuzeigen, die auf die Entfaltung seines Geistes einwirkten. Aber ihn selbst können wir nicht begreifen. Welch ein Schmerz war es einst für ihn, daß weder die Mutter noch die Geschwister ihn verstanden, sondern seine geistige Größe als Überspanntheit deuteten[1]! Wie fremd, wie einzigartig zeigt er sich mitten unter den Seinen, unter seinem Volk, in seiner Zeit! Alle tiefer eindringende Forschung seiner Zeitgeschichte vermehrt den Eindruck des Geheimnisvollen seiner ganzen Persönlichkeit. Ihn zeichnet ein Sebstbewußtsein sondergleichen aus. Er weiß, daß er Gott am nächsten steht, daß er die größte Mission von ihm empfangen hat, er weiß sich Gottes Sohn inmitten einer Welt von Knechten. Durchdrungen von solcher

[1] Mark. 3, 21.

Gewißheit tritt er auf mit souveräner Gewalt, Könige und Propheten in seinem Geleit; spricht er doch zu seinen Jüngern: Propheten und Könige haben begehrt zu sehen, was ihr sehet, und zu hören, was ihr höret[1]. Doch das Bewußtsein höchster Würde kleidet er in die bescheidenste Form. Er nennt sich Menschensohn, das heißt einfach Mensch.

Über den Sinn dieser Selbstbezeichnung herrscht bis zur heutigen Stunde ein lebhafter Streit. Das ist gewiß, daß Jesus gerade bei feierlichstem Anlasse sich Menschensohn nennt. Der Menschensohn darf Sünden vergeben[2], ist Herr des Sabbats[3], ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde[4], geht dahin, wie von ihm geschrieben steht[5], ihr werdet des Menschen Sohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels[6]. Wie eigentümlich! Die friedfertigen und großmütigen Menschen nennt er Söhne Gottes[7], sich selbst eben da, wo er das höchste Ansehen für sich in Anspruch nimmt, Menschensohn! Man hat gesagt, Jesus habe sich damit als Messias bezeichnet; schon mehr als hundert Jahre früher habe der Israelit, der das prophetische Buch Henoch geschrieben, diesen Ausdruck für den verheißenen Retter gebraucht. Merkwürdig bliebe dann nur, daß die Scharen des jüdischen Volkes auch in der Zeit ihrer größten Verehrung Jesus doch nur für einen Propheten hielten und von seiner Messiaswürde keine Ahnung hatten. Auch wäre es auffallend, daß der hohe Rat ihm wegen dieser Selbstbezeichnung keinen Vorwurf machte. Wenn Menschensohn in der öffentlichen Meinung so viel als Messias gegolten hätte, warum fragte ihn der Hohepriester nicht: Hältst du dich für den Menschensohn, wofür du dich vor aller Welt ausgegeben hast? Die evangelische Erzählung von der Anfrage Jesu an seine Jünger: Wer sagen die Leute, daß ich sei[8]? — beweist, daß Jesus weder ver-

[1] Luk. 10,24. — [2] Mark. 2,10. — [3] Mark. 2,28. — [4] Mark. 10,45. — [5] Mark. 14,21. — [6] Mark. 14,62. — [7] Matth. 5,9. 44. 45. — [8] Mark. 8,27.

hüllt noch unverhüllt sich als Messias in der Welt eingeführt, sondern daß er selbstlos und demutsvoll abgewartet hat, welchen Eindruck er den Menschen machen werde.

Sollte nicht das Alte Testament selbst Licht in diese dunkle Frage bringen? Wir wissen ja, daß Jesus mit königlicher Freiheit aus Gesetz und Propheten das herauszog und sich zu eigen machte, was seinem eigenen Geiste verwandt war. Auf dem ersten Blatt der Bibel lesen wir: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde[1]. Vom Dichter des achten Psalmes vernehmen wir: Du hast den Menschen wenig geringer gemacht als Gott[2]. Der Prophet Micha spricht es in feierlichster Weise aus, daß dem Menschen als Menschen die höchsten Forderungen des göttlichen Willens offenbart worden seien[3]. „Menschensohn" ruft Gott dem Propheten Ezechiel zu, so oft er ihm eine Offenbarung erteilt[4]. Der Prophet Daniel vergleicht die heidnischen Weltreiche den wilden Bestien, weil sie von den tierischen Lebensmächten regiert wurden, das kommende Gottesreich aber einem Menschensohn, weil darin die Kräfte, die den Menschen über das Tier erheben, das Regiment bestimmen werden[5]. Wir sehen, daß die erleuchteten Männer des alten Bundes erkannt hatten: das Höchste, was der Mensch sein eigen nennen darf, ist seine Menschenwürde; sie ist auch des Israeliten erhabenste Auszeichnung. An diese erleuchteten Knechte Gottes müssen wir denken, um zu begreifen, warum Jesus sein einzigartiges Sohnesbewußtsein gerade mit dem Ausdruck Menschensohn verband. Es gehört zu seiner geisterfüllten Ursprünglichkeit, daß er den scheinbar einfachsten, bescheidensten Namen auserwählt, um sich als den zu bezeichnen, der Gottes Herzen am nächsten steht.

[1] 1. Mos. 1, 27. — [2] Psalm 8, 6. — [3] Micha 6, 8. — [4] Ez. 2, 1 u. s. w. — [5] Dan. 7, 2-14.

III.

Jugend und Vorbereitung.

Es war im Jahre 9 v. Chr., daß der Landtag der Provinz Asien auf den 23. September, den Geburtstag des Kaisers Augustus, folgende Proklamation erließ:

„Dieser Tag hat der ganzen Welt ein anderes Aussehen gegeben; sie wäre dem Untergang verfallen, wenn ihr nicht in dem, der an diesem Tage geboren ward, ein neues Glück aufgestrahlt wäre. Nun endlich ist die Zeit vorbei, da man es bereuen mußte, geboren zu sein. Von keinem andern Tage empfängt der einzelne wie die Gesamtheit so viel Gutes wie von diesem Tage; denn unmöglich ist es, gebührend für die Wohltaten zu danken, die dieser Tag gebracht hat. Die allwaltende Vorsehung hat den an diesem Tage geborenen Mann uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt. Allem Streit wird er ein Ende machen und alles herrlich ausführen. Mit ihm sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt. Er übertrifft nicht nur alle früheren Wohltäter der Menschheit, sondern es ist auch unmöglich, daß je ein größerer komme. Das an seinen Geburtstag sich knüpfende Evangelium ist erfüllt. Von seiner Geburt muß eine neue Zeitrechnung beginnen."

Die Proklamation wurde nicht nur auf Stein eingemeißelt, sondern sie fand auch weithin in Vorder-Asien einen starken Widerklang, lesen wir doch in einer andern Inschrift aus jenen Gegenden: „Die ewige Gottheit hat uns den Heiland des ganzen Menschengeschlechtes gebracht. Die Gebete aller sind nicht unerhört geblieben, sondern übertroffen

worden. Land und Meer erfreuen sich des Friedens. Der Heiland der Welt führt das goldene Zeitalter herauf. Der Heiland ist geboren, der größte Wohltäter aller Zeiten; einen größeren kann es nie geben." So jubelten fortan am 23. September die Völker im Osten, solange der Kaiser Augustus regierte. Doch dieser größte Wohltäter wurde vom Tode weggerafft, und mit ihm sanken seine Werke in den Staub. Der Schutt der Jahrhunderte bedeckte seine Ehrentafeln, und Altertumsforscher mußten erst in unsern Tagen der erstaunten Menschheit zeigen, daß man im Morgenlande einst an einem Kaisertage jubelte: „Der Heiland ist geboren." Wie beschränkt sind der Menschheit Blicke, wie kurz die von ihr berechneten Ewigkeiten!

Wenige Jahre nach Erlaß jener feierlichen Proklamation wurde der geboren, der heute keines Landtagsbeschlusses bedarf, um von Millionen mit größtem Jubel als Heiland der Welt begrüßt zu werden. Arm und gering kam er zur Welt, und niemand auf Erden hatte eine Ahnung seiner einstigen Herrlichkeit. Schlichte Nachbarn traten in die niedere Hütte ein, um den Erstgeborenen von Joseph und Maria zu grüßen. Das Kind lag in den Armen der Mutter, eine tief verhüllte Knospe.

Doch, was die Menschheit nicht weiß, das weiß der, der seine ewigen Gedanken im Lauf der Jahrtausende verwirklicht, das weiß der allwissende Gott: er kennt dieses Kind, er kennt seine Zukunft, er weiß, daß er es bestimmt hat zum Segen aller kommenden Jahrtausende. Aber während wir diese Wahrheit in einfacher Sprache verkünden, hat morgenländischer Geist das Bedürfnis, den gleichen Gedanken in viel schwungvolleren Formen mitzuteilen. Den Gedanken: was der Menschheit verborgen ist, das weiß der allwissende Gott, kleidet der morgenländische Geist in die anmutige Vorstellung, daß die himmlischen Scharen ob der Geburt des Kindes sich freuen und das Programm des neuen Menschheitstages verkünden mit den Worten: Ehre

sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen[1]! Die Schwachen und Kleinen, die Armen und Geringen haben das erste Verständnis für das Geheimnis des Evangeliums Jesu Christi gezeigt. Morgenländischer Geist stellt dies im Bilde so dar, daß zuerst arme Hirten das Kindlein begrüßen[2]. Auch die Heiden hatten ihre Messiashoffnung. Die edelsten von ihnen konnten sich mit dem bestehenden Glauben nicht begnügen, sie sehnten sich nach einer besseren Lösung des Welträtsels, nach einer besseren Quelle des Trostes und des Friedens. Ja, im fernen Westen wie im fernen Osten, in nahen und fernen Jahrtausenden klingen aus der Heidenwelt Messiashoffnungen. Diese sind der Stern, der die Frömmsten der Heiden, die Weisen aus dem Morgenland, zu Jesus Christus lenkte. Sie bringen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen[3]. Was will das sagen? Das Christentum hat mit voller Freude die großen und edeln Gaben des Heidentums angenommen; es grüßt alle Strahlen des ewig Wahren, Guten und Schönen, woher immer sie leuchten. Es ist nicht eine Religion, die alles ausschließen will, was nicht unmittelbar in ihrem Kreis geschaffen worden ist. Vielmehr will das Christentum alles, was das Menschenleben geistig auszeichnet, fördern und stützen und heißt darum auch alles, was die Menschen in früheren Jahrtausenden an edeln, geistigen Gütern erarbeitet haben, willkommen. Wir sehen, wie überaus sinnig jene Weihnachtserzählungen sind, wie sie geistige Wahrheit in reichster Fülle enthalten, und wie sie über die arme Wiege des Jesuskindes einen himmlischen Glanz ausbreiten. Nicht wollen wir mit groben Händen das feine goldene Gewebe geistiger Wirklichkeit anfassen, wir würden es zerreißen; sondern es gilt Geistiges mit Geist aufzunehmen und mit andachtsvoller Freude zu verehren.

---

[1] Luk. 2, 14. — [2] Luk. 2, 15-19. — [3] Matth. 2, 1-12.

Wie froh und dankbar wären wir, wenn wir über die Jugendzeit Jesu einen genaueren, ausführlicheren Bericht besäßen! Ach, wie sind so viele unbedeutendere Menschen vom frühen Morgen ihres Lebens an bis zur letzten Stunde genau beobachtet worden, so daß man von jedem Jahre ihres Lebens reichliche Nachrichten besitzt! Aber was wissen wir von den dreißig ersten Jahren Jesu Christi! Die Evangelien geben uns nur einen einzigen, allerdings sehr bedeutungsvollen Bericht von dem zwölfjährigen Jesusknaben. Im übrigen aber schweigen sie ganz still. Denn die ersten Christen hatten kein Bedürfnis zu wissen, wie ihr Herr und Meister geworden, sondern nur, wie er gewirkt und gelitten, wie er die Menschen zu einem höheren Leben erhoben habe. Aber uns würde es Freude bereiten, das stille Wachstum dieses Größten unter den Menschenkindern näher kennen zu lernen. Bei der Dürftigkeit der Quellen bleibt uns jedoch nichts anderes übrig, als von dem, was der Mann gewesen, Rückschlüsse auf seine Kindheit zu ziehen, und auf solche Weise einige Lichtstrahlen ins Dunkel der Jugendjahre leuchten zu lassen. Einmal ist ja selbstverständlich, daß er in seinem Vaterhause früh Eindrücke einer sehr lebendigen Frömmigkeit empfing. Es wird uns ausdrücklich von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus und vom jüdischen Weltweisen Philo, einem Zeitgenossen Jesu, berichtet, daß die Juden es sich angelegen sein ließen, gleichsam von den „Windeln" an ihre Kinder im Gesetze Gottes zu unterrichten und sie frühzeitig an ein gesetzmäßiges Leben zu gewöhnen. Weiter berichten uns jüdische Quellen, daß die Knaben im Alter von sechs und sieben Jahren in der Synagoge sich versammeln mußten, um vom Diener der Gemeinde, dem sogenannten Chasan, im Lesen der heiligen Schrift unterrichtet zu werden. Den Juden war ihr heiliges Buch, das Alte Testament, diese Sammlung von 39 Schriften, ein

unbeschreiblich teures Kleinod, und mit ihm vertraut zu werden, ihr ernstlichstes Anliegen. In die Aufgabe, die Kinder darin zu unterrichten, teilten sich Vater und Mutter, Gemeindediener und Gesetzeslehrer. So dürfen wir denn ohne weiteres annehmen, daß Jesus frühzeitig all die Geistesschätze dieser wunderbaren Schriftensammlung in sich aufgenommen hat. Das Alte Testament ist aber so reich und mannigfaltig, daß es auf die verschiedenen Geister sehr verschieden wirken kann. Der junge Paulus vernahm aus dem Alten Testament nur die Stimme des strengen, allgerechten Richters, der jeden verflucht, der sich nicht genau an das Gesetz hält. Er versenkte sich nur in alle die ernsten, gewaltigen Worte, die von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zeugen, aber nicht in die, welche ebenso gewiß den Glauben an das unergründliche Erbarmen Gottes aussprechen. Wer von uns kennte nicht einige dieser trostreichen Worte: Der Herr ist langmütig und ist gütig. Wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich Gott über die, so ihn fürchten. So hoch der Himmel über der Erde ist, so groß ist seine Güte über die, so ihn fürchten. So weit der Aufgang vom Niedergang, so weit tut er unsere Übertretungen von uns [1]. Ja, wie sind Dichter und Propheten bemüht, nicht nur die Gerechtigkeit und Heiligkeit des allwaltenden Gottes zu verkünden, sondern auch seine unendlich große, rührende Langmut! Wie haben namentlich die Propheten ergreifende Töne, um die Liebe des Ewigen ihrem Volke kundzutun: Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt [2], ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein [3]. Berge mögen weichen und Hügel wanken; aber meine Güte wird von dir nicht weichen, und der Bund meines Friedens nicht wanken [4].

Während also Paulus mehr und mehr in eine ge-

---

[1] Ps. 103, 8. 11-14. — [2] Jer. 31, 3. — [3] Jes. 43, 1. — [4] Jes. 54, 10.

waltige Seelenangst sich hineinarbeitete, gleichwie viele Jahrhunderte später der junge Luther aus der ganzen Bibel nur die Stimmen des heiligen und richtenden Gottes heraushörte, so müssen wir annehmen, daß der junge Jesus ganz besonders durch die Worte ergriffen wurde, welche von der Güte und Freundlichkeit Gottes reden. Dafür hatte er die größte Empfänglichkeit, das sprach am stärksten zu seinem kindlichen, innigen Gemüt. So können wir uns vorstellen, wie ihn die schlichten Erzählungen von Abraham, Jakob und Joseph frühzeitig erbauten, wie er sich eines jungen Samuel freute, wie es ihm wohltat, wenn die Propheten bei all ihrem Ernste und ihrer herben Entschiedenheit doch immer wieder das Erbarmen Gottes verkündeten. Wir können nicht sagen, in welchem Jahre zum ersten Male eine höhere Gotteserkenntnis in der jungen Seele aufgewacht ist. Aber das ist gewiß, daß Jesus, als er zwölf Jahre alt geworden, jedenfalls schon eine reiche Erkenntnis der heiligen Schriften seiner Väter besaß. In diesem Alter war der jüdische Jüngling berechtigt, in der Synagoge als Beter aufzutreten, und hatte auch die Pflicht, nach Jerusalem zu wallfahrten [1]. Wenn also vom Zwölfjährigen erzählt wird, er sei mit den Eltern nach Jerusalem gereist auf das Passahfest, so entspricht dies altisraelitischer Sitte. Er war jetzt ein „Sohn des Gesetzes", und er würde gegen einen ehrwürdigen Brauch verstoßen haben, wenn er die Eltern bei ihrer Pilgerreise nicht begleitet hätte. Nach Jerusalem zu ziehen, mußte seinem frommen Gemüte hohe Freude bereiten. Schon die Reise an sich war herrlich, denn mit den liebsten Begleitern über das Land zu wandern, über das der Allmächtige gerade vor

---

[1] Luk. 2, 62. Die Rabbiner stellten allerdings als Regel das zurückgelegte 13. Altersjahr fest; doch bei früher körperlicher Entwicklung wurde der Knabe auch eher zum Halten des ganzen Gesetzes verpflichtet.

dem Passahfeste die volle Frühlingspracht ausgebreitet hatte, welch ein Jubel! Wir wissen, wie die israelitischen Pilgerscharen in gehobener Stimmung, in frommer patriotischer Begeisterung nach Jerusalem zogen, wie sie, inniger Rührung voll, den Weg mit dem Gesang heiliger Lieder sich kürzten. Noch sind uns 15 Wallfahrtslieder[1] erhalten — „Lieder in höherem Chor" nennt sie Luther —, die davon ergreifendes Zeugnis geben. Wir erinnern an die Verse: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen; woher wird mir Hilfe kommen? Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat[2]. Wünschet Frieden Jerusalem, es möge wohl gehen allen denen, die dich lieben[3]. Wenn der Herr die Gefangenen Zions wiederbringen wird, dann werden wir sein wie Träumende. Dann wird unser Mund mit Lachen sich füllen und unsere Zunge mit Jauchzen; dann werden wir sprechen: Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Die mit Tränen säen, werden mit Jauchzen ernten[4].

Gewöhnlich machten die Juden aus Galiläa einen ziemlich weiten Umweg, um nicht durch Samaria hindurchwandern zu müssen, weil sie von seiten der Samariter allerlei Spott und Verfolgung ausgesetzt waren. Daher überschritten sie meistens den Jordan. So kam es, daß die vorletzte Station dieser galiläischen Pilger Jericho im Jordantale war. Von Jericho nach Jerusalem führte der Weg durch eine rauhe und öde Gebirgsgegend, in der wohl der Rückblick nach dem Jordantal eine weitere Aussicht bot, sonst aber pflanzenleere Felsmassen den Pilgern überall entgegenstarrten. Das Ziel ihrer Sehnsucht blieb ihnen verborgen, bis sie abends die Höhe des Ölberges erreichten. Dann aber breitete sich mit einem Male die heilige Stadt zu ihren Füßen aus. Welch ein Jubel be-

---

[1] Ps. 120—134. — [2] Ps. 121, 2. — [3] Ps. 122, 6. — [4] Ps. 126.

mächtigte sich der Pilger, wenn sie nach langer, mühevoller Wanderung dies Bild vor sich sahen, im Vordergrund den goldschimmernden Tempel mit seinem weiten, herrlichen Vorhof und dann terrassenförmig sich aufreihend die Häuser und Paläste der übrigen Stadt! Ja, da stimmten sie ihre schönsten Lieder an. Und nun hinein in die Stadt, hinein in den Tempelvorhof! Wie mochten da leise Ahnungen in der Seele des Knaben erwachen; war es ja doch die Stadt, in der die Vorfahren seiner armen Familie einst als Könige gewaltet hatten! Es wird uns berichtet, daß der Knabe beständig im Vorhof des Tempels weilte, daß die großen Gelehrten, die dort Vorträge an das Volk hielten, auf den wißbegierigen Knaben aufmerksam wurden, Fragen an ihn richteten und wiederum Fragen von ihm empfingen. Da fühlte sich der Knabe wie im Himmel. Er vergaß die ganze Welt, um sich über Gott und göttliche Dinge von den Weisesten und Gelehrtesten seines Volkes unterrichten zu lassen. Das war ihm eine unnennbar große Freude. Um sie zu verstehen, brauchen wir nur uns daran zu erinnern, wie große, bedeutende Künstler schon in früher Jugend eine verzehrende Sehnsucht nach ihrer Kunst zeigen, wie sie über der Freude an ihrer Kunst alles andere vergessen, manchmal auch vernachlässigen, wie sie sogar durch harte Züchtigung nicht davon abgebracht werden können, immer wieder zu ihrer heißgeliebten Kunst zurückzukehren. Wer hätte nicht etwa solches von dem berühmten Bildhauer Canova, oder von Thorwaldsen und andern gelesen? Wie also diese hochbegabten Künstler in ihrer zarten Jugend einen Feuereifer für die Kunst äußerten, so hatte der Knabe Jesus eine gewaltige Sehnsucht nach möglichst inniger und anhaltender Gemeinschaft mit Gott. Da ging ihm das Herz auf, und dem gegenüber kam ihm alles andere kalt und gleichgültig vor. Als er heimreisen soll, zieht es ihn noch einmal in den Tempelvorhof, und im

Gespräch mit den weisen Männern vergißt er die Heimreise. Die Eltern suchen ihn, von der Angst erfüllt, er möchte das Opfer eines Menschenraubes geworden sein. Sie finden ihn endlich im Vorhof, und die Mutter redet ihn vorwurfsvoll an: Warum hast du uns das getan? Das Kind gibt die bedeutungsvolle Antwort: Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß[1]? Bei dieser Antwort müssen wir verweilen, weil sie in der Tat für die Erkenntnis des Seelenlebens Jesu von sehr großer Wichtigkeit ist. Wußtet ihr nicht? Ein gutes Kind hält seine Eltern für allwissend, es meint, eine gute Mutter zumal müsse das Herz des Kindes, seine Bedürfnisse besser, als es selbst kennen. Jesus glaubt als Kind noch, daß er hier im Tempelvorhof am nächsten bei Gott sei, hier in der Nähe des Allerheiligsten. Als Mann hat er anders geurteilt. Wir sehen hier noch das Kind in seiner kindlichen Beschränktheit. Aber dann die Worte: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß? Welch ein merkwürdiges Zeugnis des zwölfjährigen Knaben! Wir fühlen unmittelbar: das Wort ist ein Naturlaut, der aus dem Innersten dieses jungen Gemütes hervorgedrungen ist. Das ist nicht ein überlegtes Wort, oder ein angelerntes. Nein, es kommt mit ursprünglicher Gewalt aus den Tiefen seiner Seele und offenbart uns das Geheimnis seiner innersten Persönlichkeit. Der Name Vater für Gott war ja allerdings den Israeliten nicht unbekannt. Im Gegenteil, wenn wir das Alte Testament durchblättern, werden wir immer wieder auf den Vaternamen für Gott treffen. So sagt der zweite Jesajas: O Gott, du bist doch unser Vater! Von alters her war das dein Name[2]. Der Prophet Hosea nennt Israel den Sohn Gottes[3]. Maleachi spricht zu seinem Volke: Haben wir nicht alle einen Vater[4]? und auch in

[1] Luk. 2, 49. — [2] Jes. 63, 16. — [3] Hos. 2, 2. — [4] Mal. 2, 10.

dem Gebet, welches die Juden, alt und jung, zur Zeit Jesu Christi jeweilen dreimal des Tages beteten, kommen die Worte vor: „Verzeih uns, unser Vater! Denn wir haben viel gesündigt. Führe uns zurück, unser Vater, zum Gesetze!“ Und Philo von Alexandrien sagt, man tue bei seinem Volke alles, damit die Kinder möglichst früh an Gott, den Vater, glauben. Der Vatername war also bei den Juden nicht unbekannt. Aber dieser Vatername kommt und geht. Vorwiegend wird eben doch Gott als der Herr, der König bezeichnet, und nur bei besonders inniger, weicher Stimmung wagen Dichter und Propheten einmal den Vaternamen. Dazu kommt, daß im Alten Testament der Vatername immer gegenüber dem ganzen Volke gebraucht wird, nicht gegenüber dem einzelnen Menschen. Welch ein weiter Weg von dem Vaternamen des Alten Testaments zu dieser innigen, persönlichen Kindesgemeinschaft, die zum ersten Mal in dem Zwölfjährigen sich kundgegeben! Wir wissen, wie den Heiden der Vatername für Gott ebenfalls mannigfach vertraut war. Wenn ein ägyptischer König auf hohem Thron in feierlicher Prozession durch die Straßen der Hauptstadt Theben getragen wurde und Tausende, Zehntausende, Hunderttausende vor ihm niederknieten und ihm zuriefen: „Heil dem König der Könige! Heil dem Herrn der Millionen!“ dann mochte in überschwenglichem Machtgefühl ein solcher König schon sich einbilden, nicht ein gewöhnlicher Mensch zu sein, sondern ein Sohn des Himmelsherrn. Aber nicht nur die mächtigen Könige von Ägypten haben sich für Göttersöhne gehalten; nein, im Laufe der Zeit maßen sich diesen großen Namen auch ganz kleine Fürsten an. Wir treffen im Kommagene, einem geringen Fürstentum im nördlichen Syrien, Inschriften, die uns zeigen, daß dessen Herrscher entweder als Gottessöhne, oder geradezu als Götter bezeichnet wurden. Einem in Knechtschaft verkommenen Volke machte es nicht viel aus, seinen kleinen Fürsten

höchste göttliche Ehren beizulegen. Ohnehin hatte der Heide die Neigung, seine Götter auf die Erde herabzuziehen und sie dann als seinesgleichen zu behandeln. Bei den Israeliten blieb in allen Zeiten das Bewußtsein des unendlichen Abstandes zwischen Mensch und Gott lebendig. Sie lassen die Seraphim singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen. Die ganze Welt ist seiner Herrlichkeit voll[1]. Der Himmel ist sein Thron und die Erde der Schemel seiner Füße[2]. Wenn ich den Himmel ansehe, das Werk deiner Hände, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest[3]? Die Himmel sind nicht rein vor Gott, wie viel minder der Mensch[4]. Darum ist auch ihre Frömmigkeit „Gottesfurcht“, das heißt tiefe, weihevolle Scheu vor ihm, dem Allmächtigen, Ewigen, dem Allheiligen, vor dem, um mit Abraham zu reden, der Mensch nur wie Staub und Asche ist. Wenn daher ein Kind Israels sich Sohn Gottes heißt, so hat das eine ganz ungleich viel größere Bedeutung, als wenn ein König von Ägypten oder ein anderer heidnischer König es wagte, als solchen sich zu bezeichnen. Jesus hat die Majestät Gottes aufs tiefste empfunden, und dennoch ringt sich aus seiner Seele dieser Ruf hervor: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß? Wir fragen uns: Worauf gründet sich denn eigentlich dieses Gefühl einer innersten Wesensverwandschaft mit Gott? Woher nimmt dieses Kind das Recht, sich Sohn des Ewigen, Unendlichen, Allheiligen, des Herrn des Himmels und der Erde zu heißen? Ja, es hat sich dieser Eine dieses Recht genommen und behauptet bis zu seinem letzten Atemzug. Es gibt wohl in der Weltgeschichte keine sichrere Tatsache als die, daß sich Jesus als Sohn Gottes gefühlt hat, und daß er aus tiefster Nötigung seines Geistes nicht anders konnte, als Gott „Vater“ zu nennen und sich selbst seinen Sohn.

---

[1] Jes. 6, 3. — [2] Jes. 66, 1. — [3] Ps. 8, 45. — [4] Hiob 15, 15.

Aber worauf, so fragen wir noch einmal, gründet sich dieses durchdringende Sohnesbewußtsein? Wie kommt Jesus dazu, mit solcher Entschiedenheit und Stetigkeit sich Sohn Gottes zu heißen? Darauf haben wir nur die eine Antwort: Dieser Geist hat wie kein anderer vor ihm in gleicher Stärke und wie kein anderer nach ihm in gleicher Stärke die reine Güte, die heilige Liebe, das schrankenlose Erbarmen als das Höchste empfunden und in sich erlebt. Er atmet Liebe, sie strömt ihm zu wie das Licht seiner sonnigen Heimat; in Liebe gehen ihm alle großen, guten Gefühle zusammen Sie weckt und nährt in ihm eine Andacht ohnegleichen, sie ist ihm der Quell einer unaussprechlichen Freudigkeit. Solche Liebe kommt nicht aus der Tiefe des Naturlebens, denn dort regiert der gemeine Selbsterhaltungstrieb; nein, sie stammt unmittelbar aus dem Urgrund des Weltalls. Jesus fühlt sie als Wesen von Gottes Wesen, als höchste Offenbarung dessen, in dem das ganze Geheimnis der Welt beschlossen ist. Ja die Liebe trägt ihn zu Gott empor, daß er sich für ewig bei ihm daheim weiß. Mit allen Fasern seines Geistes gibt er sich ihm zu eigen, sein Wille kennt nur das eine Verlangen, Gott unbedingt gehorsam zu sein. Und doch fühlte er sich frei, ganz frei; denn die Liebe ist der freieste Zug des Herzens, sie schließt alle Furcht und auch den leisesten Zwang aus. Wie oft schienen den Frommen des alten Bundes Gottergebenheit und Freiheit in unversöhnlichem Widerstreit zu liegen! Im Herzen Jesu Christi sind sie zu beseligender Einheit verschmolzen. Diese Einheit hatten die Propheten geahnt, in ihren besten Stunden auch erlebt; aber zur allbeherrschenden Lebensmacht ist sie erst im Herzen Jesu Christi geworden. Darum ist Jesus berufen, eine neue Lebensgemeinschaft der Menschen mit Gott zu gründen, in der die Seele jubelnd das Vollgefühl der Freiheit empfindet und in der sie mit gleichem Jubel spricht: „Herr, nimm mich hin mit

Herz und Streben in Freud und Leid, in Tod und Leben."

Mit seinem Sohnesbewußtsein steht Jesus ganz einzig da in seiner Zeit, in seiner Welt; denn auch die frömmsten Menschen seiner Umgebung sind Gott gegenüber nur vom Knechtesbewußtsein durchdrungen. Darum muß sich auch in ihm mit innerer Notwendigkeit ein Hochgefühl entwickeln, kraft dessen er sich in der Folge zu einer einzig großen Aufgabe berufen weiß. Mit andern Worten: Aus seinem Sohnesbewußtsein hat sich das Messiasbewußtsein herausgestaltet. Mit heißer Sehnsucht erwartete sein Volk einen Retter, der es aus aller Not des Leibes und der Seele erretten werde. Von einem Tag zum andern erhoffte man eine gänzliche Veränderung des Weltzustandes, hoffte man, daß von Engelscharen begleitet der Messias in Jerusalem einziehen werde. Immer stärker, immer heißer wurde die Sehnsucht nach dem König, der himmlische und irdische Herrlichkeit in sich vereinen wird. Jesus sieht, je mehr er von seinem Volke zu wissen bekommt, wie unglücklich, wie verbittert es ist, wie zerrissen die Herzen sind, wie sie kranken an unerfüllten Wünschen, an ungestilltem Sehnen. Es erfaßt ihn ein tiefes Erbarmen mit den Seelenleiden seines Volkes. Beseligt durch die Erfahrung der ewigen Liebe Gottes, soll er nicht sein Volk zu seiner Höhe heraufheben, soll er nicht die Ahnungen der Propheten zusammenfassen und erfüllen, indem er sein Volk zu einem Volke der Kinder Gottes macht und es damit an die Spitze der Menschheit stellt? Solche Gedanken stiegen allmählich in seiner Seele auf, sie befestigten sich in ihr, nahmen immer klarere, deutlichere Gestalt an; nicht auf einmal waren sie vollendet, denn es heißt ja ausdrücklich: Er nahm zu wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen [1].

---

[1] Luk. 2,52.

Wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß die Jahre, die er in Nazaret zubrachte, Jahre anhaltender Vorbereitung für ihn waren, Jahre des Gebetes, der Versenkung in Gott, aber auch Jahre, in denen er Welt und Menschen eindringend beobachtete, Bilder für seine künftigen Gleichnisse sammelte. Still, anspruchslos muß er seines Weges gezogen sein; konnten doch seine Mitbürger auch später noch, da schon sein Ruhm als Prophet durchs ganze Land gegangen war, seine Größe nicht begreifen. Daß er, der Sohn eines armen Zimmermanns, mehr sein sollte als sie, die andern, die den schweigsamen, bescheidenen Jüngling nach ihrer Meinung einst überflügelt hatten, war ihnen ein Ärgernis[1]. Sein Jugendleben glich dem Wachstum jener wunderbaren tropischen Pflanzen, deren Knospen sehr unscheinbar aussehen, deren Blüten aber an Zartheit und Anmut der Form und an feinem Wohlgeruch alle andern Blumen übertreffen. Große Gedanken, weltbewegende Entschlüsse werden und wachsen in der tiefen Verborgenheit des Geistes. Auch von Buddha und Muhammed wird uns berichtet, daß ihrem öffentlichen Auftreten Jahre stillen Sinnens, vielen Schweigens vorausgegangen seien. Wir dürfen nach den Andeutungen des biblischen Erzählers das gleiche von Moses annehmen. Um so mehr begreifen wir, daß es Gott gefallen hat, einen Schleier über das innere Werden seines liebsten Sohnes auszubreiten.

In der eigenen Hütte mochte das Lämpchen vom „Leuchter" herab allen geleuchtet haben, die im Hause waren[2], wenn er abends mit seinen vier Brüdern und seinen Schwestern den Erzählungen der Mutter lauschte, und Maria mochte die Frau gewesen sein, die einmal einen Denar[3] verloren hatte und hernach die Freude, ihn wiedergefunden zu haben, allen Nachbarinnen verkündete[4]. Wenn

---

[1] Mark. 6, 3. — [2] Matth. 5, 15. — [3] 1 Denar = 0,87 Mk. — [4] Luk. 15, 8.

Jesus von einer Hochzeit redet, bei der zehn Jungfrauen der Braut das Geleite gaben[1], so weist das auf die Verhältnisse eines recht bescheidenen Dorfes hin, wie es Nazaret war. Die Hütten, deren weiche Lehmwände Diebe leicht durchgraben konnten, die wenig oder nicht gebrauchten Kleiderschätze, die in den Truhen eine Beute der Motten wurden[2], das waren alles Bilder, die ihm in seiner Jugendheimat oft vor die Augen treten mußten.

Wir dürfen aber sein stilles Leben der Vorbereitung nicht so verstehen, als wäre er nur etwa jenes einzige Mal, da er als Zwölfjähriger mit den Eltern nach Jerusalem zog, über das Tal seines väterlichen Dorfes hinausgekommen. Kein Jahr verging, in dem er nicht mindestens einmal nach Jerusalem pilgerte. Er kannte auch das Treiben auf großen Landgütern, die ungetreuen Verwalter[3], die lässigen und die gewissenhaften Knechte[4]. Nicht in Verhältnissen von lauter Glück und Sonnenschein, in denen eine kindlich frohe Weltanschauung niemals ernstlich erschüttert wird, wuchs er auf. O nein, er sah dem vollen Leben ernst und tief ins Auge, er kannte seine Höhen und Tiefen, seine Freuden und Schmerzen, seine lichten und seine dunklen Mächte, er kannte die Wirklichkeit. Mit der Welterfahrung aber verband sich eine immer reichere innere Erfahrung, mit der Arbeit das inbrünstige Gebet, mit der Treue im Kleinen der Ausblick in Welt und Ewigkeit. Keinen Menschen machte er zum Genossen seiner großen Vorbereitung. Still in sich gekehrt, ließ er die Gedanken Gottes in sich reifen, bis sie volle Klarheit, volle Festigkeit in ihm gewonnen. Wie er etwa 30 Jahre alt geworden[5], da war er gerüstet, um sein heiliges Werk zu beginnen, um sicheren Schrittes vorwärts zu schreiten, um mit nie wankender Entschiedenheit die Aufgabe zu erfüllen, die ihm der himmlische Vater anvertraut hatte.

---

[1] Matth. 25,1. — [2] Matth. 6,20. — [3] Luk. 16,1. — [4] Lük. 12,37-45. Luk. ,23.

Wie wird er auftreten? Er weiß sich als Sohn Gottes, er weiß sich als Messias, er weiß, daß er das Höchste und Beste der harrenden Menschheit zu bieten hat. Wird er beginnen von seinem innersten Selbstbewußtsein zu reden, wird er gar rufen: Ich, ich bin der Messias? Ja, diesen Ruf hatten viele Schwärmer ergehen lassen, die sich einbildeten der Messias zu sein. Sie hatten Gläubige gefunden und waren mit ihnen kläglich untergegangen. Der wahre Messias will für sich keine Ehre, keinen Ruhm, er stellt sich ganz und gar in den Dienst der selbstlosen Liebe. Ihn erfüllt unendliches Erbarmen mit der leidenden Menschheit; darum ist sein Losungswort: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch Ruhe geben [1].

[1] Matth. 11, 28.



IV.

Am Jordan.

Am Jordan. Wer ist dort zu finden? Ein ernster Mann, eine hagere Gestalt mit wallenden Haaren, mit einem Mantel von Kamelhaaren bekleidet, mit einem ledernen Gürtel gegürtet, ein gewaltiger Bußprediger, dessen strenges, herbes Wesen so recht zu der düsteren Umgebung stimmt. Denn er trat in jener Wüste nahe dem Toten Meere auf, wo gewaltige, todesstarre Felswände eine breite, pflanzenlose Talsohle einrahmen [1].

Der Fluß selber fließt in einem so tiefen Bette, daß er seine Hochufer nicht überfluten kann, sondern der Herrschaft der Wüste überlassen muß. Doch nicht überall reicht das Wasser bis an den Fuß des Hochufers, sondern läßt meist eine schmale, bei der Schneeschmelze überflutete Strandebene frei, die von hohem Schilf und hochstämmigen Bäumen bewachsen ist, und mit dem Fluß zusammen überaus anmutige Landschaftsbilder gestaltet. In diesem Dickicht hatten einst Löwen ihre Lager, und finden jetzt noch Heuschrecken das ganze Jahr ihre Nahrung. Welch schroffer Gegensatz, die Fülle des Lebens nahe dem Wasser, und etwa 15 Meter höher die gänzlich öde, schweigende Wüste, deren düsteres Bild nur gegen Norden von der grünen Aue der Stadt Jericho unterbrochen wird!

Was hat uns die evangelische Überlieferung von dem Wüstenprediger zu berichten? Sie nennt ihn Johannes den Täufer und erzählt, daß seine Eltern, Leute aus vornehmem

[1] Luk. 1, 15. 4. Mos. 6, 3-5. Matth. 3, 1-4.

Priesterstande, erst in späteren Jahren mit ihm, als ihrem einzigen Kinde, gesegnet worden seien[1]. Als Priestersohn wuchs er wohl in Jerusalem auf. Früh war er Zeuge des glänzenden Tempelgottesdienstes und der hohen Verehrung, welche das Volk den Priestern zollte. Doch all solche Herrlichkeit übt auf den jungen Johannes keine Anziehungskraft aus. Wie er zum Manne geworden, entflieht er, dem Drange seines Gemütes folgend, der glänzenden Heimat und siedelt sich in der einsamen Wüste am untern Jordan an, wo er wohl das Geheul der wilden Tiere, aber nicht mehr den Lärm der Menschen vernimmt, wo er im Schilfe des Flusses Heuschrecken und in den Klüften des nahen Gebirges Honig von wilden Bienenschwärmen zu seiner Nahrung sucht[2]. Allem Reichtum der Welt hat er gänzlich entsagt; am liebsten würde er von ihr gar nichts mehr verlangen, nun begnügt er sich mit ihren dürftigsten Gaben. Welch ein Gegensatz zur Entwicklung Jesu! Dieser lebt als Kind eines bescheidenen, abgelegenen Dorfes in voller Harmonie mit seinen Verhältnissen. Wie ein edles Reis wächst er ohne Unterbruch von Stufe zu Stufe empor. Sein Wachstum hat keine Brüche und keine Knickungen, keinerlei Narben zu verzeichnen. Ein wunderbarer Gottesfrieden ist über ihn von Anfang an ausgegossen. Er atmet den Odem der göttlichen Liebe, ob er daheim sitzt inmitten seiner Geschwister, oder mit dem Vater kunstlose Hütten baut, oder einsam wandert durch die blühenden Gefilde. Warum hat sich die Entwicklung des Johannes so ganz anders gestaltet? Ihm war die heiligste Stätte Israels entweiht. Wenn er die Menge des Volkes sah, die voll Inbrunst den Boden des Tempelplatzes küßte, vermeinend, daß Gott hier sei, und er daran dachte, wie es die Priester trieben, wie schrecklich ihre Habsucht, wie gemein ihr Ehrgeiz, wie durchaus weltlich und unfromm ihr

[1] Luk. 1, 5. 7. 24. 25. — [2] Matth. 3, 1. 4.

ganzes Gebaren war, so wallte in ihm der Zorn des Propheten Jesajas auf, der einst im Namen Gottes gerufen: Euer Rauchwerk ist mir ein Greuel, Neumonde und Sabbate mag ich nicht, noch Frevel und Feiertag. Und wenn ihr eure Hände ausstreckt, so verhülle ich meine Augen vor euch; und wenn ihr schon des Gebetes viel machet, so erhöre ich euch nicht; denn eure Hände sind voll Blut[1]. Wenn diese fromme, unverdorbene Johannesseele Gott in der Nähe des Allerheiligsten nicht mehr fand, wo sollte sie ihn suchen? Fern von Städten und Dörfern in der Wildnis, die noch geweiht war, weil nie eine Pflugschar ihren Boden aufgerissen und nie sündige Menschen sie zu ihrer Wohnstätte gemacht hatten, dort, wohin der Hauch der Sünde noch nicht gedrungen, dort, wo weithin heiliges Schweigen herrscht, nur selten vom Schrei der wilden Tiere unterbrochen, dort muß man Gott noch von Angesicht zu Angesicht schauen können. So floh Johannes in die Wüste. Er war nicht allein mit seiner Weltflucht, sondern es hatten schon viele Hunderte vor ihm der Welt den Rücken gekehrt, um bald als Einsiedler, mehr noch aber in Form einer Mönchsgemeinschaft an den Ufern des Toten Meeres den Tag der Ewigkeit zu erwarten. Man nannte diese Weltflüchtigen, wenn sie unter sich einen Bund bildeten, Essäer. Wer in ihren Kreis aufgenommen werden wollte, mußte eine dreijährige Probezeit bestehen, dann einen feierlichen Eid schwören, die Geheimlehren des Bundes der Welt nie zu offenbaren. Als Ordensbruder begab der Essäer sich alles persönlichen Eigentums, verschmähte die Ehe, verzichtete auf den Tempelbesuch und wandte sich beim Gebet gegen Sonnenaufgang statt gegen Jerusalem. Die Essäer lebten äußerst einfach und begnügten sich allermeist mit Pflanzenkost. Die zwei einzigen Mahlzeiten, die nur aus einem Gerichte bestanden, behandelten sie mit gottes-

[1] Jes. 1, 13-15.

dienstlicher Feierlichkeit. Alle Teilnehmenden erschienen dabei in weißem Gewande. Ein langes Gebet eröffnete und schloß die Mahlzeit, während deren feierliche Stille waltete. Sie legten auf Bäder einen großen Wert; jeden Morgen nahmen sie in frischem Wasser ein Tauchbad, und ebenso taten sie immer vor dem Essen, nicht etwa bloß der körperlichen Reinheit wegen; sondern diese Bäder hatten für sie eine sinnbildliche Bedeutung, sie sollten ein Zeichen der inneren Reinigung sein.

Daß diese von der Welt abgeschiedenen Leute keinen Handel trieben, keine Reichtümer sammelten, keine Sklaven hielten, versteht sich von selbst. Den Oasen der Wüste rangen sie mit saurer Arbeit die für ihren Unterhalt nötigen Früchte ab. Einförmig und eintönig war ihr Leben, vom Geist einer tiefen Schwermut durchdrungen. Wie sollten sie daran Freude haben? Daher verwundert es uns nicht, wenn sie den Tag des Todes als den Tag der Freiheit priesen, wenn sie nach der ewigen Heimat sich sehnten. Der essäischen Mönchsgemeinschaft hat aber Johannes nicht angehört. Viel zu frei und schwungvoll war sein Geist, als daß er sich unter ihre vielen recht kleinlichen Satzungen gefügt hätte, und viel zu patriotisch zugleich, um an ihrem gänzlich dem Jenseits zugekehrten, vaterlandslosen Wesen Gefallen zu finden. Wir haben uns vielmehr vorzustellen, daß Johannes eine Zeitlang vollständiger Einsiedler war. Für ihn bedeutete das Leben in der Einsamkeit, da er keinen Menschen sah und sehen wollte, nicht ein Verdämmern der geistigen Kraft in frommem Müßiggang, nein, es war diese Zeit für ihn eine Lernzeit, in der er unter mancherlei Schmerzen und Erschütterungen für seinen wahren Beruf heranreifte. Und wie er reif geworden, da wachte die prophetische Begeisterung in ihm auf.

Wir dürfen Johannes mit vollem Rechte den großen Propheten früherer Jahrhunderte an die Seite stellen. Auch

er predigt im Namen des heiligen, gerechten und barmherzigen Gottes, auch er stellt sich in Gegensatz zu jener Frömmigkeit, die auf den Tempeldienst und die Beobachtung kleinlicher Satzungen das Hauptgewicht legte, auch er verlangt jene Tugenden, die zu den ewigen Grundlagen aller Menschenwürde gehören: Guttätigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit[1]. Er weckt die Gewissen, verkündet das nahe Kommen des Messias, der über die Sünder ein scharfes Gericht halten, die Gerechten aber bewahren wird[2]. Er hat weniger Töne der Milde als ein Jeremias oder der zweite Jesajas, er gleicht mehr dem Elias und dem Amos, diesen schneidend ernsten Predigern der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit. So bestimmt und anschaulich er predigte, so scharf er die besonderen Sünden jedes Standes und Berufes geißelte, so wenig verlor er sich in Einzelforderungen, sondern faßte alle seine Mahnungen in den einen Ruf zusammen: Kehret um[3], das ist: Gebet euerm ganzen Fühlen, Denken, Wollen eine andere Richtung! Werdet von Grund aus anders! Tiefsinnig hat die griechische Übersetzung das ursprüngliche „Kehret um" übersetzt mit „Ändert eure Gesinnung". Johannes demütigt den Nationalstolz. „Saget nicht bei euch selbst: Wir haben Abraham zum Vater. Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken[4]." Vielleicht braucht er dabei ein Wortspiel. Steine heißen hebräisch Abanim und Kinder Banim, also Gott kann aus Abanim Banim machen. Solche hebräische Wortspiele mochten den meisten Juden aus der Synagogenschule geläufig sein. Am schärfsten redete Johannes die Pharisäer und Sadducäer an, die als die selbstbewußten Führer des Volkes schwerlich aus frommem Triebe bei dem Propheten sich eingefunden hatten, sondern eher um zu erforschen, ob es sich um eine revolutionäre Bewegung handle. Ihr Schlangen

[1] Luk. 3, 11—13. — [2] Luk. 3, 9. Matth. 3, 8. 10—12. — [3] Matth. 3, 2.
[4] Matth. 3, 9.

und Otterngezüchte, rief er ihnen zu, wer hat euch darauf gebracht, ihr könntet dem künftigen Zorngerichte entrinnen[1]?

Dort zu Lande werden nämlich im Herbst die Stoppeln angezündet, die fußhoch die Felder bedecken. Da geschieht es denn, daß eines Tages weithin auf einmal alle Felder in Flammen stehen. Mit Riesenschnelligkeit wälzt sich die die leichte Flamme über den Boden hin, und das Ungeziefer flüchtet an die Grenze der Äcker.

Wie sehr erinnert Johannes überhaupt auch in seiner Sprache an die alten Propheten, wie gut versteht er es, seine Gedanken in wirksame Bilder zu kleiden! Er redet von den Waldbäumen, die zur Feuerung dienen, weil sie keine gute Frucht tragen, von dem Worfeln des Getreides. Das Korn wird in künstlichen Felsschachten (solche hat man unter den „Scheunen" zu verstehen) geborgen, die Spreu verbrannt. Gewöhnlich löscht das Feuer bei den leichten, weit zerstreuten Stoffen wiederholt aus; aber es wird einer kommen, dessen Feuer nicht erlöscht, bis die letzte Faser der Spreu wird verzehrt sein[2]. Man hat den Eindruck, als habe der Prophet seine Bußpredigt im Spätsommer gehalten; denn ein volkstümlicher Redner entlehnt seine Bilder der unmittelbaren Wirklichkeit. Johannes selbst vergleicht sich dem Messias gegenüber mit einem geringen Sklaven, der nicht gewürdigt ist, seinem Herrn auch nur den niedrigsten persönlichen Dienst zu leisten, nämlich die Riemen der Sandalen zu lösen[3].

Warum aber, müssen wir fragen, trat Johannes am Jordan auf? Die Antwort genügt nicht, jene Gegend sei eben die Heimstätte des weltscheuen Mannes gewesen. Denn ein Prophet ist ein Freund des Vaterlandes, der möglichst weite Kreise des Volkes erreichen möchte.

Johannes war ganz von der Überzeugung durch-

---

[1] Matth. 3, 7. — [2] Matth. 3, 10. 12. — [3] Luk. 3, 16.

drungen, am Vorabend der ungeheuren, längst ersehnten Wendung zu stehen, die den Feinden Gottes Verderben, den Getreuen ewige Freude bringen werde. In kürzester Zeit werde der Messias erscheinen, und auf ihn möchte Johannes sein Volk vorbereiten. Nun aber lesen wir in den Geschichtsbüchern des Josephus, daß viele revolutionäre messianische Bewegungen vom untern Jordantal ihren Ausgang genommen haben. Gaukler und Betrüger, sagt er, beredeten die Menge, ihnen in die Wüste — das ist das untere Jordantal — zu folgen. Auch Jesus warnte nach dem Evangelium Matthäus vor dem falschen Messias, von dem man sagen werde, er sei in der Wüste[1]. Wie ist diese Tatsache zu erklären? Im Propheten Jesajas stehen die Worte: In der Wüste bereitet dem Herren (der Israel aus der Verbannung heimführen will) einen Weg[2]! Diese „Wüste" hat man zur Zeit Jesu auf das untere Jordantal um so lieber bezogen[3], als ja einst von dort die glückliche Eroberung des Landes durch Josua begonnen hatte.

Es war eine gewaltige messianische Bewegung, die Johannes einleitete. Von den kühnsten religiös-patriotischen Hoffnungen waren viele Tausende ergriffen, die willig unter seine züchtigende Rede sich beugten, die begeistert ihm alles versprachen. Wir begreifen, daß es, wie Josephus berichtet, dem schwächlichen Fürsten Herodes Antipas dabei schwül zu werden anfing. Ein Wink, und die Flutwelle der durch Johannes erregten Begeisterung spült die Residenz des Herodes am Ostufer des untern Jordan samt aller Fürstenherrlichkeit weg.

Doch während betrogene Betrüger das Volk um sich sammelten mit dem Vorgeben, sie werden durch große Schauwunder als von Gott gesendet sich ausweisen, während andere meinten, die Waffen in der Hand das Messiasreich

[1] Matth. 24, 26. — [2] Jes. 40, 2. — [3] Matth. 3, 5. Luk. 3, 21.

erzwingen zu können, verlangte Johannes als echter Gottesmann nur, was zu allen Zeiten Grundbedingung menschlicher Wohlfahrt bleiben wird. Kühne, schneidende Worte, hochgespannte Erwartungen klangen doch bei ihm in die einfache Mahnung aus: Laßt uns besser werden, dann wird's besser sein!

Schon die alten Propheten suchten nicht bloß durch Worte sondern auch durch Zeichen zu wirken, und auch darin folgte ihnen Johannes.

Alle, welche, von seiner Predigt ergriffen, zu einer neuen Lebensrichtung sich entschlossen zeigten, wurden von ihm getauft, d. h. sie tauchten auf sein Geheiß in das Wasser des Jordan unter. Wohl waren sie schon durch die Zerknirschung ihrer Seele und durch das Gelübde eines neuen Lebens von der Sünde losgelöst; aber das Eintauchen in das reine Wasser verstärkte nach dem Glauben jener Zeit die Wirkung der innern Umwandlung. Da es auf das Geheiß des Propheten geschah, wurde es zugleich als Siegel der verzeihenden Gnade Gottes empfunden[1]. Johannes, seiner Schranken bewußt, warnte vor Überschätzung des heiligen Zeichens. Die vollkommene Weihe des Herzens kann ich euch noch nicht geben, bekannte demütig der Prophet. Ich taufe euch mit Wasser, es kommt aber einer nach mir, der wird euch mit Feuer taufen[2]. Das Feuer hat eine noch viel eindringender reinigende Kraft als das Wasser.

Wenn die Getauften aus dem Wasser stiegen, mochte eine sehr große freudige Erregung über sie kommen. Sie

---

[1] Mark. 1, 4. Luk. 3, 3. — [2] Matth. 3, 11. Ganz unpassend haben Spätere das Wort des Johannes erweitert: „Der nach mir kommt, wird euch mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen.“ Damit verliert das Bild sofort seine Anschaulichkeit. Wasser und Feuer sind Mittel der Reinigung, die wieder verschwinden, wenn sie ihren Dienst geleistet haben. Der heilige Geist aber, das ist die von Gott gegebene Kraft des Guten, soll bleibend im Herzen wohnen.

fühlen sich mit Gott versöhnt, sie spüren die Kraft eines neuen Lebens in sich, sie sind gerüstet für die Zeit des Messias und schauen ihr ohne Bangen entgegen. Darum ging der Ruf durchs Land: Wer auf den Tag der Verheißung sich vorbereiten will, gehe hin und lasse sich von Johannes taufen! Wir begreifen, daß Israels Söhne von nah und fern sich zur Taufe drängten. Denn wenn einmal eine starke geistige Bewegung sich des Volkes bemächtigt hat, dann reißt sie selbst die Lauen und Gleichgültigen mit sich fort. Welch gewaltigen Erfolg haben in späteren Jahrhunderten die Bußpredigten eines Savonarola, eines Wesley und Whitefield gehabt!

Aber nun erscheint einer vor Johannes mit der Bitte um die Taufe, den wir hier nicht erwartet hätten. Es ist Jesus von Nazaret[1]. Was soll denn für ihn die Taufe bedeuten? Hat auch er sich bekehren müssen? Ist er erst jetzt, wie er mit Johannes vertraut wird, ein anderer geworden? Reifen erst jetzt seine großen Entschlüsse? Ist er, wie man früher so oft angenommen hat, nur zum Schein zur Taufe gekommen, weil alle ernsten Leute damals in Israel sich taufen ließen? Hat er sich nicht ausschließen wollen, um durch sein Beispiel nicht Ärgernis zu geben, sondern im Gegenteil andere dadurch zu ermuntern, obgleich er selbst dieser Taufe nicht bedurfte? Schon die alten Christen haben über die Taufe Jesu hin und her geraten; es kann uns daher nicht wundern, wenn auch heute noch die Gelehrten darüber sehr ungleicher Meinung sind. Wir halten es für völlig ausgeschlossen, daß Jesus nur zum Scheine sich an einer so ernsten, weihevollen Feier beteiligt habe. Dafür war sein ganzes Wesen zu groß und zu schlicht. Gegen keine Sünde hat er schneidendere Worte gebraucht als gegen die Heuchelei; daher

[1] Mark. 1, 9

wäre es ein arges Unrecht gegen die unbedingte Lauterkeit seiner erhabenen Seele, ihm irgendwelche bloße Scheinhandlung zuzutrauen. Wenn also auch für Jesus diese Taufe etwas bedeutete und zwar etwas sehr Großes bedeutete, welchen Sinn hatte sie denn für ihn? Ist es so, wie viele von den neueren Erklärern glauben, daß er eben auch als bußfertiger Mensch sich zeigen wollte? Sie sagen, um ihre Ansicht zu unterstützen, es sei selbstverständlich, daß an dem Leben Jesu kein Flecken hafte; aber je edler ein Mensch sei, desto strenger richte er sich selbst, und schmerzlich empfinde er selbst solche Unvollkommenheiten, die andere ganz übersehen. Jesus selbst habe ja einmal gesagt, als ihm einer entgegenkam mit den Worten: „Meister, guter Meister, was muß ich tun, daß ich selig werde?" „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott[1]." Also auch er, der Reinste und Beste, habe einen Zwiespalt zwischen sich und Gott empfunden und diesem Gefühl in der Taufe Ausdruck gegeben. Gewiß wird man dieser Ansicht nicht etwa nachreden wollen, daß sie es an Ehrfurcht gegenüber Jesus fehlen lasse; dennoch glaube ich, sie sei nicht richtig. Man muß sich doch sagen: Jesus Christus hat von zarter Jugend auf Gott inniglich geliebt, und diese Liebe hat sich in ihm immer reicher entfaltet. Als ein ganz Gerüsteter, für seine Aufgabe ganz Gereifter hat er von seiner Heimat Nazaret Abschied genommen. Er hat sich mit wandelloser Sicherheit und Selbständigkeit aus sich selbst entwickelt und nicht von außen her entscheidende Einwirkungen empfangen. Wir wissen, daß die Juden der damaligen Zeit morgens und abends aus dem fünften Buch Mose die Worte wiederholten: Du sollst den Herren, deinen Gott, von ganzem Herzen lieben[2]. Wenn Johannes nun die Leute zur Buße aufforderte, so wollte er damit sagen: Machet

---

[1] Mark. 10, 18. — [2] 5. Mos. 6, 5.

einmal ernst mit diesem Gebot! Gebt euch Gott mit aller Innigkeit und Treue hin! Und wer sich taufen ließ, der gelobte, daß er in solchem Sinne fortan Gott lieben wolle. Man kann daher die Getauften des Johannes als eine Gemeinschaft von Israeliten bezeichnen, die entschlossen waren, Gott, dem Herrn, nicht bloß mit knechtischer Furcht, sondern mit freier, freudiger Hingebung zu dienen.

In diese Gemeinschaft will sich Jesus auch aufnehmen lassen; denn nur in einer solchen kann er wirken, nur in einer solchen kann er das Gottesreich gründen. Jedem aber, der also Gott lieben will, ist eine eigene Aufgabe zugeteilt und ihm, der ein einzigartiges Sohnesgefühl in sich empfand, die allerhöchste. Indem Jesus sich taufen läßt, gewinnt er zugleich eine sinnbildliche Weihe für seinen großen, gewaltigen Entschluß, fortan ganz und gar alle Sorgen um Haus und Familie aufzugeben und ganz nur der Sache Gottes zu leben. Ja, er taucht unter das Wasser, um sinnbildlich den Abschied von seinem ganzen bisherigen stillen Leben zu besiegeln, und er steigt wieder empor als der, der entschlossen ist, der Menschheit einen neuen Weg zu Gott zu weisen.

Und nun heißt es: Wie er aus dem Wasser stieg, da sah er den Himmel offen und hörte eine Stimme: Du bist mein Sohn, der geliebte, an dem ich Wohlgefallen habe. Und der heilige Geist senkte sich wie eine Taube auf ihn hernieder[1].

Wer von uns wird nicht zugeben, daß uns da wiederum eine Schilderung in morgenländischer Sprache geboten ist? Ja, der Morgenländer sagt: Ich sehe den Himmel offen, wenn er die heiligsten Gefühle empfindet, wenn die Welt mit ihrer Kleinlichkeit für ihn verschwunden ist. So sah der sterbende Stephanus[2], der erste christliche Märtyrer,

---

[1] Mark. 1, 10. 11. — [2] Apg. 7, 56.

den Himmel offen. Und was bedeutet das: Der heilige Geist ließ sich wie eine Taube auf ihn nieder? Manche Bibelerklärer haben bei diesem Anlaß, entgegen dem Tatbestand, sehr viel Gutes über die Charaktereigenschaften der Tauben zu sagen gewußt.

Die Taube zeichnet sich durch einen überaus ruhigen Flug aus, und die Erzählung will sagen: Der heilige Geist — d. i. die Kraft heiliger Begeisterung — senkte sich in ruhiger, nicht stürmischer Weise zu jener Stunde auf die Seele Jesu hernieder. Die Jünger haben bei ihrem Herrn niemals eine stürmische Erregung beobachtet, nicht jenes Entzücken und jenes Verzücktsein, das bis an die Grenze des Bewußtseins geht. Nein, immer machte er ihnen den Eindruck einer gleichmäßigen, ruhigen Hoheit. Er ist immer derselbe; er geht sicher und entschieden seinen Weg; er muß nichts bereuen, nichts zurücknehmen; er bleibt sich gleich in seinem Ernst, in seiner Milde, in seiner Gütigkeit. Gerade die Stetigkeit seiner hohen Seelenstimmung hat diese schlichten treuen Seelen zu tiefster Bewunderung und Verehrung bewegt.

Gewiß kam, als Jesus aus dem Wasser aufstieg, die ganze Macht der Begeisterung über ihn, aber still, wie wenn die Blumen ihre Kelche unter dem Strahl der Morgensonne erschließen. Nicht ein loderndes Feuer, sondern eine innige Glut ist das ureigne Wesen seiner Gemeinschaft mit Gott. Ja, die Stunde der Taufe war für ihn eine große Stunde, eine Stunde von unnennbarer Seligkeit, eine Stunde voll weltgeschichtlicher Bedeutung; denn auch für ihn gab es Höhepunkte von Gottesnähe, wo er den Himmel offen sah, wo er die Wirklichkeit einer überirdischen Liebe ganz besonders stark empfand, wo sich himmlische Stimmen ganz besonders deutlich vernehmen ließen und ewiges Leben seine ganze Seele füllte.

Wohl hatte er schon, als er von der Heimat schied, das Gelübde auf sich genommen, fortan ganz der Sache

Gottes zu dienen; aber durch die Taufe empfing, wie wir gezeigt, dieser Entschluß seine vollendete Weihe und Stärke. Nicht nur für uns Schwache sind weihevolle, sinnige Zeichen eine Segenskraft, nein, auch ihn, den Geistigsten der Geistigen, führte das Zeichen der Taufe zur Höhe seines Lebens empor, zum vollendeten Innewerden seiner Sohnesgemeinschaft mit Gott und zur innigsten Empfindung seiner Harmonie mit ihm. Von dem, was bei der Taufe am Jordan im Heiligtum seiner Seele vorging, was er damals innerlich schaute und vernahm, muß er seinen Jüngern erzählt haben; wie könnten wir sonst davon wissen? Sie haben davon genug verstanden, um in tiefsinnigem Bilde die Erinnerung an eine der größten Stunden im Leben ihres Herrn und Meisters festzuhalten.

V.

Die Versuchung.

Wenn wir mit aller unbefangenen Forschung gern und willig anerkennen, daß in der geistigen Persönlichkeit Jesu nicht bloß ein Brennpunkt für alle Strahlen des bisherigen höheren religiösen Lebens gegeben ist, sondern ein schöpferisches Geheimnis, das kein menschlicher Verstand je ergründen wird, so wollen wir doch zugleich dessen von Herzen uns freuen, daß dieser größte und herrlichste unter allen „Menschensöhnen" mit uns durchaus wesensverwandt ist, daß wir ihm gegenüber mit edelstem Stolze das Wort des Dichters wiederholen dürfen: „Er war unser, und er ist unser". Paulus nennt Jesus Christus den erstgeborenen unter vielen Brüdern[1], und es ist ja gerade unsere Aufgabe zu zeigen, wie er ein Mensch unter Menschen gewesen, wie auch er versucht worden ist, wie auch er seine schweren und bangen Stunden gehabt hat, wie auch er hat ringen müssen, sich in den Willen Gottes zu ergeben. Wahrlich, er versteht unser Sorgen und Bangen, unsere Kämpfe und Schmerzen, er ist unser Bruder; diesen Trost lassen wir uns niemals rauben. Wir wissen uns dabei in voller Übereinstimmung mit den alten Christen; stehen doch im Briefe an die Hebräer die Worte geschrieben: Worin er, Jesus Christus, selbst versucht worden ist, vermag er denen, die versucht werden, zu helfen[2].

---

[1] Röm. 8, 4. — [2] Hebr. 2, 18.

Jesus wird versucht. Was heißt das? Er empfindet einen Reiz zum Bösen, einen Reiz, dem Willen seines Vaters ungehorsam zu werden und den Frieden mit Gott zu brechen. Woher kommt dieser Reiz? Die evangelische Geschichte redet von einem Versucher, von einem Teufel. Wer ist aber der Teufel? Gewiß sind wir alle über die mittelalterliche Anschauung hinaus, über den Glauben an eine Teufelsgestalt, der ägyptische und griechische Götterbilder die Hörner, die langspitzen Ohren, den Schwanz geliehen haben. Eine solche Gestalt gehört jetzt in weitesten Kreisen nur noch dem Reiche der Dichtung an. Aber mit fröhlichen Kindern zu sprechen: „Es gibt keinen Teufel", davor werden wir uns wohl hüten; denn wir brauchen nur den Teufel als den Inbegriff aller dunkeln Mächte, welche den Menschen in die Tiefe ziehen wollen, aufzufassen, um zu erkennen, daß er eine sehr reale Macht ist und immer noch eine furchtbare Gewalt über die Menschenherzen ausübt. Aber woher kommt den eigentlich diese Macht? Ach, wie haben sich die Menschen seit langen Jahrtausenden abgemüht, das Geheimnis des Bösen zu ergründen! Die Sache ist doch nicht so schwer zu erklären. Von Uranfang an hat das Leben nur ringend, kämpfend sich erhalten können. Wenn es den Kampf aufgibt, muß es verkümmern und vergehen. Niedere Lebensformen greifen die höheren an, um sie zu sich herunter zu ziehen, oder sie vollständig zu vernichten. So muß z. B. der edle Waldbaum gegen hundert Feinde sich verteidigen. Kämpfend aber kann das Leben nicht bloß sich behaupten, sondern sich auch veredeln. Niemals wird ein redlicher Kampf umsonst geführt. Göttliche Weisheit hat gewollt, daß das Leben auf allen Stufen in Kampf und Arbeit sich vollende. So muß eben auch der Mensch kämpfen um seine Menschenwürde; er muß wachen und ringen und arbeiten. Das macht das Leben oft sehr mühsam; aber wenn wir ernstlich kämpfen, so kommen wir

vorwärts und aufwärts, und immer herrlicher leuchten die verklärten Ziele alles Menschenlebens in unsere Seele hinein.

Jesus hatte sich nach jener großen Stunde am Jordan, wo er den Himmel offen sah, in die Einsamkeit zurückgezogen. Wer wollte das nicht begreifen? Nach großen und herrlichen Stunden bedürfen wir der Einsamkeit, wir können uns nicht alsbald ins laut rauschende Leben hinausbegeben. Wie er aber allein ist, da gibt sich seine ganze Seele an Gott hin, da hat er das tiefste Bedürfnis, noch einmal alles, was er der Welt zu verkünden hat, mit seinem himmlischen Vater gleichsam durchzusprechen, noch einmal seine ganze Aufgabe im Lichte der Ewigkeit zu schauen. Da kennt er keine irdischen Bedürfnisse, da achtet er der Schrecken der Einsamkeit nicht, da kommt kein Schlaf in seine Augen, da verspürt er keinen Hunger. Aber schließlich machen sich die leiblichen Bedürfnisse doch geltend; man kann sie wohl beherrschen, doch nicht ganz verdrängen. So heißt es denn ganz einfach: Ihn begann zu hungern[1]. Als ihn aber heftig hungerte, wie nahe legte sich da der Gedanke: Wenn nur die Steine — die massenhaft auf dem Wüstenboden herumlagen — Brot würden! Und nun die Versuchung: Du stehst mit Gott in engstem Zusammenhang; so nahe an Gottes Herzen wie du ist keiner von allen Menschen auf Erden. Also wenn du den Vater bittest, so wird er aus den Steinen dir Brot werden lassen, eben weil du sein liebstes Kind bist. Warum tut er eine solche Bitte nicht? Weil er sie für Sünde hält. Schon im menschlichen Haushalt will ein wirklich gutes Kind kein Vorrecht haben, will nicht, daß um seinetwillen die weise Hausordnung gestört werde. Wird treuer Kindessinn dem himmlischen Haushalte gegenüber sich anders verhalten? Schlichte, demutsvolle Gottergebenheit hat im Morgenland zu allen

[1] Matth. 4, 2-6.

Zeiten als Wahrzeichen echter Frömmigkeit gegolten. Ihm, dem einsamen Beter, ihm, dem Frömmsten der Frommen, ist solche Ergebenheit Herzensbedürfnis. Er will nicht, daß der Vater um seinetwillen die Hausordnung aufhebe. „Der Mensch lebt von jedem Wort, das durch Gottes Mund ausgeht", das will sagen: Der Allmächtige hat in seinem weisen, herrlichen Haushalt unendlich viel Mittel und Wege zu helfen und den Hunger seiner Kinder zu stillen, ohne aufheben zu müssen, was seine ewige Weisheit geordnet hat. Will er gerade Brot den Menschen geben, dann läßt er das Samenkorn dreißig-, ja hundertfältige Frucht tragen. Wie oft haben sich die Menschen hinreißen lassen, um etwas zu bitten, das einer klar vor Augen liegenden Ordnung Gottes entgegen war, nicht aber er, der uns beten gelehrt: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel; nicht er, der in bangster Stunde gesprochen: Nicht wie ich will, sondern wie du willst[1]. Wie feinfühlig und zart ist seine Frömmigkeit! Wie klingt aus allen ihren Äußerungen ein voller Zusammenhang mit dem Willen Gottes! Leider sind die Christen sehr oft an den besonders feinen und rührenden Zügen aus dem Leben ihres Herrn und Meisters achtlos vorübergegangen, verleitet von denen, die ihr Gedankenbild höher schätzen als den geschichtlichen Christus. Welch ein verhängnisvoller Wahn der gelehrten Geister, zu meinen, sie könnten mit ihren Spekulationen der Welt Höheres, Trostreicheres bieten, als Gott selbst in dem wirklichen Jesus Christus uns gegeben hat!

Seinen treuesten Jüngern hat der Herr seine ganze Seele geöffnet und ihnen auch erzählt, was im Innersten, vor aller Welt verborgen, als Versuchung ihn aufregte. Wie vertrauensvoll muß seine Freundschaft mit ihnen gewesen sein!

---

[1] Matth. 6,10. 26,39.

Hungrig und doch gestärkt verläßt Jesus die Wüste am Jordan und geht hinauf nach Jerusalem. Warum geht er nochmals dorthin? Warum wandert er nicht alsbald der Heimat zu, um hier sein Werk zu beginnen? Die Antwort wird uns nicht schwer fallen. Jerusalem ist die heilige Stadt, im vollen Sinne des Wortes das Zentrum für das gesamte geistige Leben des Volkes Israel. In dieses Zentrum will er nochmals gehen, den Tempelvorhof will er nochmals besuchen, um noch einmal die Eindrücke dieser heiligen Stätte auf sich wirken zu lassen. Die evangelische Erzählung berichtet, er habe sodann eine Zinne des Tempels bestiegen [1], das heißt, er sei auf das flache Dach der Säulenhallen gegangen, welche den gewaltigen Vorhof nach allen Seiten umgaben. Von dort oben konnte er auf den herrlichen Platz hinunterschauen. Welch ein Platz! Da strömen sie immer wieder herein, die frommen Menschen, Psalmen singend; oder man sieht sie zu Hunderten, zu Tausenden niederknien, man hört sie beten: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich [2]; man hört die Musik und den Gesang der Priester. Welche Erinnerungen weckte dieser Platz, der seit vielen Jahrhunderten die große Anbetungsstätte für das Volk Israel gewesen, auf dem so oft die Propheten große Worte gesprochen, auf welchem Millionen von Israeliten die Nähe Gottes stärker als irgendwo auf Erden gefühlt hatten. Als Jesus in ernstem Sinnen die Scharen des Volkes betrachtete, die ihrer Andacht, ihrem frommen Entzücken mannigfaltigen Ausdruck gaben, wachte in ihm die Frage auf: Willst du nicht deine Wirksamkeit auf diesem heiligen Platz beginnen? Willst du nicht die Fahne aufnehmen, welche der Hand der sterbenden Propheten auf diesem Platz entfallen ist? Aber wenn du hier zu wirken beginnen willst,

---

[1] Matth. 4, 5. 6. — [2] Psalm 136, 1.

wie kannst du Eindruck machen? Fromme Gefühle haben die Menschen hier in überreichem Maße, und wenn du mit deiner ganzen Frömmigkeit an sie herantrittst, das wird sie nicht stark erregen, weil sie selbst sich wie unter geöffnetem Himmel fühlen. Also mußt du ein anderes versuchen. Stürze dich von der Zinne des Tempels hinunter auf den Platz! Das wird die Menge in Staunen und Bewunderung versetzen. Sie werden dich, wenn du unverletzt auf den Boden gekommen bist, wie einen von Gott Gesandten begrüßen. Und du bist ja Gottes geliebter Sohn; dich werden die Engel auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest [1]. Wir müssen bedenken, daß zu allen Zeiten die Menschen sehr wundersüchtig gewesen sind, aber nie mehr als gerade damals. Man will nur den als Boten Gottes anerkennen, der die Gesetze, die sonst die Welt beherrschen, aufzuheben versteht. So wird uns von zwei Männern erzählt, die einige Jahre nach Jesus Christus mit dem Anspruch, die Messiaswürde zu besitzen, aufgetreten sind, daß sie mit Wunderzeichen sich zu beglaubigen versucht haben. Der eine, namens Theudas, versammelte viele Tausende von Juden am Jordan, indem er vorgab, auf sein Gebet hin werden sich die Fluten des Jordan teilen, und er werde trockenen Fußes über den Fluß setzen. Doch, bevor er das Gebet vollenden konnte, erschien die römische Reiterei auf dem Platze und jagte den Haufen auseinander, und der ganze Schwindel nahm einen wehevollen, blutigen Ausgang. Aber das hielt einen andern nicht ab, die Menge auf den Ölberg zu berufen, indem er behauptete, wenn er bete, so werden auf sein Gebet hin die Mauern von Jerusalem zusammenstürzen, und er werde in Jerusalem wie in eine freie Stadt einziehen. Wiederum jagten die römischen Reiter den Haufen Volks auseinander.

---

[1] Matth. 4, 6.

Die griechische Geschichte berichtet uns von zwei erleuchteten Männern, Pythagoras und Empedokles, die große Freunde des Volkes waren und in ihrer Weise „den Weg des Heils" verkündeten. Beiden wurden eine Menge Wunder zugeschrieben. Beide hatten nach dem Glauben des Volkes Macht, nicht nur Kranke zu heilen, nein, auch Wind und Sturm zu gebieten; beide seien allwissend gewesen und hätten in alle Geheimnisse der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft hineingeschaut. So werden auch sehr viele Wunder von Buddha, selbst in viel späterer Zeit auch von Muhammed berichtet. Kurz, es ist offenbar ein Bedürfnis der Volksseele zu meinen, die, welche Gott zu einem besonderen Werke ausersehen habe, seien den allgemeinen Ordnungen des Lebens und der Welt enthoben. Wie weh tat dieser wundersüchtige Sinn unserm Herrn und Meister! Wie fern lag ihm diese Wundersucht! Er spürte Gott überall gleich kräftig, es kam ihm die ganze Welt als ein unendlich bewunderungswürdiges Werk Gottes vor. Überall erkennt er das Walten dessen, mit dem er sich so eng verbunden weiß, daß er nicht noch besonderer, außerordentlicher Zeichen bedarf, um der göttlichen Gegenwart inne zu werden. Nein! Wer nährt die Vögel des Himmels, die nicht säen und nicht ernten, wer kleidet die Lilien des Feldes? Wer löst das Geheimnis, daß das Samenkorn wachsen muß? Wie wunderbar, daß das Senfkorn, das kleinste Samenkorn, zum größten Gewächs im Garten wird. Welch ein Reichtum göttlichen Waltens!

Nicht als ob wir Jesus moderne Vorstellungen von einem undurchbrüchlichen Naturzusammenhang beilegen wollten. O nein, sein Gott und Vater ist der Allmächtige, der die Sterne hervorruft nach ihrer Zahl und Himmel und Erde vergehen läßt. Aber er verwirft die Wundersucht, weil sie Sache jenes schwächlichen Glaubens ist, der nur durch außerordentliche Erscheinungen der Macht und

Weisheit Gottes gewiß wird. Ein frommes Gemüt, das durch die gewöhnliche Welterfahrung das höchste Vertrauen in die Macht, Weisheit und Liebe Gottes gewonnen hat, kann durch das Außerordentliche an Vertrauen nicht reicher werden. Nun aber tritt an Jesus die Versuchung heran, dem schwächlichen Glauben des Volkes entgegenzukommen und den Sprung in die Tiefe zu wagen. Er tut ihn nicht; er will nicht durch solch ein Zeichen anerkannt werden, sondern er weist die Versuchung ab mit den Worten: Du sollst Gott nicht auf die Probe stellen!

Nun heißt es weiter: Der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg, von dem aus man alle Reiche der Welt überschauen konnte, und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest[1]. Wenn wir diese Worte in buchstäblichem Sinne nehmen wollten, so könnte es sich nur um ein geistiges Schauen handeln; aber sie deuten in volkstümlicher Weise auf einen ungewöhnlich aussichtsreichen Berg hin, wie ein solcher im Osten Jerusalems sich erhebt, den Ölberg. Über diesen Berg mußte Jesus wandern, wenn er auf dem gewöhnlichen Wege nach Galiläa heimkehren wollte. Auf seiner Höhe hat er noch einmal tiefbewegten Herzens auf Jerusalem zurückgeschaut.

Welch ein großartiger Anblick! Unmittelbar zu seinen Füßen hatte er den Tempelplatz. Wenn die letzte Versuchung ihn am Tage seiner Abreise von Jerusalem traf, so müssen wir annehmen, daß die heilige Stadt im Morgenglanz vor seinen Augen sich ausbreitete. Unter der Fülle reinen Lichtes leuchtete das Tempelhaus mit seinem vergoldeten Dach und den Goldtafeln seiner Mauern gleichsam in überirdischer Verklärung. Wie eine gewaltige, aus Riesenquadern aufgebaute Feste ragt die innere Tempelanlage, das eigentliche Heiligtum Israels, über den weiten

---

[1] Matth. 4, 8-10.

Tempelplatz empor, als wäre sie ein Sinnbild des Gottes, den Israels Dichter so oft mit einer unbezwinglichen Feste verglichen haben. Ja, hier thront der Allmächtige. Die dichtgedrängt übereinander aufsteigenden Häuser jenseits des Heiligtums aber erinnern an das Volk, das kühnste und glänzendste Hoffnungen auf seinen Herrn und Gott setzt. Wohl weiß es, daß die Stadt Jerusalem, die der König Herodes mit hoher Pracht ausgeschmückt hat, nicht für die Ewigkeit gebaut ist; sie muß vergehen. Aber mit verzückten Augen sieht es ein himmlisches Jerusalem auf die Stätte des irdischen herniederschweben, und in seinen Träumen allen zeitlichen Bedenklichkeiten enthoben, vernimmt es den millionenfachen Jubelruf der verklärten Scharen: Wer dürstet, der komme und trinke Wasser des Lebens umsonst! Selig sind, die eingehen durch die Tore in die Stadt[1]! Mit dem Propheten konnte das Volk sprechen: Solches Träumen ist mir süß geworden[2]; aber um so bitterer war jeweilen das Erwachen in die rauhe, harte Wirklichkeit. Israel ist geknechtet und verachtet, zum großen Teil arm und gering in eine Welt zerstreut, die mit ihrer Gottlosigkeit und ihrer Zweifelsucht, mit ihrem Bildungsstolz und ihrem Formenadel nur Hohn besaß für die schwulstigen, national selbstsüchtigen Zukunftsbilder, der „widerwärtigsten" römischen Untertanen.

Kein Volk hat heißere Tränen um seine Armut und Niedrigkeit geweint, als das Judenvolk; keines hat unter unerfüllten großen Hoffnungen schmerzlicher gelitten, keines inbrünstiger all seine Gebete in den einen Ruf zusammengefaßt: „Komm, o Herr, o komm, komm! Sende uns den Retter mit den Legionen der Engel!" Was Wunder, wenn die verhaltene Wut von Unterdrückten und Beleidigten, wenn der Gram vergeblichen Hoffens an der Seele des

---

[1] Jes. 55, 1. Offb. 22, 17. 14. — [2] Jer. 31, 26.

Volkes nagten und sie in eine fast unleidliche Aufregung versetzten!

Wie Jesus droben auf dem Ölberg steht, die Blicke auf Jerusalem gerichtet, fühlt er Freude und Schmerz seines Volkes mit erhöhter Stärke. Soll er dessen Sehnsucht nicht stillen? O, wie durchdringen die Seufzer und Klagen: „Hüter, ist die Nacht bald hin[1]?“ sein mitleidvolles Herz! Kein Volk hat er von seinem Erbarmen ausgeschlossen; aber seine erste Liebe galt doch seinem Volk, den „verlorenen Schafen Israels“[2]. Soll er nicht im Namen seines himmlischen Vaters unter sein Volk treten und sagen: O Volk, deine Not und deine Erniederung haben ein Ende. Sammle dich um mich! Werde ein Volk von Gotteskindern! Und dann wird Gott seine Engel uns zur Seite geben, und wir werden im heiligen Kampf all unsere Feinde uns zu Füßen legen?

Soll er nicht all seine reiche Begabung, seine ganz einzigartige Stellung zu Gott in den Dienst dieser heißesten Hoffnungen seines Volkes stellen? Es waren ja keine gemeinen Hoffnungen, sonst hätte er mit ihnen keinen so gewaltigen Seelenkampf bestanden; denn alle Versuchungen, die an Jesus Christus herangetreten sind, haben etwas Edles an sich, sie erscheinen als Schatten nur etwa so, wie helles Erdenlicht noch Schatten wirft im Licht der Sonne. Das Gemeine war dieser heiligen Seele durchaus fern. Aber gerade das Gottwidrige, das mit edlen Elementen durchsetzt ist, wirkt am gefährlichsten. Nicht die entartetsten Religionen haben dem Christentum den schroffsten Widerstand entgegengestellt, sondern diejenigen, die viel Wahrheit in sich bergen. Von allen Religionen in der Welt, die dem Christentum widerstreben, wird die Religion des Islam am längsten Widerstand leisten, weil aus dem Sande ihrer

---

[1] Jes. 21, 11. — [2] Matth. 10, 6. 15, 24.

heiligen Schrift, des Koran, manches Goldkorn dem ungetrübten Auge entgegenleuchtet.

Die Messiashoffnung Israels war keine gemeine Hoffnung; denn sie bezog sich nicht nur auf Sinnesfreuden, sondern stellte auch eine Erneuerung des innern Menschen in Aussicht. Alles Weh und Leid soll einst in der Welt verschwinden, Paradiesesfrieden selbst über die wilden Tiere kommen; aber auch die Sünde soll einst aufhören, und als höchste Gabe des Herrn erwarten die frommen Knechte Gottes in Israel von ihm ein besseres Herz. Gerade weil diese Hoffnung sehr viel ewig Wahres und Gutes in sich enthielt, konnte sie für Jesus gefährlich werden. Doch er hat sich von ihr nicht bestimmen lassen; denn er fühlt, daß er mit ihr nicht den Weg beschritte, den Gott ihn gehen heißt. Wenn er den Wünschen seines Volkes nachgeben wollte, so würde er nicht mehr den Segen seines Vaters haben. Ihm ist eine andere Aufgabe gestellt. Nicht zu einem Kampf gegen die Feinde des Volkes will er sein Volk sammeln; er will überhaupt kein Kämpfer sein im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch wenn Legionen Engel ihm zu Gebote ständen. Er will in aller Demut nur ein Säemann sein und den guten Samen ausstreuen, nicht einen Königsmantel tragen, sondern in Knechtsgestalt, arm und gering, so unscheinbar als es nur immer sein kann, sein Werk anfangen. Weder mit Zeichen und Wundern will er sich schmücken, noch auf seine davidische Abstammung sich stützen, noch viel weniger will er gleich von Anfang an als Messias sich ausgeben. Er will mit der letzten Faser seines Wesens ganz und gar sich in den Dienst seines Vaters stellen; nichts für sich, alles für Gott und die Menschen. Er will die Welt mit hingebender Liebe retten. Das ist der Weg, den er gehen wird, den er in späterer Zeit mit den Worten bezeichnet hat: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde,

sondern daß er diene[1]! Ja, dienen will er, dienen den Letzten und Geringsten; helfen will er den Gesunkenen und Verlassenen. Als armer Menschensohn will er sein Werk beginnen und vollenden, dessen gewiß, daß das der Weg Gottes ist. So hat er diese schwerste Versuchung wie alle andern überwunden mit den Worten: Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen[2]! Du kannst nicht die noch vielfach selbstischen Messiasträume deines Volkes erfüllen und zugleich der Retter jeder Menschenseele werden. Du kannst nicht den Stimmen des Hasses und der Rache des Volkes folgen und zugleich ein Reich des Friedens auf der Welt gründen. Du kannst nicht Hoffnungen dich anschließen, bei denen die volle Liebe Gottes nur den Kindern Israels gilt, und zugleich diese Liebe der Sonne vergleichen, die über alles Erdreich leuchtet. Zum Könige habe ich dich berufen; aber der Weg zum Throne ist mit immer größeren Opfern selbstlosen Erbarmens bezeichnet.

Als Jesus die Versuchungen überwunden hatte, da „traten die Engel zu ihm und dienten ihm“[3], das heißt, da stellten sich die Mächte des höheren Lebens zu seinen Diensten: der heilige Ernst, der freudige Heldenmut, die erzieherische Weisheit, die himmlische Milde, die Harmonie der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen. Je höher die Seele hinaufdringt in die reine Himmelsluft, desto mehr enthebt sie sich der Erdenschwere, und Überwindungen schwerster Versuchungen bedeuten Siege für die Ewigkeit.

So nahm Jesus Abschied von Jerusalem mit ganzer Entschlossenheit, getragen von jener wunderbaren Stimmung, in der Wehmut und Freude, kühne Hoffnung und unendliches Wohlwollen zum unsagbar wohltuenden Gottesfrieden zusammenklingen.

---

[1] Mark. 10, 45. — [2] 5. Mos. 6, 13. — [3] Matth 4, 11.

VI.

Das ewige Evangelium.

Von Buddha wird erzählt, daß er sich nach jahrelangem Studium unter einen großen Feigenbaum gesetzt habe mit dem Entschluß, von dieser Stelle nicht mehr wegzugehen, bis er das wahre Licht empfangen habe. Da habe er denn unter diesem Baum gesessen, in sich versunken, über das Rätsel des Daseins nachsinnend. Wie Mara, der Herr des Reichtums, der Sinnenlust und des Todes, dies vernommen, sei es ihm um seine Herrschaft über die Menschen angst geworden. Er habe gefürchtet, wenn Buddha zu seinem Ziele komme, dann werde er, Mara, ein armer Teufel werden.

Darum habe er alles versucht, um Buddha aus seinem Sinnen aufzuschrecken und auf andere Gedanken zu bringen. Zunächst habe der Versucher es probiert mit den Mitteln der Gewalt, des Schreckens; hernach, als er damit auf den sinnenden Buddha keinen Eindruck gemacht, mit den Bildern anmutiger Sinnenlust. Doch alles sei ohne Erfolg gewesen; Buddha habe sich in seinem Sinnen nicht stören lassen, und Mara habe unter dem Spott der Götter, wütend über seine eigene Ohnmacht, abziehen müssen. Endlich nach langem, langem Sinnen und Denken sei Buddha in einer Nacht erleuchtet worden, und vier große Wahrheiten haben seinen Geist mit einem Male durchstrahlt.

Welches sind diese Wahrheiten? Erste Wahrheit: Das ganze Leben ist ein Übel. Zweite Wahrheit: Die Ursache

dieses Übels ist die Begierde; nicht etwa bloß die gemeine Begierde, sondern das Hangen an Welt und Leben überhaupt. Dritte Wahrheit: Die Begierde muß überwunden werden. Und vierte Wahrheit: Es gibt einen achtfachen Weg, die Begierde zu überwinden. Also erleuchtet, habe Buddha von seinem Sitze sich erhoben und sei hinausgezogen in die Welt, um die Wahrheiten allem Volke zu verkünden mit dem Rufe: Mein Gesetz ist ein Gesetz des Erbarmens für alle! Das ist das Evangelium am Gangesstrand im fernen Indien.

Von Muhammed wird berichtet, er habe sich lange Zeit von Mekka nach dem einsamen Berge Hira zurückgezogen, um hier über das Geheimnis Gottes nachzudenken. Aber das Geheimnis sei ihm so schwer und so furchtbar geworden, daß er manchmal gefürchtet habe, von Sinnen zu kommen. Wie sich die ersten prophetischen Regungen in seiner Seele geltend gemacht hätten, sei es ihm zumute gewesen, als kämen sie von den Mächten der Finsternis, die immer nur darauf ausgehen, die Menschen zu verderben. Ja, er wäre wiederholt der Verzweiflung erlegen und hätte sich über eine Felswand hinuntergestürzt, wenn nicht jedesmal ein besserer Geist ihn wieder zurückgehalten, wenn nicht seine Gattin Chadidscha ihn beruhigt hätte. Endlich habe er in der Einsamkeit die Gewißheit erlangt, er sei von dem einen Gott zum Propheten ausersehen, um aller Welt zu verkünden, daß es nur einen Gott gebe, der ihn, Muhammed, zu seinem letzten und größten Propheten berufen habe. Das soll er der Welt verkünden mit der Androhung nahenden Gerichtes. Wer sich der Botschaft nicht unterwirft, über den kommt jählings das grause Verderben. Der Abgrund der Hölle wird sich auftun, und die Widerspenstigen werden hinunterstürzen zu endloser Qual. So die Verkündigung des Propheten in Mekka, so das Evangelium in Arabien!

Und nun kehren wir zurück zu Jesus von Nazaret! Von Jerusalem aus hat er seine Schritte nach dem See Gennesaret gerichtet, nach diesem See, dessen Ufer damals mit einem reichen Kranz von Städten und Flecken geschmückt waren. Heutzutage sind die Ufer dieses Sees einsam, ganz einsam. So habe ich es wenigstens auf meiner Wanderung getroffen. Nur noch ein einziger Ort führte, wie ich jene Ufer betrat, ein dürftiges Dasein: der Ort Tiberias, der einst vom Landesfürsten Jesu, dem Herodes Antipas, zur Residenz war erhoben worden; aber alle andern Orte lagen in Trümmern. Der See Gennesaret ist zwischen gelblichen Felsmassen tief eingebettet, so tief, daß man seiner meistens erst gewahr wird, wenn man wenige Minuten von seinem Hochufer entfernt ist. Es ist nicht ein See, der sich durch eine außerordentliche Schönheit auszeichnet wie einzelne Schweizer Seen. Doch über ihm liegt der Duft großer, herrlicher Erinnerungen. Als ich von Tiberias aus nordwärts dem See entlang ging, mußte ich zunächst auf schmalem Pfade zwischen dem Wasser und senkrecht aufstrebenden Felsen vorwärts schreiten. Hierauf zogen sich die Berge im Halbkreis zurück, um einer anmutigen und äußerst fruchtbaren Uferebene Platz zu machen. Vier starke Bäche durchrauschten dieses gesegnete Gelände, jetzt eine vollständig einsame Wildnis, einst ein Paradiesesgarten, von dem man zur Zeit Jesu Christi rühmte, daß er während zehn Monaten im Jahr reife Trauben biete und daß er durch Blüten, reifende und reife Früchte an den gleichen Bäumen eine anmutige Mischung der Jahreszeiten darstelle. Eine Stunde nördlich von dieser Ebene kam ich zu einer Stätte, die von schwarzen Steinen weithin übersät war. Mitten aber unter diesen schwarzen Trümmern zeigten sich die glänzend weißen Überreste einer einstigen Synagoge. Das war der Platz des alten Kapernaum, über das einst Jesus gesprochen: Und du, Kapernaum, warst du nicht bis zum

Himmel erhöht[1]? Von all der Herrlichkeit des Ortes sind nur diese schwarzen, wild durcheinander geworfenen Steine und wenige, mit Bildhauerarbeit geschmückte Quadern der einst prächtigen Synagoge übriggeblieben. Weit und breit sah ich kein Haus, keinerlei Wohnstätte von Menschen. Kein Bau einer späteren Zeit störte hier den Blick, kein Lärm unruhiger Gegenwart verletzte das Ohr. Ringsum waltete die tiefste Stille und Einsamkeit. Gerade das war dem Wanderer willkommen. Die Trümmer von Kapernaum redeten eine beredte Sprache von der Vergänglichkeit alles dessen, was Menschengeist schafft und Menschenhand baut. Aber während diese Trümmer wehmütige Gefühle wohl erregen konnten, prangte über mir der Himmel in seiner ganzen wunderbaren Herrlichkeit, und der See, gleichsam ein zweiter Himmel, war tiefblau zwischen den gelblichen Ufern eingerahmt. Ein milder Wind ging über den See hin, leise die blauen Wogen kräuselnd. Da zog es den Geist des Wanderers mit Macht nach der Vergangenheit hin, und es fielen vor dem inneren Auge die Schranken der Jahrtausende.

Mir war zumute, als könnte ich unmittelbar den großen Meister sehen, wie er vom Schiffe aus zu den Tausenden am Ufer redete, oder wie er dort in Kapernaum im Hause des Petrus eine Menge um sich sammelte, die begierig war, den zu hören, der redete wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten[2]; der mit kühner Unabhängigkeit aus den Tiefen seines eigenen Geistes schöpfte und nicht wie die Schriftgelehrten immer zuerst das heilige Buch zu Rate ziehen mußte.

Also hieher kam Jesus, hier fing er sein Werk an. Und wie hat er es angefangen? Das Evangelium nach Markus berichtet uns, er habe begonnen zu predigen: Die

[1] Matth. 11,23. — [2] Matth. 7,29.

Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist genaht. Kehret um und glaubet an das Evangelium[1]! Allerdings eine großartige Freudenbotschaft für das Judenvolk: Die Zeit ist erfüllt. Viele Geschlechter hatten gehofft und gehofft, und die Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Aber jetzt müßt ihr nicht länger ins Endlose hoffen, jetzt ist das Reich Gottes genaht. Das Reich Gottes war für den damaligen Juden der Inbegriff alles Hohen, Herrlichen und Beseligenden. Reich Gottes bedeutete für ihn den Himmel auf Erden. Doch die Pforten desselben öffnen sich nur unter der einen Bedingung, daß er gewillt ist, dem Rufe zu folgen: Kehret um!

Kehret um! Das war schon die Losung des Johannes gewesen, und die Schriftgelehrten hatten sie aufgenommen, indem sie verkündeten, erst dann, wenn das ganze Volk umkehre, werde der Messias erscheinen. Also erfüllte alle Ernstgesinnten die Überzeugung, für die neue große Zeit bedürfe es einer vollständigen Umwandlung des ganzen innern Menschen. Aber im Munde Jesu Christi bedeutet das Wort: „Kehret um!" doch weit mehr als bei den Schriftgelehrten, weit mehr selbst als bei Johannes. Gewiß war die Seele des Täufers von heiliger, demütiger Liebe gegen Gott erfüllt, gewiß legte er mit den andern Propheten Israels den Hauptwert auf die rechtschaffene Gesinnung; aber aus seinem Wesen sprach ein herber, weltfeindlicher Zug, und er meinte durch Zürnen, Drohen, Fluchen dem Verderben am wirksamsten Einhalt tun zu können. Das unendliche Erbarmen Jesu lebte nicht in ihm; darum sagte Jesus einmal: Der Kleinste im Reiche Gottes ist größer als Johannes[2]; das heißt: mein geringster Jünger hat eine innigere Gemeinschaft mit Gott, als der Prophet der jüdischen Wüste. Kehret um, ruft Christus, richtet euch nach

---

[1] Mark. 1, 15. — [2] Matth. 11, 11.

dem Lebensziel, das ich euch weise. Bei der Buße kommt alles darauf an, mit welchem Maßstab der Mensch sich mißt. Johannes hatte im wesentlichen keine andern Lebensziele als die übrigen Juden; nur wollte er, daß man sie mit der ganzen Wärme des Herzens zu erreichen suche. Aber wenn Jesus ruft: Kehret um, so heißt das viel mehr als: Lasset euch euere Sünden leid sein; es heißt: Wertet alle Werte des Lebens um, lernet von mir, was Leben ist, gebt um meinetwillen alles auf, was euch bisher teuer und heilig war. Alles soll neu werden: die Anbetung Gottes und die Lebensführung. Wenn ihr aber umkehrt, wenn ihr in euerm ganzen Fühlen, Denken, Wollen meine Richtung einschlagt, meinen Urbildern zustrebt, dann werdet ihr auch Vertrauen zum Evangelium gewinnen. „Evangelium", zu deutsch „Freudenbotschaft", welch einen reichen, herrlichen Inhalt hat dieses Wort durch Jesus Christus gewonnen! Er hat nicht in der Weise eines gewöhnlichen Lehrers Vorträge über das Reich Gottes gehalten, nicht in einer künstlich geordneten Übersicht seine Überzeugungen dargelegt. Nein, durch sein ganzes Sein und Wesen, durch all sein Reden und Handeln, durch sein ganzes Leben hat er die „Freudenbotschaft" verkündet. Was seinen gedankenreichen Sprüchen, seinen lebensfrischen, sinnigen Gleichnissen ihren unvergleichlichen Wert, ihre hohe Kraft gibt, das ist seine Persönlichkeit. Er ist mit seiner Predigt so innig verbunden, daß man seine Worte nicht von seiner Persönlichkeit ablösen kann, wenn sie ihre beste Wirkung nicht einbüßen sollen. Weder die israelitische, noch die muhammedanische, noch irgend eine andere Religion ist so eng mit ihrem Stifter verbunden wie die christliche. An den einen allmächtigen und heiligen Gott, den Moses verkündete, werden wir glauben, auch wenn wir die erhabene Gestalt des israelitischen Gesetzgebers vergessen sollten; denn der Anblick des Weltalls bezeugt uns immer

wieder die Einheit einer großen Ordnung, und die Tatsache der sittlichen Weltordnung wird uns immer und immer wieder durch unsere eigene Lebenserfahrung in Erinnerung gerufen. Aber was Jesus uns verkündet, das ist uns ohne ihn nicht ebenso gewiß. Was bringt denn Jesus Neues in die Welt? Wir möchten zuerst sagen: Er erfüllt zum erstenmal die Welt mit Heimatluft. Der Mensch kommt sich auf Erden vor wie ein Pilger, wie ein Fremder. Der Mensch mit seinem Bedürfnis nach einer unvergänglichen Heimat, nach einer unsterblichen Freude, nach Erlösung von aller Angst der Endlichkeit und Vergänglichkeit und Befreiung vom Drucke seiner eigenen Schuld und Sünde fühlt sich in dieser Welt oft wie ein verirrter Fremdling. Diese herbe, schwere Welt scheint zu seinem innersten Gemütsbedürfnis so wenig zu stimmen. Hat nicht Plato recht, wenn er behauptet, die menschliche Seele habe ihre Heimat in Himmelshöhen und sei nur aus Verirrung auf die Erde herabgesunken; nie könne sie sich hier wohl fühlen, denn sie müsse sich immer nach ihrer himmlischen Heimat sehnen, zu der sie aber erst nach langer Wanderung wieder aufsteigen werde? Dieses drückende Heimweh, diesen Weltschmerz hat Jesus von uns genommen. Aus eigener Erfahrung hat er der harrenden Menge verkündet, daß Gott uns Menschen mit einer Liebe, die alles Denken übersteigt, lieb hat. Ja, er hat uns lieb, der Ewige, der durch allen Wandel der Zeit sich gleich bleibt, der Allgegenwärtige, der in den fernsten Himmelshöhen wohnt, und dessen Gegenwart der fromme Bergmann in den Tiefen der Erde empfindet; der Allmächtige, vor dem die Stürme schweigen, der Heilige und Gerechte, vor dem keine menschliche Gerechtigkeit bestehen kann, vor dem die Engel des Himmels, wie es bei Hiob heißt[1], nicht rein sind. Höre es, o Menschenkind: es gibt eine Liebe, die dich durch alle Ewigkeit trägt,

[1] Hiob 4, 18.

die durch alle Welt dich begleitet, die stärker und inniger ist als Vater- und Mutterliebe. Der Name Vater für Gott sagt dir an sich nicht viel, er wird erst durch Christus mit vollem Sonnenglanz durchleuchtet. Welch eine kühne, aber auch welch eine beseligende Botschaft: Das Wesen Gottes ist Liebe. Wer dieses Glaubens gewiß geworden, für den ist alle Angst der Welt verschwunden, der wandert kindesfroh auch unter Sturm und Wetter seinen Weg. Diesen Glauben will Jesus den Herzen einpflanzen. Alles, was er redet und tut, läßt sich in das apostolische Wort zusammenfassen: Gott ist die Liebe. Gewiß verkünden auch für Jesus die Himmel die Ehre Gottes, aber sie verkünden ihm noch stärker seine Vaterliebe; gewiß sind auch ihm die Blumen ein Sinnbild der Vergänglichkeit, aber noch mehr ein Zeugnis dafür, daß eine gütige Macht regiert, die mit unendlicher Anmut die Fluren schmückt. Es gibt Leute, die in der Natur nur den schweren, ruhelosen Kampf sehen und in der Menschenwelt nur das Elend, den Jammer, die Verdorbenheit, und die meinen, weise zu sein, wenn sie gegen ihre Mitmenschen ein möglichst großes Mißtrauen hegen, ja die ganze Welt für grundschlecht halten mit Ausnahme ihrer eigenen Person. Jesus spürt auf seinen Wanderungen durch die Gaue seiner Heimat überall den Odem göttlicher Weisheit und Freundlichkeit, und in den so unvollkommenen Menschen entdeckt er viele Züge, die an das göttliche Ebenbild erinnern. Wie gern deutet er auf diese Züge hin! Wo ist ein Vater, spricht er, der, wenn ihn sein Kind um Brot bäte, ihm einen Stein gäbe[1]. Er redet von einem gütigen Vater, der den liederlichen, in Lumpen zu ihm heimgekehrten Sohn mit Freuden in die Arme schließt und für den verlorenen und wiedergefundenen ein Festmahl veranstaltet[2]. Auch von einem gütigen Schuldherrn weiß er zu berichten, der zehntausend Talente seinem Schuldner schenkt[3].

[1] Matth. 7, 9. — [2] Luk. 15, 11-32. — [3] Matth. 18, 23-35.

Ja, er denkt groß und gut von der Menschenseele. Alle die Züge von Freundlichkeit, von Edelsinn, von Milde und Erbarmen, die sein freundliches und feines Auge unter den Menschen erkannt hat, sie sind ihm ein Zeugnis von der Liebe und dem Erbarmen dessen, der die Welten trägt. Durch Jesus gewinnt die Gemeinschaft mit Gott bei aller Weihe etwas überaus Heimeliges. Abba, Vater, sollen wir Gott anrufen, rückhaltloses kindliches Vertrauen ihm entgegenbringen, mit der harmlosen Innigkeit von Kindern uns ihm anschmiegen. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen[1]! Es soll wieder etwas von der paradiesischen Kindesfröhlichkeit in eure Seele zurückkehren! Denn Gott hat Mitleid mit den Gesunkenen und Gefallenen und heißt jeden willkommen, der heimkehren will zu ihm. Über einen verlorenen und wiedergefundenen Sünder ist im Himmel mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte[2]. Also redet Jesus von der ewigen Liebe, die über alle Menschen leuchtet, von dem Kindschaftsbund, den jede Seele mit dem Vater im Himmel schließen kann.

Und was verlangt der Vater von seinen Kindern? Wann darfst du dich dessen getrösten, daß du in einem Kindesbund mit dem allwaltenden, heiligen Gott stehst? Dann, wenn die Liebe Gottes wie leuchtender Sonnenschein in deine Seele einzieht, und dein eigen Wesen wiederum wie eine Sonne leuchtet in die Welt hinaus. So ist ja das Wort zu verstehen: Ihr seid das Licht der Welt[3]. Wenn die Liebe Gottes in dein Herz eingezogen ist, dann kannst du nicht anders als wiederum Freundlichkeit und Güte gegen deine Brüder und Schwestern üben. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen[4]! Also die, welche den Frieden bringen, haben die Bürgschaft in sich, daß sie mit Gott wesensverwandt, daß sie Gottes

[1] Mark. 10,15. Matth. 18,3. — [2] Luk. 15,1. — [3] Matth. 5,14, vgl. 1. Joh. 4,16. — [4] Matth. 5,9.

Kinder sind. Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; tut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel[1]! Ja, wer ihm angehören will, der muß siebzigmal siebenmal verzeihen[2], der muß der Schwachen und Geringen sich annehmen. Beim Weltgerichte wird der Sohn des Menschen sprechen: Kommt herein, ihr Gesegneten des Herrn! Denn ich hungerte, und ihr habt mich gespeist; ich dürstete, und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt. Und es werden die Menschen zum Herrn sprechen: Wo haben wir dich gespeist? Wo haben wir dich getränkt und beherbergt? Und der Herr wird antworten: Was ihr einem der Geringsten von mir getan, das habt ihr mir getan[3]! Als Ergänzung dazu gehören die Worte: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesendet hat[4]. Also wie ein Vater auf Erden alles, was man seinen Kindern tut, mit innigem Wohlgefallen annimmt und es höher schätzt, als was man ihm selber unmittelbar erweist, so auch der Vater im Himmel.

In einer Stelle des Alten Testaments heißt es: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen[5]; aber hier wird die Liebe zu dem Nächsten nicht gefordert. Dafür lesen wir an einer andern Stelle: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst[6]. Das Neue und bewunderungswürdig Große an der Forderung Jesu Christi erkennen wir daran, daß er die Liebe zu Gott und die zu den Menschen aufs engste miteinander verschmolzen hat. Liebe Gott, das ist das erste Gebot, aber das andere ist diesem gleich: Liebe deinen Nächsten. Jene religiöse Schwärmerei, die in Weltabgeschiedenheit nur sich selbst ge-

---

[1] Matth. 5, 44. — [2] Matth. 18, 22. — [3] Matth. 25, 34-40. — [4] Matth. 18, 5. 10, 40. — [5] 5. Mos. 6, 5. — [6] 3. Mos. 19, 18.

nießt, ist nicht im Sinne Jesu Christi. Aber wenn ein Mensch der Neuzeit ihn fragen wollte: Herr, ist es nach deinen eigenen Aussagen nicht genug an der Liebe zu den Menschen, bedarf es noch einer besondern Liebe zu Gott? so würde er ihm antworten: Die Liebe zu Gott aufgeben, heißt die Wurzeln des Baumes abschneiden, dessen Frucht die selbstlose Menschenliebe ist. Man kann von der Liebe, die Jesus verlangt, sagen, was der Dichter vom Wasser sagt:

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd!

Wer in dieses Reich der Liebe, der Versöhnung, des Friedens eingetreten ist, der fühlt sich unendlich reich, der hat in sich die Empfindung eines Jubels, einer Freude, wie er bisher noch nichts erlebt hat von gleicher Herrlichkeit und gleich beseligender Kraft. Jesus sagt einmal zu seinen Jüngern: Alles, was ihr um meinetwillen verloren habt, Vater und Mutter, Verwandte und Freunde, Äcker und Häuser, das wird euch hundertfach ersetzt werden[1]. Er meint damit wahrlich nicht einen Ersatz im Sinne eines muhammedanischen Paradieses, sondern er deutet damit eben auf diesen Seelenjubel hin, den er den Menschen mitteilen will. Darum darf er auch dieses neue Leben mit einer kostbaren Perle vergleichen[2], die der größten Opfer wert ist. Er darf sagen: Ich mache euch das Leben erst lebenswert. Ich bringe euch ins Leben erst die rechte Würze, und ihr selber, wenn ihr diese Freudenbotschaft in euch aufgenommen habt, wenn sie eine Kraft des Lebens für euch geworden ist, seid das Salz der Welt[3], und ohne dieses „Salz" ist das Leben matt und fade.

---

[1] Mark. 10, 29. — [2] Matth. 13, 45. 46. — [3] Matth. 5, 13.

In der alten Welt des Ostens hatte der Begriff „Leben" vielfach seinen Wert eingebüßt. Millionen sehnten sich nach vollständigem Sterben und Vergehen. Jesus hat diesen Begriff wieder in sein volles Recht eingesetzt; er hat ihm einen neuen, reichen Inhalt gegeben, so daß in der Gemeinschaft Jesu die Geister aufjubeln, wenn sie das Wort „Leben" hören. Freilich, wenn leibliches Bestehen schon Leben wäre, dann wäre für Jesus zwischen Leben und Tod kein Unterschied. Das Leben in seinem Sinne beginnt erst mit dem Eintritt in das Reich Gottes. Leben heißt den Vater im Himmel lieben mit aller Wärme des Herzens, und seine Liebe im Innersten erfahren. Weil damit ein Friede gegeben ist, der immer gleich wohl tut, eine Freude, die immer gleich frisch bleibt und von ihrer Kraft im Laufe der Zeit nichts verliert, ist Leben im Geiste Jesu Christi, wie tief und wahr das Johannesevangelium es ausspricht, „ewiges Leben". Wenn wir diese Wahrheit erkannt haben, verstehen wir das Wort Jesu: Wer das (leibliche) Leben um meinetwillen verliert, der wird es (das höhere Leben) gewinnen[1]. Um das höchste Gut zu gewinnen und zu behaupten, verkaufen die wahren Jünger Jesu, wenn es die Verhältnisse fordern, alles, was sie haben, sie sind treu bis in den Tod.

Jesus muß doch einen mächtigen Eindruck auf die schlichten Leute des Volkes gemacht haben. Einmal mitten aus der Menge rief eine Frau: Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen[2]! Wenn er auftritt, sammeln sich die Leute alsbald zu Hunderten, zu Tausenden[3], sie hangen an seinem Munde, sie spüren, er bringt ihnen etwas, was sie bisher wohl längst gesucht, aber nicht gefunden hatten. Was sind das für große Worte: Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das

---

[1] Matth. 16,25. — [2] Luk. 11,27. — [3] Luk. 12,1. Mark. 1,37. 2,2. 4,1. 5,44 u. s. w.

Himmelreich[1]! Sonst pflegt man ja die, welche sich arm fühlen, welche ihre eigene Ohnmacht, Nichtigkeit, Schwäche, die Vergänglichkeit alles Irdischen tief schmerzlich empfinden, nur zu bemitleiden; aber er preist sie selig! Warum? Weil sie mit dem, was ihnen die Erde gegeben hatte, sich nicht glücklich fühlen, und ihnen ein ungestillter Hunger und Durst übrigbleibt, darum sind sie empfänglich für das Neue, das er ihnen bringen will, für das Himmelreich, für den Kindschaftsbund mit dem ewigen Gott. Selig sind, die da trauern; denn sie werden getröstet werden[2]! Aller Erdenschmerz muß dazu mitwirken, daß die Seele den Jubel, daheim zu sein bei Gott, erst recht empfindet. Selige Freude, inniger Trost ringt sich unter der Macht des Geistes Jesu Christi aus dem tiefsten Erdenleid empor. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen[3]! Der Mensch muß selber anfangen, milde und gütig zu sein, Mitleid zu haben mit den Schwachen, Mitleid mit den Gesunkenen und Gefallenen, sonst wird er nie und nimmer an eine höchste, ewige Liebe und Gnade glauben können; sondern er wird als unbarmherziger auch selber ein unbarmherziges Gericht in seiner Seele erfahren. Ja, das war eine neue Botschaft! Sie durfte wohl in vollem Maße ein Evangelium, eine Freudenbotschaft genannt werden. Wenn wir diese Botschaft vergleichen mit dem, was andere große Führer der Menschheit geboten haben, welch ein gewaltiger Unterschied! Dieser Buddha im fernen Indien, er meint es ja auch gut, er will Seelenqualen auslöschen, er will Frieden den erregten und empörten Gemütern bringen, er will Wunden heilen, die bisher niemand geheilt hatte; aber um welchen Preis? Daß wir das Leben verachten, daß wir gegenüber allen Werten des Lebens gleichgültig werden, daß wir uns um Heimat und Vater-

[1] Matth. 5, 3. — [2] Matth. 5, 4. — [3] Matth. 5, 7.

land, um Kunst und Wissenschaft, um alles das, was sonst das Leben gut und schön und anmutig macht, durchaus nicht mehr kümmern, daß wir wieder zurücksinken in einen Zustand der Barbarei; denn alle Weltkultur vermehrt nach der Anschauung Buddhas nur den Seelenschmerz. Wahrlich, es ist ein Weg des Todes, den Buddha den Menschen anrät. Der ist am Ziel, der ganz und gar gleichgültig gegen die Welt geworden ist, der sich eisig kalt ganz in sich abschließt und die Welt mit den gleichen Gefühlen ansieht, wie man den Seifenblasen zuschaut, die ein Kind in die Luft hinausbläst. So Buddha.

Oder werden wir uns erfreuen an den Schreckensbotschaften des arabischen Propheten, der durch Verkündigung furchtbarer Höllenstrafen die Kuraischiten, seine Mitbürger in Mekka, aus ihrer geistigen Trägheit aufwecken will? Es ist eine alte Methode, durch Schrecken auf das menschliche Gemüt Eindruck zu machen. Doch mit solchen Drohmitteln kann man wohl die Menschenseele einschüchtern, daß sie sklavisch einem größeren, höheren Willen gehorcht, aber sie besser machen und sie zur freudigen Hingebung an Gott entflammen, das kann man auf diese Weise nimmermehr. Wir hören die Drohrede mit Ernst, mit Staunen an, vielleicht erschüttert, ergriffen, und gehen mit bangen Seufzern, mit schwerem Herzen von dannen. Wir fürchten uns, wir erzittern, aber wir spüren keinen Hauch jener ewigen Liebe und Gnade, die uns sagt: Was ich von dir will, o Menschenkind, das stimmt ja durchaus mit den tiefsten Bedürfnissen deines eigenen Wesens überein; denn du bist mein Kind, du bist mir wesensverwandt. Ich lade dir kein fremdes Gebot auf, nein, ich rufe nur die heiligen Triebe in dir wach, die im Innersten deiner Seele schlummern. Wie ganz anders die Freudenbotschaft Jesu Christi, dieses Evangelium heiliger Liebe!

Aber, könnte man entgegenhalten, redet denn Christus

immer nur von Liebe, von mildem, schonendem Erbarmen? Hat er nicht auch schneidend scharfe Worte, Worte gewaltigen Zornes; redet er immer nur von Erlösung, nicht auch von Verdammnis, nur vom Himmel, nicht auch von der Hölle? Hat er nicht in die Welt hineingerufen: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden, und wie wollte ich, daß es schon brennte[1]? Gewiß ist das ganze Wirken Christi von heiligstem Ernste durchdrungen; aber steht dieser Ernst im Widerspruch zu seinem Erbarmen? In der Tat ist man oftmals so weit gegangen, in Christus nur den zürnenden, unbarmherzigen Weltenrichter zu sehen, der den Sündern zuruft: Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit geübt habet, ihr werdet in die ewige Strafe gehen[2]. Wenn Luther als Mönch namenlose Qualen litt durch die Angst vor der ewigen Verdammnis, so müssen diejenigen Worte Jesu, die in der Tat eine furchtbare Majestät offenbaren, alle andern Worte seines Herrn und Meisters übertönt haben. Was bewegt Christus zu Aussprüchen wie: Wer zu seinem Bruder sagt „Narr", der wird des höllischen Feuers schuldig sein[3]; wenn dein Auge dich ärgert, so reiß es aus; denn es ist besser, daß du einäugig ins Leben eingehest, als mit zwei Augen ins höllische Feuer geworfen werdest[4]? Er weiß, daß die Sünde des Menschen größter und grimmigster Feind ist, daß wir

---

[1] Matth. 10, 34. Luk. 12, 49. — [2] Matth. 25, 41. — [3] Matth, 5, 22. „Narr" nach der gewöhnlichen Übersetzung des im Urtext stehenden Moré. Wir halten aber dieses Wort wie das vorangehende Raka für semitisch. Wer seinem Bruder sagt Raka „Schwacher, Blöder", der wird des Hohen Rates schuldig sein. Wer ihm sagt Moré = hebr. Morèh Lehrer im Sinne von Jes. 9, 14, „Lehrer des Truges", das ist Wahrsager, der wird des höllischen Feuers schuldig sein. Moré bedeutete den gleichen Schimpf, wie wenn man bei uns in Zeiten des Hexenglaubens zu einer Frau „Hexe" sagte. — [4] Matth. 5, 29.

nimmer zum Heil gelangen, wenn wir nicht ein dringendes Verlangen haben, gut zu sein, und darum es auch ernst nehmen mit der Sünde. Diese will uns immer in die Tiefe ziehen, uns Gott entfremden, das Licht des Lebens auslöschen und Jammer und Elend nach allen Seiten verbreiten. Diesem schrecklichsten Feind des Menschenwohls gilt sein ruheloser Kampf. Mit der Wurzel will er das Unkraut ausrotten, im Herzen die Sünde treffen, die Gesinnung heiligen. Er sieht in den scheinbar harmlosen Anfängen die entsetzlichen Folgen und bekämpft diese Anfänge voll hoher erzieherischer Weisheit mit schneidendem Ernst. Wir begreifen auch, daß ihm, der die Seligkeit voller Harmonie mit Gott in sich trug, alle Gottentfremdung als größtes Elend erscheinen mußte. Fern von Gott sein ist ihm Heimatlosigkeit, ist ihm Armut, Hunger, ein Ausharrenmüssen in Nacht, in unerträglicher Hitze; ja er nimmt für diesen Zustand alle Ausdrücke, welche die Volksphantasie für die Qualen der Verdammnis geschaffen hatte, in Anspruch [1]. So klingt uns auch in den schärfsten und strengsten Worten Jesu Christi, wenn wir ihn recht verstehen, sein ganzes Erbarmen mit der Menschheit wider. Sie gleichen den Worten des Johannes; aber sie haben eine ganz andere Klangfarbe, die jedes feinere Ohr leicht unterscheiden kann. Von Verdammnis war in den Synagogen zur Zeit Jesu unendlich oft die Rede. Aber er stellte sich allen Zeitvorstellungen frei gegenüber, nicht im Sinne eines modernen Menschen, sondern im Sinne dessen, der die höchste Vollendung der Lebensgemeinschaft mit Gott tatsächlich besitzt, dem alles Irdische nur ein Gleichnis ist für das Überirdische, alles äußere Geschehen ein Sinnbild für innere Vorgänge. Das Evangelium Jesu richtet sich an alle Stände und Klassen, es ist volkstümlich im edelsten Sinn des Wortes. Was Buddha predigte, das war zum großen Teil nur den höher gebildeten

[1] Mark. 9, 47. 48. Matth. 22, 13.

Klassen verständlich. Es wird uns auch von der Geschichte berichtet, Buddha habe seine Jünger unter den vornehmen und reichen Jünglingen seines Landes geworben, die an der üppigen Tafel des Lebens sich übersättigt hatten und nun gern einstimmten in den Ruf: Alles Dasein ist ein Übel! Aber gerade die armen, die schlichten Leute, die im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten mußten, und die sich eben damit auch innere Gesundheit und Frische erhalten hatten, konnten in ihren einfachen Verhältnissen nicht begreifen, wie alles Leben ein Übel sein sollte. Also hat diese Predigt im fernen Osten einen durchaus unvolkstümlichen Zug, wie auch heute noch ähnliche Lehren wohl unter Gebildeten Anhänger finden, die sich im Weltschmerz gefallen, aber nicht unter den einfachen Leuten des Volkes.

Wie ganz anders das Evangelium Jesu Christi! Für Liebe, für selbstlose Herzensgüte, für inniges Erbarmen ist eine jede Menschenseele empfänglich. Da wird nicht mehr nach Schulung und Bildung gefragt, nein, nur danach: Willst du dich aufraffen und deine Selbstsucht überwinden, willst du den Geist reiner Liebe, selbstloser Güte in dir triumphieren lassen? Welch ein Gegensatz ist das gegenüber der Lehre der griechischen Philosophen, die ja in ihrer Weise die Menschheit ebenfalls zur Höhe hinaufführen wollten! Sie lehrten bekanntlich vier Tugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Besonnenheit, Tapferkeit. Aber die Liebe ist nicht darunter. Was diese Weisen verkünden, das ist eine Lehre für die starken, mutigen Männer, aber nicht eine Lehre für die Frauen, für die Schwachen, für die, welche nicht mehr mit Tatkraft in die Welt eingreifen können. So schwach jedoch ein Mensch sein mag, so alt, so hinfällig oder so jung und zart, der Liebe sind alle fähig vom Kind bis zum Greise, und es bedarf da auch keiner besondern Weisheit; man muß nicht auf hohen Schulen gewesen sein, um zum höchsten Ziele zu gelangen.

Die Liebe ist eine Kraft, welche die Menschen stark machen kann wie keine andere Macht. Sie vermag die zu heilen, die am schwersten krank sind. Darum ist Jesus unter die Zöllner gegangen, unter die, welche von aller Welt damals verworfen waren, die als der Abschaum der Gesellschaft behandelt wurden. Er hat ihnen das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt und es vermocht, diese wirklich rohen Menschen zu einem menschenwürdigen Leben zurückzuführen. Die Liebe ist der Sonnenschein, der mit seinem goldenen Licht auch das Einfache und Ärmliche verklärt und ohne den alle übrige Herrlichkeit des Menschenlebens nur einer mit düstern Wolken überhangenen Landschaft gleicht. Wenn wir aber auf unserer Erdenwanderung diese Liebe erlebt haben als eine himmlische Kraft, die uns weiht, veredelt, dann werden wir der letzten Stunde mit freudiger Hoffnung entgegenschauen und uns sagen: So gewiß die Vaterliebe des allmächtigen Gottes während unsrer Erdentage uns zu einer jeden Zweifel überwältigenden Tatsache geworden ist, so gewiß kann der Menschen Leben nicht enden mit Tod und Vernichtung, mit Jammer und Elend, mit ungestillten Tränen und verzehrender Sehnsucht, nein, hinter der Erdennacht muß ein neuer, schöner Tag emporsteigen. Das ist das Evangelium Jesu Christi.

In der Offenbarung Johannis wird gesagt, ein Engel sei durch den Himmel geflogen, um ein ewiges Evangelium allen Nationen auf der Erde zu verkünden[1]. Dieses ewige Evangelium, das allen Nationen und allen Zeiten wohl tun, das nie veralten, das immer wieder neues Leben, neue Freude, neuen Jubel erzeugen wird, das hat der Menschensohn schlicht und einfach an den Ufern des Sees Gennesaret verkündet, indem er anfing mit den Worten: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist genaht. Tut Buße und glaubet an das Evangelium!

[1] Offb. 14, 6.

VII.

Das Hochzeitsmahl des Königssohnes.

Ein König, der seinem Sohne Hochzeit machte, schickte seine Knechte aus, die Geladenen zum Feste zu rufen. Aber die Geladenen wollten nicht kommen. Da sprach er zu seinen Knechten: Die Geladenen sind der Einladung nicht wert; daher gehet hin an die Scheidewege und berufet, wen ihr findet! Und die Knechte gingen hin an die Scheidewege und beriefen, wen sie fanden: Gute und Böse, Lahme und Blinde, Gesunde und Krüppel, sie alle wurden eingeladen. Und der Herr sprach zu seinen Knechten: Gehet weiter hinaus und ladet sie ein, die hinter den Zäunen sind und an den Wegen stehen! Nötiget sie hereinzukommen! So lautet das Gleichnis in der Zusammenstellung aus Matthäus und Lukas[1]. Einen Zug aber muß ich noch hinzufügen. Als der Königssaal voll von Gästen geworden, schreitet der König durch ihre Reihen, um sie zu grüßen, und er trifft einen, der hat kein hochzeitliches Kleid an, und erzürnt spricht der König zu ihm: Freund! Wie bist du hereingekommen und hast kein hochzeitliches Kleid an? Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Knechten: Nehmet ihn, bindet ihn und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist!

---

[1] Matth. 22, 2-22. Luk. 14, 16-24.

Im Morgenlande wird der Hitze wegen das Hochzeitsfest nachts gefeiert. Die Sitte verlangt es, daß die festlichen Räume von möglichst vielen Lampen beleuchtet werden. Weil von der Fülle des Lichtes auch die Umgebung des Hauses noch etwas gewinnt, wagen sich die lichtscheuen wilden Tiere, die Schakale, wilden Hunde, Hyänen nicht allzunahe heran, sondern halten sich in einer Entfernung, in die kein Lichtstrahl mehr dringt. Dort, wo äußerste Finsternis herrscht, wo es ganz dunkel ist, erheben sie ein furchtbares Geheul oder knirschen vor Wut und vor Hunger mit den Zähnen. Schaudern ergreift den Morgenländer bei dem Gedanken, ein Wanderer möchte in dunkelster Nacht unter die grimmige Meute sich verirren; darum heißt für ihn, einen Menschen in die äußerste Finsternis hinausstoßen, wo Heulen und Zähneknirschen ist, diesen dem größten Schrecken überliefern. Jesus konnte kein wirksameres Bild für die Angst der Gottverlassenheit brauchen.

Nötiget sie hereinzukommen! Wie schrecklich hat die Kirche jahrhundertelang dieses rührend freundliche Wort mißverstanden! „Compelle intrare!“ (nötige einzutreten) das war das Losungswort für alle jene furchtbaren Glaubenskriege, für alle jene entsetzlichen Schreckmittel, um mit blutiger, grausamer Gewalt die Menschen in die Kirche hereinzunötigen. Wenn wir das Gleichnis richtig deuten wollen, müssen wir voraus uns sagen: Es gilt, das Augenmerk auf den Hauptgedanken zu richten. Nicht alles, was zum Bilde gehört, gehört auch zur geistigen Vergleichung. Wenn man von einem Hochzeitsfeste redet, ist eine sehr naheliegende Frage: Wer ist denn die Braut? Der Bräutigam ist ja offenbar Jesus Christus; aber von der Braut ist in den vielen Gleichnissen, die an das Hochzeitsfest anschließen, niemals die Rede. Sollen wir uns nun etwa abmühen, nachzuforschen, welches die Braut sei? Wir kämen auf eine ganz falsche Fährte. Jesus wählt das

Gleichnis vom Hochzeitsfeste nur deshalb, weil es für seine morgenländischen Zuhörer das schönste, glänzendste und freudenreichste Fest ist, das sie kennen. Und nun vollends das Hochzeitsfest des Königssohnes! Das ist das allerherrlichste und allerfreudenreichste Fest, das sich überhaupt denken läßt, und es reicht gerade hin zur Vergleichung mit dem Leben im Reiche Gottes.

Immer will Jesus in seinen Gleichnissen einen Hauptgedanken veranschaulichen, so daß es unnütze Spielerei wäre, alle einzelnen Züge seiner Erzählung deuten zu wollen. Wie töricht wäre es zu fragen, warum das Weib im Gleichnis vom Sauerteig gerade drei Viertel Mehl nahm und nicht mehr, oder was im Gleichnis vom Senfkorn die Vögel zu bedeuten haben, die auf die Senfstaude sich setzen, oder ob es Weizen oder Gerste gewesen sei, was im Gleichnis vom Säemann der Landmann ausstreut; was man unter dem Krämer zu verstehen habe, bei dem die törichten Jungfrauen Öl kauften. Auch müssen wir immer zunächst eine klare Anschauung des Bildes gewinnen, das Jesus als Gleichnis verwendet. Er nimmt seine Vergleichungen aus dem Leben, wie es ihm und seinen Zuhörern vor Augen lag, ohne über das Bild selbst Lob oder Tadel auszusprechen. Das Gleichnis vom Säemann paßt nur auf morgenländische Zustände, wo der Landmann mit seinem stumpfen Pflug den Weg nicht aufackert, die niedrigen Dornen nicht mit der Wurzel ausrauft und die felsigen Stellen im Acker nicht mit der nötigen Erdkrume bedeckt. Ein Landmann bei uns würde anders verfahren. Der Fischer, der die guten und die faulen Fische von einander sondert, ist ein Jude, dem sein Gesetz befiehlt, die schuppenlosen Fische ins Wasser zurückzuwerfen.

Doch kehren wir zum Gleichnis vom Hochzeitsmahl des Königssohnes zurück! Die Geladenen wollen nicht kommen. Wer sind sie denn? Das sind die Frommen Israels, die

eine sorgfältige, eingehende religiöse Bildung genossen haben; das sind die Frommen, die Tag und Nacht in den heiligen Büchern Israels studieren, um den Willen Gottes, um die ewige Wahrheit immer deutlicher zu erkennen; das sind jene Rabbiner, jene Pharisäer, die einen großen Teil ihres Lebens dem Studium von Gesetz und Propheten gewidmet haben. Sie wollen nicht kommen; sie sind von der Vortrefflichkeit ihrer eigenen Einsicht, ihrer eigenen Erleuchtung so überzeugt, daß sie meinen, sie könnten von dem schlichten Rabbi aus Nazaret nichts mehr lernen. Es sind jene trockenen, manchmal auch geradezu eingetrockneten Menschenseelen, die im bürgerlichen Leben als ganz ordentliche, rechtschaffene Leute sich erweisen, man kann ihnen durchaus nichts Böses im groben Sinne vorwerfen; ihr großer Fehler ist die Selbstzufriedenheit, die allen Schwung des Geistes lähmt, weil sie glaubt, schon am Ziele zu sein. Also ein Sehnen nach einem ewigen, unendlichen Ziel, das kennen diese Leute nicht. Sie hungern nicht und dürsten nicht nach der Gerechtigkeit, wie sie Jesus versteht; sie sind nicht die Armen im Geiste, die ihrer Unzulänglichkeit und Schwachheit sich bewußt sind; sie sind die „Satten, die Guten, die Erleuchteten", die vom Menschensohn nichts wissen wollen. An wen hat er sich da gewendet? An die, welche in den Reden der Schriftgelehrten mit einem Tone der Geringschätzung als „Volk des Landes" bezeichnet werden. Damals ging durch das Volk Israel eine scharfe Scheidung, und zwar nicht eine Scheidung, die sich auf die Geburt bezogen hätte — die fand nur statt zwischen den Priestern und dem übrigen Volke — nein, eine Scheidung in Beziehung auf die Stellung zum Gesetze. Da gab es besonders Fromme, besonders Strenge: das sind eben die Pharisäer. Die wollen eine Pünktlichkeit in der Erfüllung des Gesetzes erstreben, die sie weit über alle andern Menschen erhebt. Sie fühlen sich wunderbar vornehm den andern

schlichten Leuten gegenüber, die einfach nach dem Drang ihres Gemütes ihre Pflicht erfüllen, ohne sich lange mit dem Buchstaben des Gesetzes ängstlich zu beraten, die aber eben deshalb gegen das Gesetz, wie es die Erleuchteten, Gelehrten und Gebildeten verstehen, sich tausendmal verfehlen.

Mit den unfeinen, der Torah (so heißt das Gesetz) unkundigen Leuten wollen die Gebildeten nichts zu tun haben. Doch das bescheidene „Landvolk", das wohl mit einer gewissen Bewunderung zu den Hochgebildeten aufschaute, besaß einen Vorzug, dessen diese gänzlich ermangelten, es besaß die Fähigkeit, das Evangelium Jesu Christi in sich aufzunehmen. Sein religiöses Denken war nicht verknöchert, sein frommes Gefühl nicht in starre Formen gebunden, es hatte genügende Freiheit und Unabhängigkeit des Urteils, um wahrhaft Großes auf sich wirken zu lassen. Zu diesen schlichten, unverbildeten Leuten gehören die Armen, die Blinden und Krüppel, von denen das Evangelium erzählt. Für die Einladung ist aber keine Grenze gezogen, als ob nur die armen Kinder Israels beim Hochzeitsmahl hätten erscheinen dürfen. Nein, wenn die eigentlich Geladenen nicht kommen wollen, dann wird die ganze weite Welt zum Feste eingeladen, Heiden wie Juden, Sklaven wie Freie. Wer dem Ruf des Königs folgen will, der ist willkommen, allerdings unter einer Bedingung, die wohl auch wir stellen würden: daß jeder ein hochzeitliches Gewand anlege, um damit seinerseits zu zeigen, daß er eine so vornehme Einladung zu ehren wisse. Was ist unter diesem hochzeitlichen Gewande zu verstehen? Nicht immer hat man es richtig ausgelegt. Die Sache verhält sich einfach so: Die Menschen, die den Ruf von einer ewigen Liebe des himmlischen Vaters vernehmen und die Einladung empfangen, Kinder Gottes zu werden und zu beten: „Abba, lieber Vater!" sollen wohl bedenken, zu wem sie eingeladen

werden; sie sollen über der Milde, der Freundlichkeit und väterlichen Gütigkeit Gottes seine unausdenkbar große Majestät, seine absolute Heiligkeit nicht vergessen. Die Heiden nämlich haben die Botschaft leicht aufgenommen, daß man mit Gott eine ganz innige, trauliche Gemeinschaft eingehen dürfe; haben sie doch in ihren Sagen erzählt, daß die vornehmsten Menschengeschlechter von den Göttern selbst abstammen, haben doch die spätern Heiden so oft ihre eigenen Könige zu Göttern erhoben. Wer hätte nicht gehört, wie die gestorbenen römischen Kaiser göttlich verehrt worden sind, ja, wie die Heiden einst noch zu Lebzeiten des Kaisers Augustus in Kleinasien ihm einen Tempel errichtet und Opfer dargebracht haben! So sehr waren die Heiden bereit, auf den Gedanken einzugehen, daß der Mensch eine nahe Verbindung mit Gott haben könne. Aber was den Heiden fehlte, das war das Gefühl für die unendliche Weihe, für den heiligen Ernst der Gottheit. Sie sind mit den Schauern der religiösen Ehrfurcht, mit der schneidenden Strenge der sittlichen Weltordnung nicht vertraut. Zum Hochzeitsmahle sind alle geladen; aber daran teilnehmen dürfen doch nur die, welche in tiefster Demut vor Gott sich beugen, welche den unendlichen Abstand zwischen ihm und dem armen sündigen Menschen bis ins Innerste empfinden, welche etwas verstehen von jenem Beben des Propheten: Weh mir, ich bin ein Mensch mit befleckten Lippen, und meine Augen haben den Herrn der Heerscharen gesehen[1]. Dann werden wir von selbst zerbrochenen und zerknirschten Herzens werden, und die tiefste Rührung und vollendete Andacht wird die Seele erfüllen beim Ruf: Dennoch bist du geladen zum Hochzeitsmahl des Königssohnes.

Eine Vorstufe zu jener Demut ist das Gefühl der Kleinheit und Schwachheit, das schon durch die Welt-

---

[1] Jes. 6, 5.

erfahrung über uns kommt. Was ist doch der einzelne Mensch in diesem großen Weltganzen! Welch eine geringe Größe! Wie gebrechlich sein Leben! Wie bald ist es aus mit ihm! Wir sind ja nur wie die Blätter am Baum, wie die Blume, die am Morgen blüht und am Abend verwelkt, wie die Funken, die vom Feuer aufsteigen und wieder in sich zusammensinken! So tönt es weit herum in den Kreisen der Völker und der Jahrtausende. Und der Mensch, wie hat er so viele Fehler! Wie ist er doch ein in jeder Weise unvollkommenes Geschöpf! Wie ist er oft sein eigener schlimmster Feind! Wie gering ist sein Glück! Wie bald ist es mit den guten Tagen vorbei! Also: der Mensch ein armes, elendes, schwaches, unvollkommenes Wesen! Millionen und Millionen haben unendlich gering vom Menschen gedacht. Wohl haben sich einzelne Menschen über die andern emporgehoben und ihnen gegenüber ein gar stolzes Selbstgefühl an den Tag gelegt. Aber auch sie, diese Mächtigen in der Welt, haben, sobald das Bangen des Todes durch ihre Seele ging, die ganze Ohnmacht und Nichtigkeit ihres Wesens empfunden. Wenn wir die Grabinschriften der alten Könige lesen, der Großen der Welt in vergangenen Jahrtausenden, wie klingt da die eine Klage hindurch: Der Mensch ein Kind des Staubes, ein Sohn des Augenblicks; wie bald ist es mit seiner Herrlichkeit vorüber! Und nun erst diese Massen armen Volkes, von denen der einzelne sich nie einen Namen macht, von denen der einzelne nie über seine Umgebung hervorragt, was sind sie anders als flüchtige Erscheinungen des flüchtigen Menschenlebens, ohne Zweck, ohne Bedeutung, ohne irgendwelchen höhern Wert!

Aber aus dieser weltförmigen Vorstufe der Demut hebt uns Jesus zur vornehmen Demut vor Gott empor; es ist die Demut eines Königskindes, das durch eigene Schuld zum Bettler geworden, und das der König heimruft zur

alten Herrlichkeit. Wir sind Gäste am Königsmahl. Jesus hat sehr groß von der Würde des Menschen gedacht und darum auch von jedem Menschen verlangt, um jeden Preis seine Würde zu erhalten. Wenn er zum Beispiel sagt: Wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere dar[1]! so sagt er es nur darum, weil er will, daß wir auch mit dem schwersten Opfer unsere Würde behaupten und lieber eine zweite Mißhandlung über uns ergehen lassen, als daß wir in einen wüsten Streit uns einlassen. Aber er sagt es auch deswegen, weil er an einen innersten, unzerstörbaren Adel der Menschenseele glaubt. Wir dürfen hoffen, die Würde des andern zu retten, wenn wir unsere eigene bewahren. Die Menschen sind bald bereit, die, welche unrechte Wege gehen, die, welche gesunken sind, vollends in den Abgrund hinunterzustoßen. Wie ganz anders Christus! In dieser Beziehung ist ein Wort von ihm ganz besonders bezeichnend, das wir anders als gewöhnlich auslegen. Jesus mahnt einmal seine Jünger: Gebet das Heilige nicht den Hunden hin und werfet die Perlen nicht vor die Schweine[2].!

Im Morgenland wirft man alle unbrauchbar gewordene Speise auf die Gasse hinaus, wo sie von den halbwilden Hunden aufgeschnappt wird. Den gleichen Dienst leisteten einst in halbheidnischen Orten Galiläas auch die Schweine. Nun kann es geschehen, daß eine nicht sorgsame Hausfrau im Dämmerlicht ihrer Hütte eine noch gute Speise für unbrauchbar ansieht und fortwirft. Freilich, wenn nun das Fortgeworfene z. B. stark mit Senf gewürzt ist, so fressen es die „Gassenkehrer" nicht, sondern wenden sich voll Wut gegen die Frau, die ihren Hunger getäuscht hat. Unter dem „Heiligen" ist in diesem Zusammenhang gesetzlich erlaubte, koschere, heilige Speise, und unter den Perlen

[1] Matth. 5, 39. — [2] Matth. 7, 6.

besonders schmackhafte Speise zu verstehen. Perle bedeutet ja auch bei uns das in seiner Art Beste, Wertvollste. Was wollte Jesus mit seinem Gleichnisse sagen? Macht es mit den Menschen nicht wie eine unachtsame Hausfrau mit den Speisen, sondern, ehe ihr einen Menschen als gänzlich verdorben erklärt und verwerft, prüfet doch sorgfältig, ob nicht noch etwas Gutes an ihm zu finden sei. Ja, wenn ihr sorgsam, liebevoll prüft, dann werdet ihr hundertmal mit einem schroffen Urteil zurückhalten, dann werdet ihr dem Gefallenen die Hand reichen, dann werdet ihr ihm zurufen: Sei willkommen am Hochzeitsmahl des Königssohnes! Menschen als Hunde zu bezeichnen, die im Morgenlande zu allen Zeiten aufs äußerste verachtet waren, daran haben stolze Geister immer Gefallen gefunden; aber nicht der, welcher uns mahnt, den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen. Nein, er hat an eine tief verborgene Wurzel von Menschenwürde, von Sehnsucht nach Gott auch bei den „Zöllnern und Sündern“ geglaubt; er hat gehofft und gehofft und zu retten gesucht. Das ist seine ewige Ehre und wird ihn unendlich liebenswert machen für alle die armen, verwahrlosten Menschen, welchen die harte Menschheit jeden Funken von Vertrauen und Mitleid versagt.

Und nun weiter! Jesus verkündet eine große Freude. Ja, die höchste Freude soll den Menschen zuteil werden, und zwar dadurch, daß sie sich ihm anschließen. Denn er ist der Königssohn, und sein Vater der allmächtige Weltenherr. Die Propheten haben auch große Freuden verheißen, aber Freuden der Zukunft. Die spätere Religion Israels ist fast ganz eine Religion der Hoffnung: Einst werdet ihr jubilieren und triumphieren; aber die Gegenwart ist trübe und traurig. Und nun kommt in diese arme, harte, an tragischen Geschicken so reiche Welt dieser Bote, von Gott gesandt, und verkündet: Sammelt euch um mich, und es

wird euch zumute werden, als ob ihr an der Tafel eines königlichen Hochzeitsfestes säßet.

Man hat in neuerer und neuester Zeit allerdings auch den Grundgedanken des Evangeliums zusammengefaßt in das Losungswort: Seid fröhlich in der Hoffnung[1]! Jesus habe die Seinen auf die Zukunft vertröstet, und dazu noch auf eine Zukunft, die vor der Wirklichkeit in lauter Traum und Selbsttäuschung zerstoben sei. Ja auch die Ziele, die er für unser ganzes Wollen und Streben aufgestellt habe, seien nur aus seiner Anschauung einer eingebildeten Zukunft zu verstehen und daher für die Wirklichkeit nicht zu verwenden. Gewiß gehört auch heute noch, trotzdem wir ein anderes Weltbild als Jesus und seine Zeitgenossen besitzen, eine große, freudige Hoffnung zu den Grundbestandteilen der christlichen Gesinnung. Aber wir würden dem Bunde, den Jesus für uns mit Gott aufgerichtet hat, den Lebensnerv durchschneiden, wenn wir ihn nur als einen Trost für die Zukunft behandelten.

Der spätere Religionsstifter Muhammed hat den Seinen auch große Freuden verkündet; aber erst im Jenseits werden sie ein Paradies erlangen, für die Gegenwart weiß er ihnen nichts zu bieten als den gemeinen Kriegsraub.

Worin besteht dagegen die Freude, mit der Jesus Christus schon mitten in der Zeitlichkeit die Menschen beseligen will? Wir erinnern daran, daß auch jener große Menschenfreund im fernen Osten, Buddha, ein Ziel der Seligkeit in Aussicht gestellt hat. Er hat gesagt: Wenn ihr zu mir kommt, dann werdet ihr eine Seelenruhe erleben, um die selbst die Götter euch beneiden werden. Was meint er mit dieser Seelenruhe? Das wonnige Gefühl, das sich einstellen wird, wenn der Bhikschu (Bettler, so heißen die Jünger

[1] Röm. 12, 12.

Buddhas) ganz bedürfnislos geworden ist, und er die Welt samt all ihrer Herrlichkeit mit unbedingter Gleichgültigkeit betrachtet. Es wird uns erzählt, es sei Buddha einmal mit einem reichen Bauern zusammengekommen, und der habe ihm gesagt: „O Meister! Ich bin ein glücklicher Mann, ich habe reiche Herden, ich habe ein gutes Haus. Nun regne, o Himmel! Mir kann es nicht schaden.“ Und Buddha habe ihm entgegnet: „Ich habe keine Herden und keine Familie und kein Haus. Ich bin von allem losgelöst. Darum regne, o Himmel, o regne!“ Also, ob es regnet, oder die Sonne scheint, ob man im Walde lebe, oder auf freiem Felde, ob man eine Familie habe oder nicht, das ist dem Jünger Buddhas durchaus gleich. Er liebt und haßt nichts mehr auf der Welt; er sieht die Dinge der Welt mit stolzestem Blick an, wie einer, der von Bergeshöhe auf das Ameisengewimmel der Menschen in die Tiefe hinunterschaut. Das ist die Seligkeit der Buddhisten! Aber wem wird sie zuteil? Wer kommt so weit, daß er jedes Bedürfnis, jeden Wunsch in sich unterdrücken kann, daß er vollständig gleichgültig wird gegen die ganze Herrlichkeit der Welt, auch gegen die schönsten Freuden, wie sie im Familienleben dem Menschen erblühen? Wer kann so stumpf werden? Gewiß nur sehr wenige. Die andern aber, die von der Welt sich zurückgezogen haben, fühlen, wenn die erste Begeisterung vorüber ist, wie die alte Sehnsucht nach der Welt in ihnen wieder aufwacht, wie die Begierden sich wieder melden. Sie haben die heitere Ruhe, um welche selbst die Götter die Weisen beneiden, nicht erreicht, sondern sie brennen in Begierde nach Weltglück und Weltfreude. In der Tat: welch eine schwermütige Weltanschauung, gemäß welcher ein Mensch sich sagen muß: Du kannst vollen Frieden, volle Freude nur dann gewinnen, wenn du in der Welt nichts mehr liebst, wenn du wie ein Toter unter Lebenden wandelst! Anders

Jesus Christus! Woher denn diese alles durchdringende Freude, von der er spricht? Diese Freude ruht in der Erfahrung, daß der ewige, allmächtige und allheilige Gott uns liebt, wie ein Vater sein Kind liebt. Diese Liebe soll in die Menschen eindringen wie heller, warmer Sonnenschein und ihr ganzes Herz erfüllen! Denn in der Menschenseele ist ein tiefes Heimweh nach Gott. Wie der berühmte Kirchenlehrer Augustin gesagt hat in seinen Bekenntnissen: „Unsere Seele ist unruhig und findet keine Ruhe, bis sie Ruhe in dir, o Gott, gefunden hat“. Also wenn einmal dem Menschen gewiß wird: du wirst geliebt mit voller, ewiger Liebe, du wirst mit der Liebe eines guten Vaters geliebt, dann jubelt das Kind, das heimweherfüllte Kind auf in einem Jubel, für den es keine Sprache mehr gibt, wie wir denn auch hören von den ersten Christen, daß, wenn sie anfingen zu beten: „Unser Vater“, ihnen vor tiefer Erregung die Sprache versagte und sie nur noch weinen und in unbestimmten Tönen ihre Seligkeit bezeugen konnten[1]. Ja, welch ein Unterschied! Die Menschen, die nicht ganz und gar bloß erdenwärts gerichtet sind, nicht ganz und gar Ameisenseelen sind, die können nicht anders als mit metaphysischen Fragen sich beschäftigen, nämlich mit solchen, die ins Unendliche hineinreichen, mit den Fragen: Welches ist der Zweck und das Ziel alles Menschenlebens? Welches ist denn unsere Stellung im großen, unendlichen Weltall? Was bedeutet das Geheimnis von Leben und Tod? Was bedeutet dieser ewige Wechsel, in dessen Mitte wir schweben? Was ist das Geheimnis der Seele? Welches ist der Zusammenhang von Seele und Leib? Was wird mit dem Menschen, wenn sein Leib tot ist? Das sind Fragen, welche die Menschheit von Uranfang an begleitet haben, und welche sie begleiten werden bis ans Ende

---

[1] Röm. 8, 15. 26. 1. Kor. 14, 2. 2. Kor. 12, 4. Gal. 4, 6.

der Tage. Aber wie ungleich die Antwort! Wenn wir nur die Antwort haben: Wir leben in einem ziel- und zwecklosen Wirbel von ewigen Kräften, wie sollen da die Menschen ihres Lebens froh werden! Oder wie sollen sie die Angst der Welt verlieren, wenn sie sich zur Antwort geben: Wir sind Untertanen einer Naturmacht, die kein Herz für uns hat, wir sind mitten in einer ungeheuren Maschinerie, wo alles sich mit ewiger Notwendigkeit bewegt; aber diese Maschinerie fragt nicht nach den Bedürfnissen unseres Herzens. Oder wie kann der Mensch getrost seines Weges ziehen, wenn er antwortet: Ja, es gibt einen Urquell alles Guten; aber fast gleich an Kraft steht ihm eine Macht des Verderbens gegenüber, die unendliches Elend verbreitet, das Gift der Sünde in die Herzen träufelt und unzählige Male die Macht des Guten besiegt. Auch wenn er dabei glaubt, daß am Ende der Zeiten nach zahllosen Jahrtausenden das Gute schließlich doch den Sieg erringen werde, das ist für ihn nicht genug, um freudig zu leben und selig zu sterben. Und nun kommt Jesus und sagt: Nein, so ist es nicht! Trotzdem die Welt so reich an Schmerzen ist, darfst du, Menschenkind, glauben, daß du geliebt wirst von dem, der die Welten lenkt. Und wenn einmal dem Menschen dies eine volle Gewißheit geworden ist, wenn er einmal wirklich die Liebe Gottes in seinem Innersten ganz und gar empfindet, dann hat er eine Freude, einen Jubel, der ihn froh und frei und stark macht, wie keine andere geistige Gewalt es vermöchte. Diese Liebe, die er als einen Hauch der Ewigkeit in sich spürt, sie wird für ihn eine Kraft ohnegleichen, um ihn frei zu machen von den niederen Mächten, die ihn in die Tiefe ziehen wollen. Ja, jetzt ist die Verheißung des Propheten Jeremias erfüllt, der einmal gesprochen hat: Es wird geschehen, daß Gott einen neuen Bund aufrichten wird mit seinem Volke, nicht einen Bund, wie er ihn mit den Vätern geschlossen. Gott wird sein

Gesetz in ihr Inneres einpflanzen und in ihr Herz es schreiben[1]. Mit andern Worten: Einst wird an Stelle des Geistes der Knechtschaft der Geist der Freiheit herrschen. Wenn diese Liebe Gottes in die Menschenseele eingedrungen ist, dann sieht der Mensch ein: Was Gott von uns verlangt, ist nichts anderes, als was mit den eigenen Bedürfnissen der Seele übereinstimmt, und die Macht der Sünde ist eine fremde Macht, die uns aus unserer wahren Heimat wegreißen, die unser Bestes und Teuerstes uns rauben will. Gewiß, solange der Mensch in dieser Zeitlichkeit lebt, hat er zu arbeiten und zu kämpfen und kann zeitweilig im Kampf unterliegen; aber er weiß: Friede und Freude ist nur in der Gemeinschaft mit dem Vater. Darum ist er eben doch, wenn er einmal diesen Liebesbund mit Gott geschlossen, im Innersten losgelöst von den Mächten der Finsternis, er treibt immer aufs neue dem ewigen Ziele entgegen, und wenn er es auch nie vollständig erreicht, so fühlt er doch, daß er ein Bürger einer höheren Heimat ist. Das ist der Jubel, den Jesus in die Herzen legen will. Alle aber, welche davon etwas erfahren haben, fühlen sich mit stärksten Banden untereinander verbunden. Nichts einigt die Menschen so sehr, wie eine gemeinsame Begeisterung, wie eine gemeinsame Hingebung an den Urquell aller Liebe. Ganz von selbst strömt die Liebe Gottes in eine reiche Liebe des Nächsten aus. Daher konnte Christus sagen: Wenn ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euer himmlischer Vater eure Fehler euch auch nicht vergeben. Solange ihr noch Rachsucht empfindet, seid ihr noch nicht an der Hochzeitstafel des Königssohnes, die Liebe Gottes hat noch nicht in eure Herzen hineingeleuchtet und ihr steht draußen, obgleich ihr geladen seid! Nein, sobald die Menschenseele wirklich überwältigt ist von der

---

[1] Jer. 31, 31. 33.

Liebeskraft des Ewigen, dann wird sie von selbst gütig, mitleidig, nachsichtig, bereit zu verzeihen, zu vergessen. Hunderttausende sind dir geschenkt worden von dem gütigen Schuldherrn; wie könntest du ein hartherziger Knecht sein? Und wenn nun alle sich lieben, wie wäre da noch ein Massenelend möglich? Wie könnten da die Menschen gegenüber der Not der Brüder noch gleichgültig bleiben? Denn jetzt gilt die Parole: Wir wollen einander helfen und dienen, jeder mit seinen Talenten! Jeder diene mit den Gaben, die ihm der gütige Haushalter gegeben, in aller Demut und Freudigkeit! Wir sind ein großer Haushalt, wo Neid und Übermut ausgeschlossen sind, wo ein Friede und eine Freude triumphieren!

Es war im Jahre 17 vor Christi Geburt, da lud der große Kaiser Augustus die damalige Welt zu einem Kaisermahle ein; sie sollte eine Jahrhundertfeier begehen in der ewigen Stadt Rom zu den Füßen des gewaltigen Herrschers. Er bot alle seine Macht auf, um das Fest zu einem möglichst glänzenden zu machen. In der Tat haben vierzehn Tage lang Hunderttausende an seiner reichen Huld sich freuen können, hatte doch Augustus befohlen: Die Witwen sollen auf das Fest ihre Schleier ablegen, die Trauernden nicht trauern, die Schuldner von ihren Gläubigern nicht geplagt werden. Durch ganz Italien hatte der Kaiser seine Boten gesendet. Dieses großartige Freudenfest ist in Vergessenheit geraten. Wenige Gelehrte hatten davon noch eine Erinnerung durch einen Gesang des Dichters Horatius, und erst in unsern Tagen wurde es durch eine große am Tiberstrome entdeckte Gedächtnistafel wieder ins volle Licht gerückt. Die Wirkungen dieses kaiserlichen Festes, wie sind sie längst von den Wogen der Zeit hinweggespült worden! Aber das Hochzeitsfest, das der allmächtige Weltenherr dem armen Menschensohn im fernen Morgenland bereitet hat, das tut seine Wirkung bis auf

den heutigen Tag. Und, wenn anders wir etwas verstanden haben vom Evangelium Jesu Christi, wenn anders diese Sonne auch in unser Herz geleuchtet hat, dann können wir für uns nichts Besseres und Höheres wünschen, als daß wir mit eingeladen werden, als fröhliche Gäste beim Hochzeitsmahl des Königssohnes zu erscheinen.



VIII.

Wunder und Zeichen.

Wenn Jesus Christus das Gottesreich mit einem Hochzeitsmahl vergleicht, das ein König seinem Sohne bereitete, so ist klar, daß er damit ein ganz einzigartiges, großes Selbstgefühl kundtut; denn er ist der Königssohn, auf sein Hochzeitsmahl werden die Gäste von nah und fern geladen. Dies müssen wir wohl bedenken. Es ist für Jesus ganz gewiß, daß nur in engem geistigen Anschluß an ihn die Menschen ihres Kindesrechtes beim himmlischen Vater froh werden.

Die neue Theologie hat diese Tatsache oft unterschätzt und etwa einmal die Sache so hingestellt, als ob es, um ein Christ zu sein, genüge, wenn man überhaupt an eine ewige Weisheit und Güte glaube und den Grundsatz befolge: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Allein wenn wir die seelische Erfahrung aller Jahrhunderte zu Hülfe nehmen und uns Mühe geben, ins innere Leben der hervorragendsten Christen uns zu versenken, werden wir zur Erkenntnis gelangen, daß alles mächtigere religiöse Leben im Sinne Christi an eine enge, persönliche Gemeinschaft mit ihm gebunden war und gebunden ist.

Die großen Worte von ewiger Weisheit, ewiger Liebe und Gnade verlieren ihren Wert und ihre Kraft, sobald die Herzen sich von Jesus Christus loslösen. Dann kann es eben geschehen, daß schließlich ganz andere Gewalten die Geister beherrschen als der Geist Jesu Christi mit seiner

Milde, seiner Güte, seinem grenzenlosen Erbarmen. Also werden wir, wenn anders wir ein tieferes Verständnis von Christus gewonnen haben, dankbar und willig immer wieder von der Kraft seines Geistes uns beeinflussen lassen, damit wir in seinem Lichte das Licht schauen, damit wir nicht matt und müde werden, damit wir in engem Anschluß an ihn die wahre Jugendfrische unseres Geisteslebens behalten. Sobald wir aber einmal zu der Einsicht durchgedrungen sind, daß unser zentrales Geistesleben nur in der lebendigen Gemeinschaft mit Christus sich erhält, begreifen wir auch, wie alle Fragen, welche das Leben und Sterben Jesu Christi berühren, mit unsern heiligsten Herzensbedürfnissen in engem Zusammenhang stehen. Hier haben wir es mit einer Prüfung, einer Untersuchung zu tun, bei der wir nicht so kühl, so unbefangen sein können, wie wenn es sich um das Leben irgendeines andern großen Menschen der Vergangenheit handelt. Und doch müssen wir nach voller Unbefangenheit streben und keinen Augenblick das Ziel, das wir uns gesteckt haben, außer acht lassen: Wahrheit! Wahrheit über alles!

Die Evangelien berichten uns eine Menge von Wundern und Zeichen, die Jesus getan: Er hat Kranke geheilt, Tote auferweckt, Stürme gestillt, ist über das Wasser geschritten, als wäre es festes Land gewesen. Er hat Fünftausend mit wenigen Broten so reichlich gespeist, daß noch Körbe voll davon übriggeblieben; er hat mit seinem Fluch einen Feigenbaum zum raschen Verdorren gebracht.

Es kann uns allerdings gar nicht überraschen, daß so viel von Wundern über ihn berichtet wird; denn wir kennen kein großes Leben des Altertums, das nicht von einem Kranz von Wundern umgeben wäre. Wir wissen, wie die Überlieferung eine Menge von Wundern dem Stifter der israelitischen Religion zuschreibt: Moses hat die Plagen über Ägypten gebracht, die Wasser des Roten Meeres

zerteilt und mit dem Stab einen Quell aus dem harten Fels geschlagen. Aber auch Josua hat durch sein Gebet die Wasser des Jordan gestaut und den Lauf der Sonne aufgehalten. Elias hat mit seinem Gebet das Feuer vom Himmel auf seinen Altar heruntergebetet; er selber ist auf feurigem Wagen gen Himmel gefahren. Elisa, sein Nachfolger, hat mit wenigen Broten Hunderte gespeist. Beide haben Tote auferweckt. Wie sollte da, nachdem die Propheten so große Wunder getan, der, welcher mehr war und mehr ist als alle Propheten, wunderlos geblieben sein! Wir wissen ferner, daß auch den großen Männern anderer Völker Wunder beigelegt worden sind. Selbst ein seinem ganzen Wesen nach so nüchterner Mann wie Muhammed, der im vollen Tag der Geschichte sein Werk vollendet hat, ist nach dem Glauben späterer Geschlechter mit einer reichen Wundergabe ausgezeichnet gewesen. Es wird z. B. berichtet, daß er elfmal mit wenigen Broten und Datteln Hunderte gespeist, daß er einst auf einem himmlischen Roß die Reise von Mekka nach Jerusalem in ein und derselben Nacht zurückgelegt habe.

Wir wissen, wie vollends die phantasiereichen Hindu ihre Helden mit Wundern in überschwenglicher Weise ausstatten: Buddha kam ohne irdischen Vater auf die Erde. Als Knabe schon übertraf er an Weisheit weitaus seine Lehrer, so daß sie den unverbesserlich weisen Schüler gar nicht weiter brauchen konnten. Wunder über Wunder begleiteten ihn später bei seiner Lehrtätigkeit. Er brauchte nur seinen Arm auszustrecken, um durch die Luft über den breiten Gangesstrom hinüberzukommen. Wenn die Feinde ihm wilde Tiere entgegensandten, nötigte er diese, vor ihm niederzuknien. Die Buddhisten besitzen eine Menge Schriften, welche das Mitleid ihrer Meister mit der lebendigen Kreatur im Lichte seltsamster Wunder zeigen. Es würde zu weit führen, darauf einzugehen. Aber mit Wundern

ist auch die Geschichte jenes edlen Religionsstifters auf dem Hochland von Iran, Zarathustra, ausgestattet. Am meisten überrascht, daß selbst die an dichterischer Einbildungskraft so armen Chinesen ihrem sehr wohlgesinnten, aber auch sehr langweiligen Morallehrer Confucius Wunder beigemessen haben. Wir sehen also: Das Herz der Völker hat das Bedürfnis zu glauben, daß die Lieblinge Gottes der gewöhnlichen Ordnung des Lebens und Geschehens enthoben seien; das gerade sei ihr Privilegium, daß sie von jenen Banden, durch welche die gewöhnlichen Menschenkinder gebunden sind, frei bleiben. Wir finden die gleiche Anschauung schon auf der untersten Stufe menschlicher Bildung und Gesittung.

Die Neger, die Tataren im innern Hochasien, die Eskimo, die Indianer und so weiter glauben, daß ihre Priester, die in einer engeren Gemeinschaft mit der Gottheit stehen, über jede Schranke des Wissens und Könnens erhaben seien. Der Kam, der Schamane von Hochasien, der Medizinmann der Indianer, der Okomfu der Neger, und wie all die Namen dieser Priester heißen, sie können alles, was sie wollen; sie können sich eine andere Gestalt geben, sich unsichtbar machen, sie können sich zum Himmel erheben, die verborgenen Schätze der Erde hervorlocken, den Regen herbeibringen und die Trockenheit, die Menschen krank und gesund machen; kurz, es fesselt sie keine Schranke. Wir wissen, daß diese Vorstellung als düsterer Aberglaube ja auch christliche Völker bis auf unsere Zeit beherrscht hat. Wer wüßte nicht, daß den Hexen um den Preis ihrer Seligkeit von dem Fürsten der Finsternis alles Mögliche gestattet ist: Sie können die Menschen krank machen, Gewitter herbeizaubern, durch die Luft fliegen, und überhaupt tausend Schranken überspringen, welche den Menschen gestellt sind. Also ein Glaube an Wunder, an Aufhebung der gewöhnlichen Ordnung des Lebens und Geschehens ist

in der ganzen weiten Welt und durch alle Jahrtausende verbreitet.

Heute noch ist die große Mehrheit aller derer, die in einem lebendigen und innigen Verkehr mit Gott und Jesus Christus stehen, dem Glauben zugetan, es sei das Leben Jesu Christi reich an Wundern gewesen. Millionen glauben im weitern noch, was einst geschehen sei, könne wieder und wieder geschehen; auch heutzutage offenbare sich Gottes Macht durch Wunder. Das ist der Glaube der katholischen Kirche. Kein guter katholischer Christ wird unter die Reihe der Heiligen aufgenommen, von dem nicht glaubwürdige Zeugen eine größere Anzahl von Wundern bezeugen. Unser Niklaus von der Flüe wäre längst unter die Heiligen aufgenommen worden, wenn nur noch eine größere Zahl von Wundern über ihn berichtet werden könnte. Freilich die Protestanten, auch wenn sie mit aller Wärme ihres Gemütes an der Glaubwürdigkeit der biblischen Wunder festhalten, sind doch eher kritisch gegenüber Wundererzählungen aus der Gegenwart. Wenn wir aber sagen müssen, daß so viele aufrichtige und ernste Christen mit aller Innigkeit ihrer religiösen Empfindung und mit ihrer ganzen Andacht an den Wundern festhalten, so liegt uns die Aufgabe ob, diese Frage mit größtem Ernst und größter Umsicht zu behandeln.

Um die historische Frage der Wunder Jesu zu beantworten, ist es durchaus notwendig, die Wunderfrage zunächst ganz allgemein zu betrachten. Wir kommen zur Erkenntnis Gottes, weil wir immer und immer wieder in der Natur beobachten, daß eine ewige, wandellose Ordnung besteht, die sich in unzähligen einzelnen Gesetzen kundtut. Gesetze und Ordnungen sind immer Sache des Geistes, und Ordnungen, die sich all unserem Forschen als wandellos und unvergänglich erweisen, nennen wir Ordnungen eines ewigen Geistes. Wir freuen uns dieser Tatsache:

Ob alles in ewigem Wechsel kreist,
So beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

Wir freuen uns, daß, soviel auch die sichtbare Welt der Vergänglichkeit unterworfen ist und alles kommt und alles geht, doch der allwaltende Geist in majestätischer Gleichheit sich behauptet. Wir machen aber weiter die Erfahrung, daß es unveränderliche Gesetze gibt, die sich nicht draußen in der Natur offenbaren, wohl aber in der Menschenseele, Ordnungen, von denen uns die zehn Grundgebote der Israeliten eine uralte erhabene Kunde geben, und die der Mensch nicht mehr verneinen kann, sobald sie einmal seiner Seele zum Bewußtsein gekommen sind. Lange haben die Menschen davon nichts gewußt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Aber sobald einmal ihrem Gewissen dieses Gebot kund geworden, können sie wohl noch dagegen sündigen, doch das Gebot nicht mehr aus ihrem Herzen reißen. Es geht bei diesen Ordnungen wie bei einer Maschine, die wir wohl vorwärts, aber nicht mehr rückwärts bewegen können. Ja, es ist derselbe Geist, der sich offenbart in der Ordnung der Natur und in der Ordnung des moralischen Lebens. Das ist der ewige Gott, dem wir mit unserm ganzen Sein und Wesen unterworfen sind. Und nun sagen wir weiter: Wo immer wir mit unserer Wissenschaft, sei es die Natur, sei es die Geschichte der Menschheit untersuchen, finden wir das Wandellose dieser göttlichen Ordnung bezeugt. Ob die Menschen sie anerkennen oder nicht, die Ordnungen können von ihrer majestätischen Unveränderlichkeit nichts verlieren.

Es ist ein Mangel an schärferer Erkenntnis, wenn man behauptet, Naturgesetze können immer wieder aufgehoben werden. Man hat gesagt: Ist denn nicht das Gesetz der Natur aufgehoben worden, als zum ersten Mal Leben in die Welt eingetreten ist? Ist das Leben denn nicht etwas ganz anderes als die bisherige tote Natur?

Gewiß, aber alle Naturforscher sind darin einig: Die Gesetze, welche in der toten Natur herrschen, die herrschen auch in der lebendigen Natur, nur mit dem Unterschied, daß sie hier einem höheren Gedanken dienen müssen. Aber was in der lebendigen Natur dem Statischen und Mechanischen angehört, das ist auch den Gesetzen der Statik und der Mechanik unterworfen; was in ihr chemischen Wesens ist, unterliegt den Gesetzen der Chemie, und was in ihr mit Licht und Elektrizität in Beziehung steht, muß sich auch den allgemeinen Gesetzen dieser Kräfte fügen. Wandellos gehen die göttlichen Ordnungen ihren Gang, und auch der Mensch ist mit seinem ganzen Wesen ihnen unterworfen. Alles, was er anstrebt, kannn er nur im Zusammenhang mit ihnen erreichen. Dabei müssen wir allerdings eines im Auge behalten: In diese Gottesordnungen ist nicht nur das Alltägliche, das Gewöhnliche eingeschlossen, sondern auch das Außergewöhnliche, das ganz selten erscheint. Sie sind eben so reich, so groß, daß sie auch das Höchste und Herrlichste mit umfassen, auch das, was wir im religiösen Sinn ein Wunder nennen; denn wir haben zu unterscheiden zwischen Wunder im theologischen und Wunder im religiösen Sinn. Wunder im religiösen Sinn ist jedes Ereignis, dessen irdische Ursachen wir nicht kennen, und das uns deshalb mit größter Lebhaftigkeit an die letzte und höchste Ursache, an den ewig waltenden Gott erinnert; Wunder im religiösen Sinn ist die erste Erscheinung des Lebens in der Natur, das erste Auftreten des Menschen, nachdem ungezählte Jahre nur Pflanzen und Tiere auf der Erde gewesen. Ein Wunder in diesem Sinne, und zwar das höchste Wunder, das wir kennen, ist Jesus Christus selbst. Aber, wohlverstanden, Wunder im religiösen Sinn stehen im engsten Zusammenhang mit den Ordnungen Gottes und sind nicht Wunder im theologischen Sinn. Denn diese wären Ereignisse, die nur stattfinden können durch Aufhebung der Ordnungen,

die Gott der Natur gesetzt hat. Nun sagen die, welche dem Glauben an Wunder anhangen: „Wie sollte Gott, der Herr der Welt, diese Ordnungen nicht aufheben können? Wie sollte er nicht Herr im Hause sein, er, der Allmächtige, der tun kann, was er will? Ist er denn nicht unser Vater? Ist er denn etwa nur einer jener Helfer, die gern helfen möchten, aber nicht können? O nein! Wir glauben, er kann alles tun, er kann alle Gesetze der gesamten Natur für Augenblicke oder für immer aufheben, es steht alles in seiner Macht." Aber bei dieser Betrachtungsweise läuft doch ein großer Irrtum immer wieder unter: Man vergißt ganz, daß die Ordnungen der Natur nur eine Offenbarung der Ewigkeit Gottes sind, daß wir nur um dieser ewigen Ordnungen willen an einen ewigen Gott glauben können, und daß daher dieser Glaube an ewige Ordnungen zu den Fundamenten gehört, auf welchen aller Glaube an ein göttliches Walten sich aufbaut. Es ist nicht richtig, die Welt wie einen Mechanismus zu betrachten, bei dem der Werkmeister bald da, bald dort etwas verändern kann. Nein, im Laufe der Welt offenbart sich das Walten des ewigen Geistes, das wir mit Gefühlen tiefster Andacht betrachten. Wir empfinden dabei die Majestät der Ewigkeit. Ob wir dieses Walten anschauen im Wachstum einer Pflanze, die am Waldesrande blüht, oder in den Gestirnen, die aus unerreichbarer Höhe auf uns herableuchten, es ist immer die eine ewige Ordnung, der eine ewige Geist, der sich in dieser Wandellosigkeit kundtut. Wie der Apostel Jakobus sagt: Bei Gott ist keine Veränderung, bei Gott ist nicht der Schatten eines Wechsels [1].

Die Ordnungen der Natur stehen im engsten Zusammenhang mit allen höheren Ordnungen, die Gott der Welt gegeben hat, sie stehen im engsten Zusammenhang mit der

---

[1] Joh. 1, 17.

Weisheit und der Liebe Gottes. Jesus spricht nie von Naturgesetzen; aber er sagt einmal: Verkauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und keiner von ihnen wird auf die Erde fallen ohne euern Vater. Siehe, die Haare eures Hauptes sind alle gezählt[1]. Will er damit nicht die Wahrheit bestätigen: Die Ordnungen und Gesetze, welche, aufs engste miteinander verbunden, alle Bewegungen und Wandlungen, ja das gesamte Sein der Natur beherrschen, offenbaren die ewige Majestät des Gottes, der sich im Heiligtum des Menschenherzens als Vater bezeugt. Diese Ordnungen Gottes, wie sind sie so groß, so mannigfaltig, so geheimnisvoll! Wo ist der Weise, der sie alle kennte, der all ihre geheimnisvollen Beziehungen wüßte? So groß, so herrlich sind sie, daß auf ihrem Grunde und durch ihr Zusammenwirken auch das Höchste und Herrlichste sich gestalten kann. Mit andern Worten: Die Persönlichkeit Jesu Christi ist in den großen Weltzusammenhang mit inbegriffen; denn ein ewiger Plan Gottes umfaßt alles, das Größte und das Kleinste, die höchsten Erscheinungen des Geisteslebens und die unmerkbaren Schwingungen der letzten Stoffteile. Soll das uns nicht tröstlich sein, daß Gott immer sich gleichbleibt, daß er über allem Wandel und Wechsel der Zeit mit der Majestät der Ewigkeit waltet, daß wir denselben Vater haben wie Jesus und seine Apostel, daß dieselbe Liebe über uns wacht, die Jesus so tief und mächtig empfunden hat? Heißt das nicht in religiöser Sprache: Gott ist getreu; auf ihn können wir uns verlassen, ganz anders als auf die Menschen, die so wandelbar sind? Tut es uns denn nicht wohl, wenn wir von einer ewigen Liebe uns getragen wissen, die uns wie Sonnenglanz in Jesus Christus entgegenleuchtet? Ist es für uns nicht tröstend und erhebend, zu den Stürmen, die von uns nichts wissen und sich durchaus nur nach den Gesetzen der Luftströmung

[1] Matth. 10, 29.

bewegen, sagen zu dürfen: Ihr seid Boten unseres Vaters im Himmel, und zu all den feindlichen Mächten, die „herzlos, ohne Mitgefühl" unser Leben bedrohen: Ihr könnt uns nichts anhaben, wenn unser Vater im Himmel es nicht will! In den Ordnungen Gottes hat ja auch das Gebet seine Stelle, denn der Drang zum Gebet ist uns von Gott ins Herz gelegt. Wer kann ergründen, wie weit die Wirkungen des wahren Gebetes reichen! Die Erfahrung lehrt uns nur, daß die Menschen oft wie mit Sturmesgewalt aus innerster Nötigung zum Gebete hingerissen werden, und daß oft solche inbrünstig beten, deren Lippen für jeden Laut der Andacht seit Jahren stumm gewesen. In mächtigster Erregung fragen ganze Völker nicht mehr: Dürfen wir beten? Sie beten, und auf Adlersflügeln tragen die Starken die Schwachen zu Gott empor. Gemäß der Ordnung Gottes müssen wir hungern, dürsten, gemäß seiner Ordnung müssen wir auch beten. Wer das leugnet, kennt die innere Geschichte der Menschheit nicht. Wenn also die tiefsten Bedürfnisse unseres Gemütes in die ewigen Ordnungen Gottes einbezogen sind, soll uns das nicht beruhigen? Ich meine, wenn die Leute einmal schärfer, eindringender denken lernen, werden sie aufjubeln, wie sie noch nie aufgejubelt haben, beim Gefühl: Gott ist ein ewiger Gott, und seine Gedanken sind wandellose Gedanken, und wir sind von einer ewigen Ordnung getragen. Es ist nicht ein Zeichen tieferer, innigerer Frömmigkeit, an Wunder in theologischem Sinne zu glauben. Wir haben alle Ursache, in unbedingter Demut vor der Ewigkeit Gottes uns zu beugen und unsere armen, kleinen, zeitlichen Gedanken willig in seine Gedanken zu fügen.

Die Erfahrung lehrt, daß Tag um Tag unendlich viel Freude, aber auch unendlich viel Leid über die Erde zieht. Wenn Tag um Tag achtzig- bis hunderttausend Menschen sterben, welch ungeheure Summe von Leid! Und wenn wir nur einigermaßen einen Teil dieses Leides zu überschauen

suchen, so werden wir finden, die Besten und Frömmsten werden vom schwersten Leid nicht verschont. Du kannst noch so edel sein, du kannst ein ganz gottinniges Gemüt haben; aber du mußt dich doch gefaßt machen, daß ein tragisches Geschick dich erreichen wird. Beste Eltern können ungeratene Söhne haben, frömmste Menschen sind nicht sicher, daß sie nicht in Schwermut verfallen und den Tod der Verzweiflung sterben. Und wenn du freudig deinen Lebensweg gehst, wenn du ein frohes Herz hast und einen frohen Glauben, rühme dich dessen nicht, sondern sage dir: Es ist alles eine unverdiente Gnadengabe von Gott, und richte die andern nicht, die mit Schwermut und Verzweiflung ringen! Wir müssen uns also auf alles gefaßt machen, auch auf das Schwerste. Wird uns dabei die Gewißheit nicht wohl tun: In Allem wirkt stets der gleiche göttliche Wille? So dunkel und rätselhaft das Schicksal uns erscheinen mag, so verworren der Lauf der Welt, immer und überall ist's der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der das Weltregiment führt. Wie Licht Licht bleibt und Gold Gold, so bleibt die göttliche Allmacht sich gleich, ob sie noch so widerspruchsvoll unserem schwachen, beschränkten Geiste vorkomme.

Und nun, gehen wir zu Jesus Christus selbst! Ja, sein Volk hat gebieterisch Zeichen verlangt. Er selber steht dieser Wundersucht schmerzerfüllt gegenüber. Er sagt das bedeutsame Wort: Dieses Volk begehrt Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben als das Zeichen des Propheten Jonas[1]. Was für ein Zeichen war das? Jonas predigte den Heiden in Ninive, und zu seinem eigenen großen Erstaunen horchten die Heiden auf seine Bußpredigt und trugen Leid um ihrer Sünden willen. Was will also Christus sagen? Das große Zeichen Gottes, das ich wirke, besteht darin, daß ich die kalten, toten Herzen wieder le-

[1] Matth. 16, 4. Mark. 8, 11. 12. Luk. 16, 29.

bendig mache und erwärme für die ewige Wahrheit, daß ich ein neues Gottesleben auf die Erde bringe, daß ich die Lieblosen mit Liebe erfülle, daß ich die entzweiten Brüder miteinander vereinige, daß ich die Menschen dazu bringe, im Frieden mit Gott zu leben und zu sterben. Wir wissen, wie er es in jener einsamen Stunde im Jordantal als eine Versuchung von sich gewiesen hat, vom Vater zu bitten: Laß diese Steine zu Brot werden! So enge er sich mit Gott verbunden fühlt, so sehr er von der Überzeugung durchdrungen ist, Gottes Liebe wohne in seinem innersten Wesen, er will keine Ausnahme machen. Er will also nicht durch Zeichen wirken, sondern er will in die Menschen einen Frieden, eine Freude, ein neues Leben bringen, daß sie aus dieser innersten Erfahrung ihres Gemütes erkennen: Der, welcher dieses Evangelium uns verkündet, ist von Gott gesendet.

Treten wir nun näher an die Wundererzählungen heran! Da vernehmen wir, daß Jesus sehr viele Kranke geheilt hat[1]. Wer wollte dies bestreiten? Wir müssen uns ja nur das eine recht lebendig vorstellen: Er hat den vollen Gottesfrieden in sich, aus seinem Angesicht leuchtet heilige, selbstlose Liebe und reine Güte, aus seinem ganzen Wesen strahlt eine überirdische, himmlische Freude, und er steht mitten in einem aufs äußerste aufgeregten Geschlecht. Wie wir wissen, wartete das Volk seinerzeit mit fieberhafter Ungeduld auf das Kommen des Messias. Das lange Hoffen und Harren von Tag zu Tag hatte die Nerven von Tausenden zerrüttet und eine ganze Menge von Krankheitserscheinungen hervorgerufen, die auf geheimnisvoller, tiefer Störung des Nervensystems beruhten. Solche Leiden setzen der medizinischen Behandlung einen hartnäckigen Widerstand entgegen und trotzen jahrelang allen Heilungsversuchen. Aber was der ärztlichen Kunst nicht gelingt,

[1] Mark. 1, 34.

das vermag oft, wie die Zeugnisse alter und neuer Zeit beweisen, eine starke seelische Erschütterung. So erzählte mir ein Arzt, wie auf diese Weise eine gänzlich gelähmte Frau vor seinen Augen von einer Minute zur andern den Gebrauch ihrer seit zwei Jahren erschlafften Glieder wiedererlangt habe. Die Geschichte der Medizin liefert uns zahlreiche Belege, daß infolge mächtiger seelischer Eindrücke Blinde, Stumme, Taube, ja sogar Kranke, die mit unheilbaren Hautausschlägen behaftet schienen, geheilt wurden. In einem Maße, das weit unser Begreifen übersteigt, wirken geistige Mächte auf unser Leibesleben. Nur besteht dabei immer die Bedingung, daß die Leiden mit den Nerven zusammenhängen und die Leidenden zu den Persönlichkeiten, die sie um Heilung anflehen, mit unbegrenztem, ehrfurchtsvollem Vertrauen aufschauen. Die Gabe wunderbarer Heilung besaßen nach jüdischer Überlieferung nicht nur die Propheten, sondern auch die Frömmsten der Rabbiner. Sie war, wie Paulus berichtet[1], auch einzelnen Christen in Korinth verliehen, und die katholische Kirche nahm sie für all ihre Heiligen in Anspruch. Nach dem Glauben vieler Jahrhunderte war sie selbst weltlichen Herrschern gegeben. So berichten uns die römischen Geschichtsschreiber Suetonius und Tacitus, daß der Kaiser Vespasian in Alexandrien einen Blinden und einen Lahmen geheilt habe. Den Königen von Frankreich und England trauten ihre Völker bis ins 18. Jahrhundert die Macht zu, Krankheiten bannen zu können, die sonst für unheilbar galten[2]. Zahllose Leidende drängten sich jeweilen zum Throne, damit die Herrscher ihnen die Hände auflegen. Wenn wir all diese Tatsachen uns vor Augen halten, werden wir notwendig zu dem Schlusse gelangen, daß er, der einen Gottesfrieden ohnegleichen in sich trug, ein Heiland für leiblich und geistig Kranke werden

[1] 1. Kor. 12, 9. — [2] Vergl. meinen Artikel „Krankheiten" in Schenkels Bibellexikon III, 594.

mußte, und die Überlieferung wird für uns zur vollendeten Gewißheit, daß von ihm Kräfte rettenden, helfenden Friedens auf das gesamte menschliche Leben ausgingen.

Aber nicht alle Heilungen bereiteten ihm eine ungetrübte Freude. Oftmals entzog sich Jesus den Kranken, wenn er nämlich erkennen mußte, daß die Leute nur gekommen waren, um von ihren leiblichen Gebrechen geheilt zu werden, aber von seinem Seelentroste nichts verlangten [1]. Dann ging ein Gefühl des Schmerzes durch sein reines und gutes Herz: Ein gewöhnlicher Arzt wollte er nicht sein, sondern ein Arzt für die Seele. Wo er eine vollendete Heilung zustande brachte, da ist immer die Seele zuerst geheilt worden. Sie hat von ihm einen höhern Trost und Frieden empfangen, und die Gesundheit der Seele hat die Gesundheit des Leibes nach sich gezogen. Nicht alle hat er geheilt, die zu ihm kamen; heißt es doch deutlich im Evangelium nach Markus: „Er heilte viele“ [2], aber nicht alle. Also wollen wir, gegründet auf ernste Prüfung, mit voller Freude und Dankbarkeit zugeben, daß Jesus für eine große Schar von Kranken ein Heiland im vollen, großen Sinne geworden ist. Ja, wir setzen hinzu: Auch die Kranken unserer Tage werden davon einen reichen Gewinn haben, wenn sie in ihrer Krankheit in enge, lebendige Gemeinschaft mit Jesus Christus sich setzen, wenn sie ihn an ihr Schmerzenslager herantreten lassen, wenn sie zu seiner verklärten Gestalt aufschauen, wenn sie von ihm vernehmen, daß ewige Liebe, unendliches Erbarmen auch in den dunkeln Stunden der Leiden und der Not uns gegenwärtig ist.

Nun aber werden noch andere Wundererzählungen überliefert. Da hören wir, daß Jesus einmal über den See Gennesaret fuhr, und daß, wie das Schiff mitten auf dem See war, plötzlich ein Sturm losbrach [3]. In der Tat

---

[1] Mark. 1, 37. 33. 3, 6-12 u. s. w. [2] Mark 1, 34. [3] Mark. 4, 37-40.

ist gerade der nördliche Teil jenes Sees ungeahnten Stürmen ausgesetzt, indem durch die gewaltigen Schluchten, die von Nordosten her gegen den See sich öffnen, plötzliche Windstöße auf den See hinausdringen und in wenigen Minuten die ganze Wasserfläche in Schaum auflösen. Die Jünger fuhren mit ihrem Herrn über den See. Das Schiff wurde wie eine Nußschale umhergeworfen, und die Jünger meinten, sie müßten ertrinken. Ihr Herr ruhte auf dem Hinterteil des Schiffes, er ließ sich von dem gewaltigen Sturm nicht stören. Endlich riefen die Jünger ihm zu: Herr! Siehst du denn nicht, daß wir versinken? Und er antwortete ihnen: Ihr Kleinmütigen, was seid ihr so furchtsam! Sie schämten sich ihres Kleinglaubens; wenige Minuten später hörte der Sturm auf, und sie konnten ruhig ans Land steigen. Es ist nämlich den Stürmen jener Gegend eigen, daß sie oft plötzlich kommen und plötzlich wieder aufhören. Hat nicht der Glaube Jesu etwas Erhebendes? Unser Herr Jesus Christus ist denselben Gesetzen und Ordnungen unterworfen gewesen wie wir, aber er hat ein felsenfestes Gottvertrauen und schlummert darum ruhig auf dem Schiffe; er weiß sich in den Armen seines Vaters auf dem tobenden See wie auf dem festen Lande. Oder würden wir ihn höher werten durch die Annahme, daß er selbst wie ein geheimnisvoller Zauberer über Wind und Wellen hätte gebieten können? Wenn wir an unsere Freunde denken, die auf dem Weltmeer von einem Sturm ergriffen werden, was wird ihnen wohler tun, ob sie sich sagen: Auch unser Herr ist mitten in gewaltigen Stürmen gewesen, und zwar unter demselben Gott, der uns diesen Sturm schickt; denn der ewige Gott bleibt sich gleich in allen Jahrhunderten? Oder ob sie jammernd sprechen: O! wenn nur Jesus mit seinem geheimnisvollen Zauber da wäre? Wahrlich, wer sich Mühe gibt, etwas tiefer zu dringen, der wird Gott auf den Knieen danken, daß eine

ewige Ordnung alles Menschenleben beherrscht und wir keinen andern Vater haben als den, in dessen Armen der Meister auf dem stürmischen See ruhte.

Weiter wird uns erzählt, Jesus Christus sei ein anderes Mal über den See gefahren, um mit seinen Jüngern auszuruhen. Während er aber langsam mit ihnen über den See fuhr, gingen die Leute, die mit größter Verehrung an ihm hingen, eiligen Schrittes dem Ufer entlang, so daß, als er am andern Ufer ankam, schon Tausende mit freudigem Zuruf ihn erwarteten[1]. Tief rührte ihn dieser Eifer, und wie er die Menge überschaute, da erbarmte er sich über sie wie über Schafe, die keinen Hirten haben. Als es gegen Abend ging, sagten die Jünger: Entlasse die Leute, damit sie sich Speise verschaffen! Da fragte sie der Herr: Habt ihr denn nichts zu essen? Und sie kamen mit dem Bericht: Wir haben fünf Brote und zwei Fische. So bringt sie her! befahl der Herr, wir wollen sie verteilen. Und nachdem er gebetet, verteilte er die fünf Brote, und alle wurden satt — es waren aber fünftausend Menschen ohne die Frauen und Kinder — und es blieben noch zwölf Körbe voll übrig[2]. Wie haben wir nun diese Erzählung zu verstehen? Zunächst muß ich sagen, daß sie bewunderungswürdig gut in den landschaftlichen Rahmen paßt. Als ich an dem einsamen Ufer von Kapernaum mich befand, erschien mir diese Geschichte in vollendeter Deutlichkeit; denn dort biegt sich das Ufer in einem flachen Bogen von West nach Ost, und ich konnte mir ganz gut vorstellen, wie die Leute eiligen Schrittes vor Jesus am jenseitigen Ufer angelangt waren. Nun muß man aber wissen, daß die Morgenländer, auch wenn sie nur eine oder zwei Stunden weit wandern wollen, meist etwas Brot in einem Ledersacke mitnehmen. Dürfen wir uns jetzt nicht denken,

---

[1] Mark. 6, 33. 34. — [2] Mark. 6, 37-43.

daß, als die Leute nach dem jenseitigen Ufer wanderten, die einen in der Freude des Herzens nichts mitnahmen, die andern aber der Sitte gemäß etwas Brot zu sich steckten? Und wie einfach die Vorstellung: Als Jesus den letzten Bissen Brot austeilte, da wollten die, welche Brot besaßen, nicht zurückbleiben, sondern teilten ebenfalls freudig von dem ihrigen aus, die andern zeigten sich im Annehmen bescheiden, so daß alle satt wurden! Man hat diese Deutung schon etwa verspotten wollen; aber das ist ein sehr wohlfeiler Spott und kann im Ernst nur von denen geübt werden, welche die landschaftlichen Verhältnisse und die morgenländische Sitte nicht kennen. Wie entspricht doch jene Brotverteilung ganz der schrankenlosen Güte Jesu! Er gibt den letzten Bissen Brot, um die Leute auch leiblich zu sättigen; er will selber hungern, damit die andern nicht hungern müssen. Er hat auch mit der leiblichen Not seiner Brüder Mitleid, er will Leib und Seele erquicken.

Es heißt weiter: Jesus entließ alsbald die Jünger, daß sie nach Bethsaida fahren[1], der Ortschaft am Nordostufer des Sees, die der Stätte der Speisung am nächsten lag[2]. Er selber verabschiedete dann das Volk und zog sich auf den Berg zurück, um nach seiner Gewohnheit einsam zu beten[3]; denn es war ihm ein Herzensbedürfnis, immer den Tag mit Gebet auf einsamer Bergeshöhe zu beschließen. Während er da oben stand, brach wiederum von Nordosten her bei ganz heiterem Himmel ein Sturm über den See herein, der die Jünger mit unwiderstehlicher Gewalt von ihrem Ziele abdrängte und sie nach Südwesten trieb, mitten auf den tobenden See hinaus[4]. Der Mond leuchtete hell genug, daß Jesus ihre Not deutlich beobachten konnte. Was tat er darauf, müde vom langen, schweren Tagewerk? In Besorgnis um seine Jünger trat er eine Wanderung

[1] Mark. 6, 45. — [2] Mark. 6, 45. — [3] Mark. 6, 46. — [4] Mark. 6, 47: Da es Abend geworden, war das Schiff mitten im See.

von fünf Stunden an. Etwa nachts zehn Uhr brach er auf, und morgens drei Uhr langte er an der Mitte des jenseitigen Ufers an[1]. Die Jünger, welche glaubten, er sei zu Fuß nach Bethsaida gegangen, und ihn nun im Halblicht der Dämmerung sahen, meinten, es sei sein Geist, und sie schrieen entsetzt. Er aber rief ihnen zu: Ich bin's. Fürchtet euch nicht! Und sie nahmen ihn ins Schiff auf. Wollen wir solche Züge rührender Güte vermissen? In den Evangelien werden uns beide Geschichten als Wunder im theologischen Sinne geboten. Danach hätte Jesus aus nichts Hunderte von Broten geschaffen, und er wäre über den stürmischen See wie über eine Landstraße gewandert. Doch ähnlich, wie etwa alte berühmte Bilder übermalt werden und dann ein anderes Ansehen gewinnen, sind hier schlichte Vorgänge, welche die Bürgschaft ihrer geschichtlichen Echtheit in sich selber tragen, ins Wunderhafte umgewandelt worden. Wieviel stärker aber leuchtet aus dem einfachen Tatbestand uns die selbstlose, opferbereite Liebe Jesu entgegen!

Noch haben wir zwei Wunder nicht erwähnt, die doch insbesondere eine Erwähnung verdienen. Jesus Christus hat nach der evangelischen Erzählung das Töchterlein des Jairus von den Toten auferweckt und später den Jüngling zu Nain. Sind die Seelen dieser jungen Leute gleich in der Todesstunde in die ewige Heimat eingegangen? Müssen wir uns vorstellen, daß die unsterblichen Seelen jenes Mädchens, jenes Jünglings auf den Ruf Jesu aus der himmlischen Heimat wieder in dieses arme Erdenleben zurückkehrten, um hier noch eine Spanne Zeit zu leben und wieder zu sterben! Gegen eine solche Vorstellung werden wir alle einstimmig schon deshalb Bedenken erheben, weil

---

[1] Mark. 6, 48: Um die vierte Nachtwache, also nach 3 Uhr morgens.

wir die Versuchungen, Nöte und Schmerzen des Erdenlebens kennen, und wir aus Erfahrung wissen, wie es für manchen gut gewesen wäre, wenn er in jungen Jahren hätte sterben können. Wir fragen aber weiter: Haben wir nicht alle die Überzeugung, daß der allmächtige Gott über Leben und Sterben entscheidet, und daß wir keine Sekunde früher sterben, als Gott will? So haben unsere Väter geglaubt, so glauben wir. Wenn aber Gott über Leben und Sterben entscheidet, dürfen wir dann auch nur wünschen, einen Vollendeten, der die Angst des Todes hinter sich hat, wieder ins Leben zurückzurufen? Würden wir es nicht wie eine Sünde empfinden, wenn eine Mutter, von Schmerz gebeugt, bei der Leiche ihres Kindes Gott anflehen wollte: Gib mir mein Kind zurück! Wird die wahrhaft fromme Mutter nicht vielmehr mit Hiob sprechen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Gelobet sei der Name des Herrn[1]! Ja, im Morgenland hat man über das Schicksal der Seele nach dem Tode andere Anschauungen als wir. Dort ist der Glaube seit Jahrtausenden vorhanden, daß die Seele drei Tage lang den Körper umschwebe. Von diesem Glauben ist es nicht mehr weit zu der Annahme, daß sie noch einmal in den Körper eindringen und ihn neu beleben könne. Wie aber werden wir jene Totenerweckungen deuten? Sollen sie von späteren Christen für die Gemeinde erdichtet worden sein, damit der Herr nicht hinter den Propheten Elias und Elisa zurückstehe, von denen Totenerweckungen erzählt werden? Oder haben wir sie als willkürlich erfundene Beispiele zu fassen für die allgemeinen Worte, die Jesus einst zu den Jüngern des Johannes gesprochen: Tote stehen auf[2]? Markus schildert bei der Geschichte vom Töchterlein des Jairus den Hintergrund mit großer Anschaulichkeit[3]. Jesus war von Gerasa

---

[1] Hiob 1, 21. — [2] Matth. 11, 5. — [3] Mark. 5, 35-42.

her über den See nach dem Westufer gefahren. Ans Land gestiegen, ward er alsbald von viel Volk umgeben. Da drängte sich Jairus durch die Menge, fiel Jesu zu Füßen und bat ihn flehentlich, seiner schwerkranken Tochter die Hände aufzulegen. Sofort ist Jesus bereit, die Bitte zu erfüllen. Wie er durch das Menschengedränge zum Hause des Jairus schreitet, faßt ein Weib, das an einer langwierigen Krankheit litt, verstohlen, aber heftig den Saum seines Kleides in dem Vertrauen, dadurch gesund zu werden. Sie wurde auch gesund. Wie nun Jesus mit Jairus dem Hause nahe war, brachten Diener den Bericht, das Töchterlein sei gestorben. Jesus aber flößte seinem Begleiter Mut ein mit den Worten: Fürchte dich nicht, glaube nur! Als er ins Haus eingetreten war, umstanden bereits nach morgenländischer Sitte Klageweiber das Töchterlein. Doch Jesus wies sie hinaus, behielt nur die Eltern des Kindes und einige Jünger bei sich, ergriff sodann des Kindes Hand und sprach: Mägdlein, steh auf! Und das zwölfjährige Kind erhob sich, und Jesus befahl, ihm zu essen zu geben. Diese Erzählung macht uns durchaus den Eindruck, daß sie Markus nach der Erinnerung eines Augenzeugen niedergeschrieben habe. Die Geschichte vom Jüngling zu Nain danken wir Lukas[1]. Für eine geschichtliche Grundlage derselben spricht die Tatsache, daß Nain ein Ort ist, der sonst nirgends genannt wird, und der doch heute noch den alten Namen bewahrt hat.

Schon die alten Propheten besaßen ein ungewöhnlich feines Vermögen zu empfinden, was nach Gottes ewigem Willen möglich, und was nicht möglich ist. Aber in noch weit höherem Maße war diese Gabe Jesu eigen. Seine Seele war so ganz an Gott hingegeben, daß er für die Ordnungen des göttlichen Waltens ein unendlich viel feineres Gefühl hatte als gewöhnliche

---

[1] Luk. 7, 11-17.

Menschen. Nicht alle Kranken hat er geheilt, nicht alle Toten erweckt. Die Evangelien brauchen es nicht zu sagen; denn es versteht sich von selbst, daß er manche dringende Bitte abweisen mußte; er konnte nur helfen und retten, wenn er die Gewißheit in sich empfand, daß die Heilung im Willen Gottes lag.

Des Jairus Tochter verfiel in einem Alter, in dem in südlichen Ländern das Nervenleben oft krankhaft tief erregt ist, in eine dem Tode ähnliche Erstarrung; dabei blieb ihr, wie man aus gleichen Fällen genugsam weiß, die volle Feinheit des Gehörs und die ganze Klarheit des Selbstbewußtseins. Da ihre Eltern zu Jesus das größte Vertrauen hatten, dürfen wir annehmen, daß sie selbst mit großer Anhänglichkeit dem besten Kinderfreund zugetan war. Der Ruf aus seinem Munde klang dem Kinde wie himmlische Musik, der Krampf löste sich im gleichen Augenblicke, das Kind schlug seine Augen auf und schaute, wie wir uns vorstellen dürfen, mit Blicken inniger Dankbarkeit seinen Retter an, ohne den es aus dem scheinbaren in den wirklichen Tod verfallen wäre. Auf ähnliche Weise erklären wir uns den scheinbaren Tod und das Wiedererwachen des Jünglings von Nain. Da man im Morgenland die Toten schon eine Stunde nach ihrem letzten Atemzug zu begraben pflegt, kann es leicht vorkommen, daß ein vom Starrkrampf Gefesselter als Toter zur Begräbnisstätte getragen wird.

Hätten übrigens zwei ganz vereinzelte, wirkliche Totenerweckungen für uns einen tröstenden Wert? Müssen wir, wenn wir bedenken, daß die Bevölkerung an den Ufern des Gennesaretsees zu vielen Tausenden zählte, nicht annehmen, daß es dort noch viel tragischere Todesfälle gab als den dieser zwei jungen Leute? Warum ist denn Jesus in viel schmerzlicheren Fällen nicht eingeschritten? Weil er, wie wir oben bemerkt haben, das allerfeinste Gefühl dafür hatte, ob er vor einem Ratschluß Gottes stehe, der ein Leben in die

Ewigkeit geführt hat, oder ob noch ein Hauch des Lebens vorhanden sei, der nach Gottes Ordnung es ermöglicht, ein gesunkenes Leben mit neuer Kraft auszurüsten.

Ganz anders verhält es sich, um auch diese Frage noch zu streifen, nach unserer Auffassung mit den Wundern, die im Evangelium Johannis erzählt werden.

Jesus sagt in diesem Evangelium: Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nütze. Die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben[1]. Kein Unbefangener wird bestreiten, daß für den johanneischen Christus das Äußere nur Wert hat als Sinnbild für das Innere, das Sichtbare als Sinnbild für das Unsichtbare, Geistige. Oft glauben wir bei der Erzählung des Evangelisten eine sinnlich greifbare Wirklichkeit vor uns zu haben; aber unmerklich enthebt er uns der Erdenschwere und trägt uns empor zu den höchsten Regionen des geistigen Lebens. So will uns denn der Evangelist auch durch seine Wunderberichte in die Wunderwelt der geistigen Erfahrung einführen. Wer kennt nicht die Erzählung von der Hochzeit zu Kana[2]. Als die Hochzeitsgäste schon trunken waren, (v. 10) begann es an Wein zu mangeln. Da sprach die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein. Er aber antwortete: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen. Immerhin befahl er, daß man sechs Krüge, die etwa 600 Liter faßten, mit Wasser fülle und sodann dem Speisemeister bringe. Was sie ihm brachten, war nicht mehr Wasser, sondern feinster Wein. Hat Jesus wirklich seine Mutter mit „Weib" angeredet? Hat er trunkene Gäste an einer ländlichen Hochzeit noch mit sechs Hektolitern köstlichen Weines bedacht? Wahrlich, nicht nur unser Verstand, sondern auch unser Herz fordert, daß wir diese Erzählung sinnbildlich deuten. Wer ist die Mutter, „das

---

[1] Joh. 6,63. — [2] Joh. 2,1-11.

Weib?" Es ist der Kreis jener schlichten, wenig gebildeten Israeliten, aus dem die erste Jüngergemeinde hervorging. Was haben wir unter dem alten Wein zu verstehen? Den Frieden, den Trost, den schon die Frommen des alten Bundes schmeckten. Was unter dem neuen Wein? Den Jubel der Kinder Gottes, die mit ihrem Herrn alle Angst der Welt überstanden haben [1].

Selbst in die Leidensgeschichte flicht der vierte Evangelist sinnbildliche Züge hinein. Während nach den früheren Evangelien Jesus mit seinen Jüngern noch das Passahmahl feiert, läßt ihn Johannes am Rüsttag vor dem Feste sterben als das wahre, geistige Passahlamm. Während die ältere Überlieferung berichtet, die Kreuzigung Jesu habe morgens um neun Uhr begonnen, versetzt Johannes den Anfang auf den Mittag; denn nach der Mittagsstunde beginnt das „Licht der Welt" [2] sich zu neigen. Galiläische Jüngerinnen schauten nach Markus [3] von ferne dem Kreuzesleiden ihres Herrn zu. Nach Johannes standen die Mutter Jesu und der Jünger, den er liebhatte, in der Nähe des Kreuzes, und sterbend sprach Jesus zur Mutter: Weib, siehe deinen Sohn, und zum Jünger: Siehe, deine Mutter. Es ist den Freunden christlicher Kunst und Poesie wohlbekannt, daß unter all den Leidensbildern keines tiefer die Herzen ergriffen hat als das Bild der Maria auf Golgotha. Aber Matthäus, Markus, Lukas wissen von diesem Bilde nichts. Und wie seltsam klingt es, daß der sterbende Sohn die Mutter mit „Weib" anredet, zumal wenn man bedenkt, daß im Volk Israel das Verhältnis des Sohnes zur Mutter ganz besonders zart, innig und ehrfurchtsvoll war! Wir sehen uns daher gedrungen, auch hier nach einer sinnbildlichen Bedeutung zu suchen. Die Mutter ist die gleiche sinnbildliche Gestalt wie bei der Hochzeit

---

[1] Joh. 16, 33. — [2] Joh. 8, 12. — [3] Mark. 15, 40.

bei Kana und der Jünger, den Jesus liebhatte, ein Geistesbild, das alle edeln Jüngereigenschaften in sich begreift, Mutter und Jünger demnach ein Ausdruck für den alten und den neuen Bund. Mit bewunderungswürdigem Feingefühl für die Seele des geschichtlichen Jesus Christus wollte der Evangelist andeuten, es sei ein Vermächtnis des Herrn an seine Gemeinde, daß sie der schlichten Frömmigkeit des alten Bundes eine Heimstätte bei sich bereite und nicht etwa schroff vom Glauben derer sich abwende, „die auf den Trost Israels hoffen[1].“ Unter den Zeitgenossen des Evangelisten zeigten viele Christen eine starke Neigung, das Alte Testament geradezu feindlich zu behandeln, während ihrerseits die Juden voll bitteren Hasses jede Berührung mit den „Nazarenern“, den verfluchten Ketzern (Minim), ablehnten. Solche Trennung der nahe Verwandten war nach der vollberechtigten Überzeugung des Evangelisten dem Geiste Jesu zuwider; darum hatte er zu seiner Bereicherung der Leidensgeschichte ein inneres Recht.

Ist es uns klar geworden, daß der vierte Evangelist mit Vorliebe in Sinnbildern redet, dann wird uns auch die Deutung seiner übrigen Wundererzählungen keine Schwierigkeit bereiten. Jesus, das Licht der Welt, heilt den Blindgeborenen[2]. Er bringt auch denen volle himmlische Erleuchtung, die nach menschlichem Ermessen ewiger Finsternis verfallen waren, denen, die bis dahin keinen Schimmer ewiger Wahrheit geschaut hatten. Ja er, im höchsten Sinne Herr des Lebens, weckt auch die Seelen zu neuem Leben auf, über die sich schon der Verwesungsgeruch äußerster Ruchlosigkeit und Gottentfremdung ausgebreitet hatte; er erweckt den schon von der Verwesung ergriffenen Lazarus[3]. Im Sinne des Evangelisten sagt der Mönch Stephanus ums Jahr 1150 von seinem frommen Abte: Daß er so

---

[1] Luk. 2, 25. — [2] Joh. 11, 1-16. — [3] Joh. 9, 1-7.

viele Menschen, die in alle Laster versunken waren, durch Buße zum ewigen Leben erweckt hat, ist weit mehr wert, als wenn er sie vom leiblichen Tode auferweckt hätte.

Wie kommt es aber, daß in den drei ersten Evangelien so viele Wundererzählungen mitgeteilt werden? Sind diese Evangelien erst später niedergeschrieben worden? Oder wie haben wir uns den Vorgang zu denken? Darauf müssen wir zunächst nochmals daran erinnern: In jener Zeit glaubte alles Volk nah und fern mit größter Bestimmtheit, ein Gottesgesandter könne und müsse Wunder tun. Wenn aber die Geistesverfassung so beschaffen ist, dann können Wunder unter den Augen der Zeitgenossen geschehen. Wir haben dafür reichlichen Beweis aus späteren Jahrhunderten. Die Morgenländer können nicht so leicht wie wir sinnlich Wirkliches und geistig Wirkliches von einander unterscheiden; sondern in ihrem eigen gearteten Geist fließen die Linien von sinnlich und geistig Wirklichem immer wieder ineinander. Oftmals war es mir bei meinen Wanderungen nicht leicht, festgeballte Wolkenmassen von den Bergen zu unterscheiden, zwischen deren Kuppen sie sich gelagert hatten, zumal wenn sich das Ganze vom reinen, purpurgoldenen Morgenhimmel abhob. An einen solchen Horizont erinnern manche evangelische Erzählungen, indem sie Gedankengebilde in die Schilderung greifbarer Wirklichkeit hineinschieben. Markus erzählt von einem furchtbaren Sturm, den die Jünger den größten Teil der Nacht auf dem See Gennesaret auszuhalten hatten[1]. Von dem gleichen Ereignis berichtet auch Matthäus; aber er macht einen bedeutsamen Zusatz, durch welchen die Erzählung weit aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustritt[2]. Petrus wagte nach Matthäus auf die tobenden Wellen, über die Jesus mit erhabener Sicherheit schritt, hinauszu-

---

[1] Mark. 6, 45–56. — [2] Matth. 14, 28–31.

treten. Auch er wanderte eine Weile über das Wasser; doch als er den starken Wind sah, fürchtete er sich, und er begann zu sinken und schrie: Herr, hilf mir! Alsbald streckte Jesus die Hand aus, ergriff ihn und sprach zu ihm: Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Künstler haben den entscheidenden Augenblick im Bilde festgehalten; aber haben wir es hier mit greifbarer Wirklichkeit zu tun? Warum erzählt Markus, der sonst so genau über Petrus unterrichtet ist, nichts davon? Ist es Sache des Glaubensmutes, über Wasser hinschreiten zu können, wie über festes Land? Aber wir kennen eine Geschichte, in der von allen Jüngern Petrus allein auf das stürmische Meer sich hinauswagte, um dem Herrn zu folgen. Doch wie die Gefahr des Sturmes sich unmittelbar gegen ihn wandte, verlor er den Mut und begann zu sinken. Aber im letzten Augenblick rettete ihn der Herr. Das geschah in jener Mitternachtsstunde, als Petrus im Hof des obersten Priesters als Jünger seines Meisters sich bekennen sollte. Wie nahe lag es den morgenländischen Christen der Urgemeinde, von der Verleugnung des Petrus als von einem Sinken im stürmischen Meere zu reden! Und wie nahe lag es für ein folgendes Geschlecht, die allgemeine Form der Erinnerung zu einer Wundererzählung zu verdichten und sie da einzuflechten, wo ein stürmisches Gewässer den Hintergrund bildete!

Wer die drei ersten Evangelien aufmerksam liest, der wird, wenn er ganz unbefangen ist, überall erkennen, daß ein historischer Grund da ist, eine geschichtliche Wirklichkeit; doch über die geschichtliche Erzählung hat sich gleichsam ein allegorischer Duft gelagert. Man merkt ganz deutlich, wie die Christen schon früh den Zug hatten, greifbar Wirkliches zu geistigen Wahrheiten umzugestalten und allegorisch zu verwenden, so, wenn in der Speisungsgeschichte erzählt wird, es seien zwölf Körbe übriggeblieben, zwölf

nach den zwölf Stämmen Israels [1]. Wir werden das umso eher begreifen, wenn wir bedenken, daß die Freude am Versinnbildlichen, am Allegorisieren in der Luft lag und auch die Rabbiner, die Lehrer Israels, dem Zuge folgten, wirkliche Geschichten in geistige Sinnbilder umzuwandeln. Paulus, der Schüler der Rabbiner, gibt uns davon, wie wir wissen, ein merkwürdiges Beispiel. Er sagt, Sara, die Gattin Abrahams, bedeute das obere Jerusalem, und das obere Jerusalem den Bund der Freiheit der Kinder Gottes, und Hagar, die von Abraham verstoßene Sklavin, bedeute das niedere Jerusalem, und das niedere Jerusalem den Bund der Knechtschaft, dem die Israeliten angehörten [2]. Man sieht, wenn das die damalige Geistesströmung war, wie leicht da sinnlich und geistig Wirkliches ineinander sich verschieben und dabei sich Wundergeschichten in Fülle bilden konnten. Es müßte uns in Erstaunen setzen, wenn es anders wäre.

Würde uns aber Jesus wirklich lieber werden, würde seine geistige Größe, die Weihe seiner ganzen Persönlichkeit sich steigern, wenn wir annehmen müßten, er hätte die chemische Unmöglichkeit möglich gemacht und aus fünf Broten Tausende werden lassen? Würde er ein wirksamerer Zeuge der Liebe Gottes sein, wenn sein Körper nicht dem Gesetze der Schwerkraft unterworfen gewesen wäre, und er über das Wasser hätte schreiten können, so wie es nach dem Glauben niederer Völker die Zauberer vermögen? Müßten wir solche Vorkommnisse nicht als Merkwürdigkeiten anstaunen, die in das Reich der Naturwissenschaften gehören? Hatte etwa Jesus Christus nötig, seinem Volke die Allmacht Gottes zu beweisen? Nein! Von der waren die Israeliten längst überzeugt. Hatte er nötig, ihnen die Weisheit Gottes glaubhaft zu machen? Nein! Das hatten

---

[1] Mark. 6, 43. — [2] Gal. 4, 22-31.

Dichter und Propheten längst getan. Aber was Jesus Christus der Welt beweisen muß, das ist, daß es eine ewige Liebe gibt, ein Vaterherz, das unsere Bedürfnisse kennt, und dem wir uns ganz anvertrauen dürfen. In dieser an Kreuz und Leid, an Tod und Verderben so reichen Welt braucht es viel Mut und Kraft, um den Glauben festzuhalten, daß über all diesen Schmerzen, all diesen Rätseln, all diesen Tragödien eine ewige Liebe waltet, daß wir auch das Schwerste aus ihrer Hand annehmen dürfen. Und es braucht noch höheren Schwung des Geistes, um an dem Glauben nicht irre zu werden, daß es ein wirkliches, ganzes Verzeihen der Sünde gibt und damit einen ganzen, vollen Frieden für die Menschenseele, trotz ihrer Schwächen, trotz der schmerzlichen Erinnerung an all die Flecken im Lebensbuche. Dafür ist Jesus Christus in die Welt gekommen, der Menschheit eine Bürgschaft zu geben für die Liebe Gottes. Aber wie kann er sie uns geben? Nur Liebe kann uns an Liebe glauben machen; nur dem, der die ganze erhebende und beseligende Macht der Liebe durch sein eigenes Leben bezeugt, glauben wir, daß es eine ewige Liebe gibt. Wir werden daher, hoffe ich, einmal alle zu der Erkenntnis kommen, daß die Wundererzählungen nur einen untergeordneten Wert haben, und daß nicht in ihnen die Herrlichkeit Jesu Christi offenbar geworden ist, sondern in seinem Kreuze, wie das schon Paulus sehr klar erkannt hat.

IX.

Arbeit und Kampf für das Gottesreich.

Könnten wir heute noch, wie einst die Jünger am See Gennesaret, zu Füßen Jesu Christi sitzen, dann möchte ich uns allen dringend empfehlen, möglichst harmlos, möglichst unbefangen den Eindruck seiner Persönlichkeit auf uns wirken zu lassen und mit voller Andacht und Freudigkeit seinen Worten zu lauschen. Aber wäre es immer so leicht, ihn zu verstehen, oder müßten wir nicht manchmal die ganze Kraft unseres Sinnens und Denkens dafür aufbieten? Würde er uns nicht recht oft zumuten, Bild und Wirklichkeit von einander zu unterscheiden? Hat er denn nicht zu seinen Vertrautesten das bedeutungsvolle Wort gesprochen: Euch ist gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu verstehen, denen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen zuteil [1]? Gern führte er die Heilsbegierigen tiefer ins Verständnis seines Evangeliums ein, gern antwortete er auf ihre Fragen; aber wir können ihn nicht mehr fragen. Aus fernen Jahrhunderten und aus dem fernen Morgenlande, vermittelt durch die Arbeit gelehrter Männer, ist das Evangelium Jesu Christi zu uns gelangt. Da er in aramäischer Sprache geredet hat, mußten seine Worte übersetzt werden. Das war schon eine Tat der Wissenschaft, das stand schon nicht mehr einfach dem kindlichen Gemüte zu. Wenn es zum Beispiel heißt: Was siehst du den Splitter in deines

[1] Mark. 4, 11.

Bruders Auge, den Balken aber in deinem eigenen achtest du nicht[1], so ist das unsers Erachtens ein Fehler der griechischen Übersetzung; es sollte heißen: Was siehst du den Splitter in deines Bruders Brunnen, den Balken aber in deinem eigenen achtest du nicht. Jedes größere Haus in der Heimat Jesu umschließt wie dasjenige des Petrus einen Hof, in welchem ein mit reinem Quell- oder Regenwasser gefüllter Brunnenschacht sich befindet. Mit religiöser Ängstlichkeit wachten die Juden über Reinhaltung solcher Brunnen, die wie ein Auge im Hofe schimmerten und daher auch oft Auge (ājin) genannt wurden. Wer gern anderer Leute kleine Fehler ausspähte, dem war es ein Triumph, wenn er im Brunnen des Nachbarhauses ein Splitterchen schwimmen sah und schadenfroh es herausziehen durfte. Doch während er anderwärts Ordnung schaffen wollte, ließen seine Kinder in seinem eigenen Brunnen ein ganzes Balkenstück herumschwimmen. Ferner sollte der Ausspruch: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, genauer in dem Sinne gefaßt werden: Seid auf der Hut wie die Schlangen und harmlos wie die Tauben! Jesus wollte zu seinen Jüngern sagen: Vergesset keinen Augenblick, daß ihr in einer Welt voll Gefahren lebt! Überlaßt euch keiner trügerischen Sicherheit! Anderseits aber vergesset nicht, daß allezeit euer Vater im Himmel mit euch ist. Also tretet nicht schüchtern, sondern freudigen Mutes auf, wie solche, die sich daheim fühlen! So hat er in feinsinnigster Weise diese zwei Gegensätze zusammengefaßt, was mir erst klar geworden, als ich einst in Samaria rasch nacheinander das Treiben einer Schlange und einer Taube beobachten konnte.

Wir besitzen die Evangelien handschriftlich in griechischen Übersetzungen. Diese Übersetzungen müssen wieder in die modernen Sprachen übertragen werden. Wie gern möchte

[1] Matth. 7, 3.

man möglichst getreu übersetzen! Aber welches ist der Urtext? Die Handschriften, auf die wir uns stützen müssen, enthalten Tausende verschiedener Lesarten, unter denen die Umsicht der Gelehrten die Auswahl treffen muß; das fromme Gemüt kann darüber nicht entscheiden. Es haben die Männer der Wissenschaft eine Riesenarbeit darauf verwendet, den Urtext herzustellen, und wie weit sind sie noch vom Ziel! So wenig das Gebet die Arbeit ersetzen kann, so wenig kann die kindlich harmlose Begeisterung für Jesus Christus dieser ebenso schwierigen als mühevollen Aufgabe uns entheben. Und dann die Übersetzung! Begegnen wir nicht schon großen Schwierigkeiten, wenn in modernen Sprachen die Übersetzung dem Original genügend entsprechen soll? Weht nicht ein ganz eigenartiger Geist in einer jeden Sprache, und zeigt es sich nicht, daß scheinbar dieselben Begriffe in den verschiedenen Sprachen doch nicht einander decken? Wieviel mehr wird das nun der Fall sein zwischen einer Sprache, die in vergangenen Jahrtausenden gesprochen worden ist, und den Sprachen der Gegenwart! Wahrlich, das darf man der Wissenschaft wohl nachsagen: sie hat sich eine bewundernswerte Mühe gegeben, den Text der Evangelien möglichst genau wiederzugeben. Der Scharfsinn, der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit, womit je und je die Besten um den Preis einer getreuen Übersetzung gerungen haben, verdienen unsere dankbarste Anerkennung; aber auch ihre ausgezeichnetsten Leistungen vermögen uns den Urtext nicht zu ersetzen. Kann im weitern ein treues, einfaches Gemüt aus sich die Zeitgeschichte verstehen, den Hintergrund, von dem die heilige Geschichte sich abhebt? Können wir die Evangelien wirklich begreifen, wenn wir die Welt nicht kennen, von der sie ausgegangen sind? Oder ist es nicht gerade die Wissenschaft, die uns zeigt, wie der Geist des Morgenlandes eine ganz andere Art hat als der unsere, wie dort die Sprache viel mehr Bildersprache ist als bei uns? Ja, die Wissen-

schaft muß uns helfen, den heiligen Schatz zu heben, welcher der Menschheit in den Büchern des Neuen Testamentes geschenkt worden ist. Wir dürfen auch dessen gewiß sein, daß, je tiefer wir die Wahrheit ergründen, je tiefer wir in sie hineindringen, desto größer der Gewinn sein wird für unser gesamtes Geistesleben.

Jesus Christus hat in dem Gebet, das er seine Jünger lehrte, als erste Bitte ausgesprochen: Es komme dein Reich[1]! Nämlich die Worte: Geheiliget werde dein Name! sind nicht eine Bitte, sondern sie enthalten eine Lobpreisung, bei welcher der Beter sich bewußt sein soll, daß er vor dem allheiligen Gott stehe, vor dem die Seraphim sich beugen. Der Morgenländer spricht heute noch keinen geweihten Namen aus, ohne entweder zu sagen: Gelobet sei Gott! oder: Gepriesen sei sein Name! oder: Gesegnet sei sein Name! Also lautet die erste Bitte: Es komme dein Reich! Aber wie soll das Reich kommen? Soll es erscheinen, wie die Juden es erwarteten, plötzlich, mit einem Schlag, wie ein gewaltiges Wetter vom Himmel her, so daß mit einem Male die Gestalt der Welt sich verändert und das himmlische Jerusalem auf die Erde sich heruntersenkt? Nein! sagt unser Herr. Wie das Reich kommt, das stellt er uns in drei geistvollen Gleichnissen dar. Das eine dieser Gleichnisse lautet: Das Reich Gottes ist gleich einem Senfkorn. Das Senfkorn ist das kleinste Samenkorn von allen Gewächsen im Garten. Aber wenn es aufwächst, wird es zum größten Gewächs und wird ein Baum, also daß die Vögel des Himmels kommen und sich auf seinen Zweigen setzen[2]. Nicht auf den Bergen des heiligen Landes, sondern nur an den Ufern des Sees Gennesaret und im untern Jordantal wachsen die Senfstauden so hoch, daß sich der Reiter zu Roß dahinter verbergen kann. Da Jesus seine Gleich-

---

[1] Matth. 6, 10. — [2] Mark. 4, 30-32.

nisse der unmittelbaren Anschauung entlehnt, hat er dieses Gleichnis zuerst am Gestade jenes Sees gesprochen. Und das andere Gleichnis lautet: Das Reich der Himmel ist so, wie wenn ein Mensch den Samen in die Erde wirft, und er schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same wächst und geht auf, ohne daß er es weiß; denn die Erde trägt von selbst Frucht, zuerst den Halm, hernach die Ähre, dann den vollen Weizen in der Ähre[1]. Und das dritte Gleichnis heißt: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Viertel Mehl mengte, bis dieses ganz durchsäuert war[2]. Wie überaus schlicht und bescheiden sind die Bilder, auf die Jesus die Augen seiner Jünger richtet, aber wie geeignet, die erhabensten Gedanken zu veranschaulichen! Das Reich Gottes gleicht einer Pflanze, die von unscheinbaren Anfängen aus emporwächst, immer größer, immer herrlicher, immer gewaltiger. Zu den wichtigsten Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft gehört es, nachgewiesen zu haben, wie alles Leben aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen ist zu immer reicheren, großartigeren Gestaltungen. Die Wissenschaft hat zahlreiche Beweise geliefert, daß im Laufe des ungeheuren Weltprozesses, dessen Dauer auch Millionen Jahre nicht ermessen, die gleiche majestätische Ordnung wirksam gewesen ist, wie im Wachsen, Blühen, Reifen eines Samenkornes. So ist es ein ewiges Gottesgesetz: Alles ist Entwicklung, alles ist Wachstum. Das gilt auch für die Welt des Geistes. Das Gottesreich vollendet sich nicht mit einem Schlag, sondern es muß langsam wachsen. Und wie bei einer Pflanze Sonnenschein und Regen, Nacht und Tag und die Mächte und Kräfte des Bodens mitwirken, daß die Pflanze aufwachse und gedeihe, so ist es ähnlich beim Gottesreich: Es muß wachsen unter Sturm und Son-

---

[1] Mark. 4, 26-29. — [2] Matth. 13, 33.

nenschein, alle Kräfte und Mächte der Welt müssen zu seinem Wachstum mithelfen, bis es alle Reiche der Welt an Größe übertrifft, indem es die ganze Menschheit umfaßt. Welch kühne Weissagung, wenn man den Umfang der damaligen Weltreiche, des Römer- und des Partherreiches, bedenkt und sich Jesus inmitten seiner armen und geringen Jüngerschar vorstellt!

Im Gleichnis von dem Wachstum des Samens wird auf das Geheimnisvolle des geistigen Lebens hingewiesen. Jesus predigt das Evangelium mit Wort und Tat. Die Zuhörer werden davon, oft ihnen selbst unbewußt, im Innersten erfaßt. Sie wollten einen berühmten Prediger hören, der ihre eigenen Überzeugungen zum beredten Ausdruck bringt, aber sie empfangen weit mehr, die Samenkörner eines neuen Lebens. Unter der Schwelle des Bewußtseins beginnt dieses sich wundersam zu regen in Form einer ungewohnten Traurigkeit, in der Neigung zu religiösen Fragen es tritt zutage in Form einer neuen Welt- und Lebensanschauung, aus der mit innerer Notwendigkeit eine neue Lebensrichtung hervorgeht, und nun folgt als Frucht eine Neugestaltung des ganzen Lebens: Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden. Die innere Umwandlung bedarf der Zeit. Ist aber einmal die Bewegung im Gange, dann hört sie nicht mehr auf, sie pflanzt sich in immer reicherer Gestaltung von einem Geschlecht zum andern fort, und immer wieder erneuert sich dabei das Geheimnis des Wachstums: Halm, Ähre, dann der volle Weizen in der Ähre.

Und nun das dritte Gleichnis. Die Tatsache, daß göttliche Kraft in allem wahren Geistesleben waltet, darf uns nicht zu dem Wahne verleiten, als ob für uns in heiligen Angelegenheiten ein bloß passives Verhalten angezeigt sei. Das Evangelium stellt an unsere Willenskraft die höchsten Anforderungen. Wir sollen es wie einen Sauer-

teig behandeln, den wir in unser ganzes Sein und Wesen hineinarbeiten. Wir sollen nach allen Seiten hin mit unserm Christentum vollen Ernst machen, man soll es unserer ganzen Persönlichkeit anspüren, daß die Gesinnung Christi die unsere geworden. Wir dürfen nicht ruhen, bis daß der Menschheit Leben in allen Kreisen von der erlösenden und beseligenden Kraft des Evangeliums durchdrungen ist. Das ist eine große gewaltige Arbeit, die sehr langer Zeit bedarf. Nehmen wir ein Beispiel! Christus spricht: Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan, das habt ihr mir getan[1]. Deutlich verlangt er damit, daß wir die Menschenwürde auch im ärmsten und unscheinbarsten Menschen achten, daß wir alles, was Menschenantlitz trägt, mit einer gewissen Ehrerbietung behandeln. Wenn die christlichen Völker von Anfang an dieses Wort in ihr Gewissen aufgenommen hätten, würde sich dann die Leibeigenschaft und die Sklaverei so viele Jahrhunderte unter ihnen erhalten haben? Es zeugt für die wunderbare, einzigartige Geistesgröße Jesu Christi, daß die Menschheit viele seiner Gedanken erst nach Jahrhunderten in ihr Gewissen aufzunehmen vermocht hat.

Im Anfang wuchs die Saat freudvoll, und das Wachstum erweckte die schönsten Hoffnungen: Junge Männer waren voll Begeisterung dem Herrn gefolgt, als er ihnen zurief: Werdet Menschenfischer[2]! Ein Kreis ergebener Jünger und Jüngerinnen sammelte sich um den teuern Meister. Ja, es schien, als könne durch einen allgemeinen Aufschwung das Volk Israel emporgehoben werden zu einem Volke der Kinder Gottes, als werde es den übrigen Völkern vorangehen auf dem Weg zum Gottesreich, zum Reiche ewigen Friedens. Doch die Stürme sollten kommen, der Kampf sollte eintreten, der schwere Kampf. Woher

---

[1] Matth. 25, 40. — [2] Mark. 1, 17.

kam denn der Sturm? Woher kam denn der Kampf? Die Antwort lautet: Von den geistigen Führern des Volkes Israel. Die Schriftgelehrten und die Pharisäer setzten ihre ganze Macht ein, um das Werk des „Rabbi aus Nazaret“ womöglich zu vernichten und von der Erde zu vertilgen. Ist das nicht eigentümlich und befremdend, daß gerade diese Leute in so heftigen Gegensatz gegen ihren besten und größten Freund traten, diese Leute, die da glaubten, sie ständen der Vollendung wahrer Knechte Gottes sehr nahe, und die auf sich das Wort des ersten Psalms anwandten: Wohl dem Menschen, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen und nicht sitzt, wo die Spötter sitzen, sondern seine Lust hat am Gesetz des Herrn und über sein Gesetz sinnet Tag und Nacht? Das schlichte, ungeschulte Volk, das Volk der Bauern, der Fischer, der Handwerker, der Hirten, das jubelte Jesus zu. Aber die höhern Schichten des Volkes hielten sich im ganzen von ihm fern, oder, wenn sie ihm nahten, so taten sie es im feindlichen Sinn. Sie klammerten sich ängstlich an die Überlieferung; denn sie waren ganz und gar des Glaubens: Propheten stehen nicht mehr auf im Volke Israel wie in der Väter Tagen. Wohl aber haben wir ja eine von Gott selbst eingegebene Schrift: Gesetz und Propheten. Da ist ganz deutlich der Wille Gottes, der Ratschluß Gottes uns mitgeteilt. Wir brauchen also nicht weiter zu fragen: Was ist Wille Gottes? Welches sind die Gedanken Gottes für die Zukunft wie für die Gegenwart? Nein, alles ist uns in unsern heiligen Büchern gegeben. Es bedarf nur einer möglichst genauen Auslegung. Nun gehen diese Schriftgelehrten daran, Tag und Nacht diese Bücher zu studieren, vor allem die fünf Bücher Mose, die kurzweg als das Gesetz bezeichnet wurden. Jeder Abschnitt, jeder Satz wurde nach allen Seiten mit außerordentlicher Pünktlichkeit und Genauigkeit hin und her erwogen. Das war ein Studium, das sich ununterbrochen

durch viele Jahre hindurchzog. Darum glaubten die Schriftgelehrten denn auch die Erleuchteten zu sein; darum genossen sie in ihrem Volk ein gewaltiges Ansehen. Was die Mehrheit der Rabbiner als recht und gut erklärte, das wurde vom Volk als Wille Gottes aufgenommen: Ehre Vater und Mutter! Aber mehr als Vater und Mutter hast du die Gesetzeslehrer zu ehren! Die Schriftgelehrten schieden sich übrigens nach zwei Richtungen: Die einen machten es sich zur Hauptaufgabe, die Ordnungen des Lebens bis ins Einzelnste festzustellen, die andern, dem Gemüt und der Einbildungskraft eine religiöse Nahrung anzubieten. Man nannte die ersten Halachisten und die zweiten Haggadisten. Die ersten waren nichts anderes als sehr scharfsinnige Juristen, welche das Gesetz auf den unendlichen Reichtum des alltäglichen Lebens anzuwenden und dieses mit einem engmaschigen Netz von Satzungen zu umfassen strebten. Bis ins kleinste hinein soll der Israelite ein Mensch des Gesetzes sein. Wenn einmal das ganze Volk mit einem durchaus strengen Gehorsam dem Gesetze Gottes sich fügt, dann wird der Lohn nicht ausbleiben, dann werden alle Verheißungen erfüllt werden, die Gott einst durch die Propheten dem Volke hat verkündigen lassen. Die Schriftgelehrten erklärten: Wir müssen um die großen Gebote einen Zaun von kleinen Geboten ziehen; denn wenn man diese kleinen Gebote streng hält, wieviel mehr die großen! So kam es denn, daß sie die 613 Gebote des Gesetzes in nicht weniger als 10,000 Satzungen zerfaserten. Wahrlich, es bedurfte eines guten Gedächtnisses, um nur alle diese Vorschriften sich einzuprägen. Wie gingen die Halachisten dabei zu Werke? Da heißt es im Gesetz: Du sollst am Sabbat von aller Arbeit ruhen! Aber, fragen sie, was ist Arbeit? Diese Frage beantwortend, zählen sie 39 Haupttätigkeiten auf, die am Sabbat unterbleiben sollen; aber diese Tätigkeiten sind nur „Väter“,

kleinere, unbedeutendere ihre „Söhne", etwa 100 an Zahl, die ebenfalls verboten sind. Da auch die Tiere am Sabbat ruhen sollen, so wurde im Kreise der Schriftgelehrten mit größtem Ernste die Frage behandelt, ob man ein Ei essen dürfe, das eine Henne am Sabbat gelegt habe. Viele entschieden sich für das Verbot, weil das Ei durch Arbeit zutage gefördert worden sei. Von gleicher Kleinlichkeit zeugen auch Vorschriften wie folgende: Du darfst am Sabbat kein Feuer anmachen; also ist es gut, wenn du auch keine Lampe anzündest. Du darfst keine lange Reise machen; also ist es gut, wenn du nicht weiter als zweitausend Schritte gehst. So haben die Gesetzeslehrer eine Menge kleiner und kleinster Satzungen aufgestellt, und zwar mit einem ganz gewaltigen Ernst. Wer die Satzungen, die anerkannt richtigen Folgerungen des großen Gesetzes nicht hält, der ist „verflucht." Wie oft ertönte dieses furchtbare Wort (cherem) in ihren Reden! Welchen Erfolg hatten sie mit ihrem herben, düsteren Gesetzeseifer? Sie unterdrückten jede freie Bewegung des religiös-sittlichen Lebens; denn Freiheit war ihnen gleichbedeutend mit Gottlosigkeit, sie erzielten einen sklavischen Gehorsam voll Furcht und Zittern. Nun trat Jesus auf und verkündete: Das oberste Gebot lautet, wie alle Kinder Israels wissen, du sollst Gott lieben von ganzem deinem Herzen und ganzem deinem Gemüte. Aber Liebe ist der freieste Zug des Herzens. Liebe ist mit diesem sklavisch bangen Gehorsam nicht zu vereinen. Wenn ihr wirkliche Liebe in euch empfindet, dann sucht ihr aus eigenem freudigen Herzensdrang Gott zu dienen, treuer, hingebender, gewissenhafter, als es je bei der bloßen Satzungsknechtschaft möglich ist. So hat er die Freiheit verteidigt gegenüber grenzenloser Knechtschaft. Es kam aber ein anderes hinzu. Wenn wir die Gesetze dieser Schriftgelehrten prüfen, worauf legen sie den größten Nachdruck? Daß man den Sabbat möglichst streng, qualvoll streng halte, daß man beim

Gebet niemals vergesse, die Gebetsriemen um die Stirn zu legen und zuvor Wasser über die Hände zu gießen, daß man ja nie eine Speise zu sich nehme, die vor dem Gesetze nicht bestehen könnte; kurz, sie legen auf Äußerlichkeiten, die mit dem wahren, lebendigen Leben der Seele nichts zu tun haben, den größten Wert. Dem gegenüber verkündet Christus: Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen [1]. Ihr legt den Menschen ein Joch auf von Menschensatzungen, ein Joch, das ihr oft nicht auf eure eigenen Schultern legen mögt [2]. Ihr macht Nebensachen zur Hauptsache. Ihr seiget Mücken und verschluckt Kamele [3]. Ihr könnt euch so weit verirren, eine Gabe in den Tempelopferstock zu werfen, anstatt damit eure armen alten Eltern zu erhalten [4]. Ja, die schwersten Gebote, das ist Billigkeit, Erbarmen, Mitleid, beachtet ihr nicht [5]. Anstatt die Menschen mit dem rechten Ernste des göttlichen Gesetzes zu erfüllen, bewirkt ihr vielmehr, daß die Menschen innerlich sich Gott entfremden. Wenn ihr mit dem äußeren Gehorsam gegen das Gesetz euch begnügt und der Gesinnung nichts nachfragt, so ist das nicht im Sinne Gottes. Was vorgeschrieben ist von der Satzung, das werdet ihr wohl tun, soweit es euch überhaupt ernst ist mit der Erfüllung eurer Satzungen. Aber wo keine Satzung vorgeschrieben ist, da tut ihr nichts. Ihr sagt: Gebet den Armen Almosen! Gut, es werden Almosen gegeben; aber wo das Gesetz nichts befiehlt, da rührt ihr keine Hand. Ja, Almosen wurden wohl ausgeteilt; aber der Aussätzigen, der geistig Kranken nahm man sich nicht an. Man redete viel von Liebe, aber sie wurde durch die Furcht ausgetrieben, die den ganzen mechanischen Gesetzesgehorsam beherrschte. Wieviel Gutes blieb ungetan, weil die Fülle der Satzungen dem Reichtum des Lebens doch

---

[1] Mark. 2,27. — [2] Matth. 23,4. — [3] Matth. 23,24. — [4] Mark. 7,11.12.
[5] Matth. 23,23.

nicht zu folgen vermochte! Wie eine Maschine genau nur die Bewegungen ausführt, die durch ihren Mechanismus bedingt sind, so erfüllte man im besten Falle die Satzungen; aber was darüber hinaus lag, darum bekümmerte man sich nicht. Man ließ zwar arme Aussätzige nicht verhungern; im übrigen waren sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschieden und galten als von Gott Verworfene, man tat demnach gar nichts, ihr Los zu erleichtern. Hunde mochten ihre Wunden lecken. Und wie sehr war die Liebe durch Vorurteile des Standes und der Nation eingeschränkt! Rabbi Hillel, einer der berühmtesten Schriftgelehrten, ein älterer Zeitgenosse Jesu, mahnte seine Schüler: Richte deinen Nächsten nicht, bis du an seine Stelle gekommen. Das klingt ja ganz wie ein Ausspruch Jesu. Aber die Schriftgelehrten erklärten, Nächstenliebe habe man nur gegen die zu üben, die das Gesetz pünktlich halten. Nur sie seien Nächste, Genossen. Also waren die Pharisäer nur unter sich schuldig, das Gebot zu halten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Welch ein Gegensatz, diese engbeschränkte Liebe zu dem grenzenlosen Erbarmen, das Jesus die Seinen in der Erzählung vom barmherzigen Samariter lehrt! Ein Jude lag in einsamer Gebirgsschlucht an schweren Wunden darnieder. Vergebens hoffte er von einem Priester und einem Leviten, die an ihm vorübergingen, Rettung. Da kam des Weges ein Mann daher, der zu den verhaßten Samaritern gehörte. Der ließ den Verwundeten den Nationalhaß nicht entgelten, er rettete ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens und gab damit ein Beispiel der wahren, hochherzigen Nächstenliebe, deren Grundsatz lautet: Als Nächsten betrachte jeden Menschen, der auf deine Hülfe angewiesen ist und dem du helfen kannst[1].

Während die Schriftgelehrten Satzung auf Satzung

[1] Luk. 10, 30-37.

häuften und damit fast unerträgliche Lasten ihren Schülern aufbürdeten, predigte Jesus, wie wir soeben im Beispiel vom barmherzigen Samariter gesehen, nur Grundsätze. Er pflanzte sie wie zarte Schosse in den Herzensgrund, von der Erwartung durchdrungen, daß sie aus eigener Kraft wachsen und sich entfalten werden. Welches sein oberster Grundsatz war, davon geben uns die Evangelien reichlich Kunde: Liebet die Kinder eures himmlischen Vaters — und das sind alle Menschen „vom Aufgang bis zum Niedergang" — mit all der gütigen, milden, treuen und heiligen Liebe, durch die ihr euch als wesensverwandt mit Gott bewähret. Mitten in einem sehr zur Rachsucht und zum unversöhnlichen Hasse geneigten Volke lebend, legte er einen besonderen Nachdruck auf die großmütige, alles verzeihende, erlittenes Unrecht ganz vergessende Liebe. Mitten unter Menschen, die so viel vom Herrschen und Befehlen träumten, zeigte er, daß die dienende, selbstlose Liebe der edelste Schmuck der Menschenseele ist. Entgegen den Schriftgelehrten, die den höchsten Wert den äußeren Formen beimaßen, verlangte er vor allem eine Gesinnung voll Güte, Wohlwollen und Milde. Entgegen dem Bestreben, nationale Eigenart durch Satzungen immer mehr zu verschärfen, begeisterte er seine Jünger für die Tugenden, welche Würde und Hoheit alles menschlichen Wesens bedingen; es sind die Tugenden, in denen die Liebe Gottes wiederleuchtet. Satzungen, die gerade deshalb für besonders heilig gehalten wurden, weil sie dem schlichten Verstand fremdartig, abstoßend und überaus beschwerlich erschienen, erklärte er für Menschensatzung; denn Gott ist auch in seinen Geboten der Vater voll Gnade und Güte. Wenn die Menschen sich recht beglücken, wenn sie im vollen, erquickenden Sonnenscheine leben wollen, dann müssen sie es mit den wahren, ewigen Geboten Gottes sehr ernst nehmen und dürfen nichts davon abbrechen. Die Ehe ist eine Ordnung Gottes, dar-

um ihrem innersten Wesen nach ein unlösliches Band[1]. Während die gewöhnlich so ängstlichen Rabbi sich überboten in leichtfertiger Behandlung der Ehescheidung von seiten der Männer, verkündete Jesus den Seinen: Ihr sollt gar nicht scheiden. Wenn er aber Grundsätze predigt, so stellt er damit letzte und höchste Lebensziele auf und erwartet von uns, daß wir diese Ziele mit heiligem, freudigem Eifer zu erreichen uns bestreben. Grundsätze sind keine bürgerlichen Gesetze, deren Beobachtung man mit äußeren Mitteln erzwingen kann; darum ist es ganz gegen seinen Geist, eine innerlich zerrüttete Ehe vor dem Gesetz wie eine im Himmel gebundene und darum unlösliche zu behandeln. „Totes noch lebendig zu wähnen," vermehrt nur das menschliche Elend.

Wir sehen, Jesus Christus hatte eine weit höhere Auffassung von Würde und Aufgabe des Menschenlebens als die „Alten", das heißt als die ganze bisherige Reihe der Gesetzeslehrer. Sie bildete zu ihren Lehren, sowie zum Treiben der Pharisäer den schärfsten Gegensatz; darum mußte er, der den Frieden den Menschen bringen wollte, in einen heißen Kampf sich einlassen, darum mußte er schmerzerfüllt sprechen: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert[2].

Die schneidende Schärfe, mit der er das Wollen und das Lebensziel der „Alten" bekämpfte, brauchte er nicht gegen die Haggadisten anzuwenden. Im tagtäglichen Leben begnügten sich diese, streng den Weisungen der Gesetzeslehrer zu folgen; sie behielten für sich nur die Welt der frommen Träume, Ahnungen und Hoffnungen. Gleich ihren juristischen Genossen konnten sie sich unter Umständen für den Wortsinn einer Gesetzesstelle ereifern; aber sie gaben zugleich noch der Stelle eine sinnbildliche Bedeutung, wie

---

[1] Mark. 10, 9. — [2] Matth. 10, 34.

uns der berühmteste aller Rabbischüler, der Apostel Paulus, an mehreren Beispielen zeigt. Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verkörben[1]. Danach richtete sich jeder Bauer in Israel. Aber Paulus wagt doch hinzuzufügen: Kümmert sich denn Gott um die Ochsen, oder sagt er das nicht vielmehr um unsertwillen, (die wir sein Wort verkünden)[2]? Die Haggadisten gefielen sich bei ihrer Schriftauslegung in tausend Spielereien einer müßigen Einbildungskraft; immerhin nahmen sie auch einen höheren Schwung. Sie wußten viel von Engeln und Erzengeln, die den Thron Gottes umschweben, zu erzählen, aber auch von Beelzebul, dem obersten der Teufel[3], und seinen Dienern. Sie malten das Paradies und die Hölle aus, meist nicht besser, als man es auf Gemälden vom jüngsten Gericht in katholischen Dorfkirchen sehen kann. Vor allem verweilten sie bei den patriotischen Hoffnungen Israels. Sie glaubten ihre Zuhörer besonders erbauen zu können, wenn sie die Bilder der Propheten ins Grobsinnliche steigerten. Einst werden Israels Kinder alltäglich schmackhaftestes Fleisch vom Fische Leviathan essen, und es werden in Kanaan Trauben wachsen, gegen welche die berühmten Josuatrauben sich wie Zwergobst ausnehmen. Der vaterländische Boden, der allerdings klein war, werde sich zehnfach ausspannen. Es steckt nicht gerade viel Geist und Sinnigkeit in diesen Träumen. Gewiß lebten sie, soweit sie innigste, geistigste Lebensgemeinschaft mit Gott nicht störten, auch in der Seele Jesu Christi; aber er hauchte ihnen einen andern Geist ein. Für das Gemüt des Volkes lag in den schimmernden Gaben der Zukunft doch die Gefahr, daß man vor ihnen den Geber nicht mehr sah, und daß man in der alles verzehrenden Sehnsucht nach gesteigerten Sinnesfreuden sich nicht von der Erde erhob, also der einzig beseligenden Heimat in

---

[1] 5. Mos. 25, 4. — [2] 1. Kor. 9, 9. 10. — [3] Mark. 3, 22.

Gott fernblieb. Unter allen herrlichen Worten des Alten Testamentes ist aber keines dem Geiste Jesu näher verwandt als jenes Psalmwort: Wenn ich dich habe, o Gott, so wünsche ich nichts auf Erden. Du bist meines Herzens Trost und mein Teil ewig[1]. Mit Gott will er die Herzen möglichst innig vereinen; alles andere ist ihm Nebensache.

Beachten wir nur, wen er für würdig hält, durch die Tore der Gottesstadt einzuziehen. Es sind die, welche wegen ihrer Leiden, Trübsale, Nöte und Schwachheiten mit Gott nicht hadern, sondern willig ihr Kreuz auf sich nehmen[2]. Es sind die Demütigen, die mit dem Zöllner sprechen: Gott sei mir Sünder gnädig[3], die Treuen, die jederzeit bereit sind, das Leben für „das Leben" einzusetzen[4], die Hochherzigen, die ihre Feinde lieben und Worte des Fluches mit Worten des Segens erwidern, es sind die Kinder Gottes, die Frieden bringen[5]. Ja, wer einzieht in die Gottesstadt, wird gesättigt. Aber die Sättigung ist eine geistige; denn was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, litte jedoch Schaden an seiner Seele[6]?

Gewiß besaßen die Haggadisten oft mehr Schwung und Wärme des Gemütes, mehr inneres Leben als die verstandesnüchternen, spitzfindigen Halachisten; aber sie fühlten doch, daß der Meister aus Nazaret einen ganz andern Geist habe als sie. Sie schauten mit Gefühlen der Bewunderung, aber auch des Argwohns zu ihm auf, und schließlich vereinigten sie sich mit den Gesetzesmännern, um auf Leben und Tod den zu bekämpfen, der die Verheißung des Propheten erfüllen sollte: Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde[7].

Mit den Schriftgelehrten werden in den Evangelien die Pharisäer häufig zusammen erwähnt. Pharisäer bedeutet

[1] Ps. 73, 25. 26. — [2] Matth. 16, 24. — [3] Luk. 18, 13. — [4] Matth. 16, 25. Luk. 17, 33. — [5] Matth. 5, 44. 9. — [6] Matth. 16, 26. — [7] Jes. 65, 17.

den „vom Volke des Landes Abgesonderten", der sich durch seine Schriftkenntnis und seine Gesetzestreue hoch über der gemeinen Menge erhaben fühlt. Pharisäer waren also in erster Linie die Schriftgelehrten selber; aber dieser Ehrenname erstreckte sich auch auf ihre Schüler, die nie müde wurden, ihre Auslegungen von Gesetz und Propheten anzuhören und streng sich nach ihren Satzungen zu richten. Aus einzelnen Andeutungen der Evangelien müssen wir annehmen, daß doch manch ein Pharisäer vorübergehend unter die geistige Hoheit Jesu sich beugte[1]. Aber dieser konnte keine „Halben" brauchen. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Er mußte einen schweren, rücksichtslosen Kampf gegen Israels Führer wagen. Tief schmerzlich war ihm dieser Kampf, weil er denen galt, die er so gern um seine Fahne gesammelt hätte. Aber er hat den Kampf gekämpft mit der ganzen Kühnheit und Entschiedenheit einer hohen Seele. Wie dankbar sind wir ihm dafür; denn er hat der Menschheit höchste Güter gerettet: Die Freiheit in Gott und die heilige Liebe.

---

[1] Luk. 7, 36. 11, 37. 13, 31. 14, 11.

X.

Freunde. Bekenntnis des Petrus. Todesentschluß.

Jesus hat zahlreiche Freunde gehabt. Ja, einst jubelte ihm das Volk zu vielen Tausenden zu. Fünftausend, ohne Frauen und Kinder, haben sich dort am einsamen Ostufer des Sees Gennesaret um ihn gesammelt[1], viertausend ein andres Mal. Wir hören, wie er von der Menge umdrängt war, so daß er nur langsam vorwärtsschreiten konnte[2]. Wir vernehmen, daß er oftmals nicht Zeit hatte zu essen, weil er von Hunderten, von Tausenden aufgesucht wurde[3]. Alles Volk spürte: In diesem Verkünder göttlicher Wahrheit offenbart sich wieder eine Urfrische, wie in den alten Propheten, ein heiliger Mut, wie ihn Israel seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hat. Er spricht: Zu den Alten ist gesagt: Du sollst nicht töten! Ich aber sage euch: Wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichtes schuldig[4]. Zu den Alten ist gesagt: Liebe deinen Nächsten, hasse deinen Feind. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen[5]. Welch unerhörte Kühnheit, sich also den Geistesmächten der Überlieferung entgegenzustellen! Aber das Volk bewunderte die Kühnheit. Welch eine erquickende Freundlichkeit sprach zugleich aus allem, was er redete und was er tat! Wie muß der Glanz heiliger Güte auf seiner

---

[1] Mark. 6, 44. 8, 9. — [2] Mark. 5, 24. — [3] Mark. 3, 20. 6, 31. — [4] Matth. 5, 21. 22. — [5] Matth. 5, 43. 44.

ganzen Erscheinung gelegen haben! Und dafür hatte das schlichte Volk ein feines und tiefes Verständnis. Es fühlte: Hier haben wir einen Freund, der es durchaus gut mit uns meint. Hier haben wir einen Freund, der ein höheres, besseres Leben zu geben vermag. So war denn eine Zeitlang im Volk eine freudige Zustimmung, welche das Beste hoffen ließ. Aus der begeisterten Menge wählte sich Jesus entsprechend der Zahl der Stämme Israels zwölf Gehülfen aus[1]. Wir kennen diese Gehülfen allerdings zum Teil nur dem Namen nach. Niemand kann uns sagen, welches die Persönlichkeit eines Bartholomäus, eines Philippus, eines Thaddäus gewesen ist. Der Jünger, der mit Jesus durch die stärksten Bande der Freundschaft verbunden war, hieß eigentlich Simon, Bar Jona (Sohn des Jona), ist aber besser bekannt unter dem Namen Petrus. Bei ihm war Jesus ganz daheim. Petrus hatte ihm sein Haus zur Verfügung gestellt, und seine Gattin, wie seine Mutter dienten ihm mit dankbarer Verehrung[2]. Auch der Bruder des Petrus, Andreas, hatte sich freudig für die Nachfolge Jesu entschieden. Wie oft hielt Jesus Gespräche mitten unter seinen Getreuesten im Hofe, der das Haus seines Jüngers einschloß! Im Morgenland sagt der Gastfreund zum Gaste: Mein Haus dein Haus! Damit hatte Petrus vollen Ernst gemacht. Mit nicht minderer Verehrung hing eine andere Fischerfamilie an Jesus, die Familie des Zebedäus, dessen beide Söhne, Johannes und Jakobus, von Jesus bald nach Petrus zu Jüngern berufen wurden. Das Evangelium nach Lukas erzählt uns[3], Jesus sei einmal durch das Gebiet der Samariter gewandert und habe in einem samaritischen Dorfe um eine Herberge ersucht, aber keine bekommen, weil die Dorfleute mit Juden nichts zu tun haben wollten. Darob seien Jakobus und Johannes heftig erzürnt, und

---

[1] Mark. 3, 14-19. — [2] Mark. 1, 29-31. 2, 1. 7, 17. 9, 33. — [3] Luk. 9, 51. 56.

sie haben Jesus gefragt: Herr, willst du nicht, daß wir Feuer herabflehen auf diese Menschen und sie das Feuer verzehre? Und Jesus antwortete: Ihr wisset nicht, wes Geistes Kinder ihr seid. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu retten. Weiter vernehmen wir, daß Jesus von der Zollstätte einen Jünger berufen habe, Matthäus (auch Levi genannt)[1]. Welch gewaltige Aufregung mußte es erzeugen, daß Jesus einen Zöllner in seinen engsten Kreis aufnahm! Denn die Zöllner waren ungemein verhaßt und verachtet. Man wich ihnen überall aus, und nur die, welche an ihrem Rufe nichts mehr zu verlieren hatten, gesellten sich zu ihnen. Und von diesen Verworfenen und Verachteten nimmt er einen in seinen engsten Freundeskreis. In der Tat, zu denen, welche die größte Verehrung für Jesus hatten, gehörten gerade die Gesunkenen, die Verstoßenen, die Ehrlosen, weil er ihnen die rettende Hand reichte, weil er sie nicht verurteilte und verdammte; weil er ihnen sagte: Auch euch kann noch geholfen, auch ihr könnt noch zu einem heilig schönen, gottinnigen Leben erhoben werden. Daher verläßt Matthäus alsbald seine Zollstätte, um dem Rufe des Herrn zu folgen. Wir wissen, daß Matthäus es gewesen ist, der später eine Sammlung von Sprüchen und Gleichnissen Jesu angelegt und damit der Christengemeinde einen unschätzbar großen Dienst erwiesen hat; doch rührt nicht das ganze Evangelium, das seinen Namen trägt, von ihm her. Von den zwölf Gehülfen, die Jesus sich auserkor, stammten elf aus Galiläa, nur ein einziger aus Judäa, nämlich Judas, der von dem Dorfe Kariot im Gebirge Juda hergekommen war[2], um Jesus zu hören. Wenn es ihn aus weiter Ferne an den See Gennesaret trieb, wenn er um des Meisters willen Haus und Hof im Stiche ließ, so können wir daraus mit

---

[1] Mark. 2, 14. — [2] Mark. 3, 19.

Sicherheit entnehmen, daß er nicht von Anfang an ein Mensch niederer Sinnesart war. Er muß ein tieferes Verständnis für die Geistesgröße Jesu gehabt haben als die meisten übrigen Juden. Um so mehr ist seine furchtbare Sünde und sein wehevoller Ausgang zu beklagen. Aber von den andern Jüngern wissen wir nichts. Wir können nur sagen: Alle seine Jünger hat Jesus aus dem schlichten Volke ausgewählt; kein Gelehrter war darunter, und er hat dabei mit großer Weisheit gehandelt. In diesen schlichten, treuen Seelen zeichnete sich das geistige Bild Jesu mit voller Treue ab. In ihrer Schlichtheit und Einfalt haben sie aus sich nichts hinzugetan, sondern nur das der Welt wiedergegeben, was sie von ihrem Herrn aufgenommen hatten, während ein Gelehrter, ein Theologe fast unabweislich sich gedrungen fühlt, empfangene Gedanken mit seinen eigenen zu einem neuen Gebilde zu verschmelzen, wie das der Verfasser des vierten Evangeliums in großartiger Weise getan hat. Denn, wer einigermaßen in den Evangelien Bescheid weiß, der sieht ganz gut, wie Jesus in den drei ersten Evangelien ganz anders redet, als im vierten. Warum? In den ersten drei Evangelien redet der geschichtliche Christus, im vierten Evangelium ein Geistesbild, das in der Seele des tiefsinnigen, christlichen Philosophen lebendig ist, ein Geistesbild, das vom wirklichen, historischen Christus die mächtigsten Eindrücke empfangen hat, das aber doch mit der Seele des Evangelisten verschmolzen ist. Die Jünger Jesu haben der Welt den besten Dienst damit geleistet, daß sie ihr Jesus gegeben haben, wie er wirklich gelebt hat. So ist es uns möglich, von allen Kirchenlehren zurückzukehren zu dem Christus, zu dem die Jünger in aller Verehrung und Begeisterung aufgeschaut haben, und uns zu sättigen an den Geistesschätzen, die sie von ihm empfangen. Große, geistesmächtige Männer sind in der Kirche Christi aufgetreten; aber sie reichen an die Höhe der Apostel, zumal

eines Paulus, nicht hinan. Doch dieser größte Jünger fühlt sich immer noch tief unter seinem Meister, ihm ist genug, daß er wenigstens von Christus ergriffen ist[1].

So steht der Meister in einsamer Höhe. Wohl gab es auch für ihn einen engsten Freundeskreis, zu dem nur Petrus, Johannes und Jakobus[2] gehörten; aber auch sie schauen zu ihm empor, wie Kinder zu einem weisen, edeln Vater, sie haben ein durchdringendes Gefühl, daß sie, für sich arm und gering, alles höhere Leben nur ihm verdanken.

Es konnte nicht anders sein, als daß Jesus mit seiner Predigt, mit seiner geistigen Persönlichkeit auch auf Frauenseelen tiefen Eindruck machte. Sie fühlten und erkannten, daß sie in ihm einen Beschützer ohnegleichen gefunden hatten. Wie mächtig hob er die Frauenwürde, indem er die wahre, ideale Ehe als einen unlösbaren Bund erklärte und den leichtsinnigen Ehescheidungen seiner Zeit entgegentrat! Wie mußte es den Frauen, denen im Morgenland die größte Arbeitslast auferlegt ist und die zeitlebens in dienender Stellung bleiben, wohl tun, wenn sie das Wort vernahmen, das Christus an all seine Jünger richtete: Wer der Größte unter euch sein will, der sei der andern Diener[3]! Wie mögen sie voll innigen Dankes gebetet haben: Unser Vater, der du bist in den Himmeln! Ein neuer Tag war mit dem Evangelium Jesu Christi für die Frauen aufgegangen; darum bildete sich auch aus den weiten Kreisen von Zuhörerinnen, die von der Predigt Jesu ergriffen waren, eine Schar von Jüngerinnen. Recht bezeichnend ist es, daß zu dieser Schar drei Mütter von Jüngern gehörten[4]. Ferner werden erwähnt Maria von Magdala, die Jesus von geistiger Umnachtung geheilt hatte, Johanna, deren Gatte Verwalter beim Landesfürsten war, und Susanna[5]. Und wer kennte nicht die anmutige Erzählung vom Geschwisterpaar

---

[1] Phil. 3, 12. — [2] Mark. 9, 2. 14, 33. — [3] Mark. 10, 44. — [4] Mark. 1, 31. 15, 40. 16, 1. Matth. 27, 56. — [5] Luk. 8, 2. 3.

Martha und Maria! Die eine Schwester will mit emsiger Geschäftigkeit den hohen Gast so gut wie möglich bewirten, die andere vergißt ihre häusliche Aufgabe über der Freude, seine „Worte ewigen Lebens“ zu vernehmen, und schafft ihm gerade damit die wohltuendste Erquickung. Martha, lesen wir bei Lukas, sprach zum Herrn: Kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mich allein aufwarten läßt? Sage ihr doch, daß sie mit angreife. Der Herr aber antwortete ihr: Martha, Martha, du sorgest um vieles; es bedarf aber (für mich und meine Jünger) nur wenig oder ein Gericht. Maria hat das gute Teil (der Gastfreundschaft) erwählt, um mich zu erfrischen[1]. Jüngerinnen haben für die bescheidenen irdischen Bedürfnisse Jesu und der Jünger gesorgt. Jüngerinnen haben mit Jüngern zusammen den Herrn auch auf seiner letzten Reise nach Jerusalem begleitet, aber allein in stillem Heldenmut unter den Schrecken von Golgatha ausgeharrt. Selbst die grimmigsten Feinde Jesu haben nicht gewagt, die Weihe und Hoheit solcher Freundschaft anzutasten.

Es war gegen Ende des Monats März, als Jesus nur in Begleitung seiner Jünger von Bethsaida am obern Ende des Sees Gennesaret nach der Stadt Cäsarea Philippi wanderte. Mitten im Frühling zog die kleine Schar auf einsamer Straße dahin durch ein herrliches Hochland. Bald nahmen Eichenwälder mit dichter, glänzender Laubkrone die Wanderer auf, bald führte der Weg durch üppig grünes Weideland zu aussichtsreichen Höhen hinauf. Dort sieht man weit unten das Jordantal. In wundervollem Blau leuchten die Spiegel des Obersees (Meromsees) und des viel größeren Gennesaretsees aus der Tiefe. Im Westen schließen die vielgestaltigen Berge Galiläas den Horizont ab, im Norden tauchen Hermon und Libanon

---

[1] Luk. 10, 38-42.

ihre schneebedeckten Häupter in das unergründliche Blau des Himmels, im Osten überragen ganze Reihen erloschener Vulkane in scharfen und kühnen Formen das Hochland. Die reine Luft, die alle Linien der Landschaft in größter Deutlichkeit erscheinen läßt, gibt dem Bilde vollends entzückende Schönheit. Da nun der Herr mit seinen Jüngern allein war, fragte er sie: Wer sagen denn die Leute, daß ich sei? Er bekam die Antwort: Die einen sagen, du seiest Elias, und die andern, du seiest Jeremias, und wieder andere, du seiest Jesajas oder Moses [1]. Also darin war das Volk einig: Jesus war mehr als ein Schriftgelehrter, Jesus war ein Prophet. Der Schriftgelehrte mußte immer wieder zu seiner Schriftrolle Zuflucht nehmen und ängstlich fragen: Was sagt denn meine Schriftrolle? Was sagt der Wortlaut des Gesetzes?

Aber nicht so der Rabbi aus Nazaret. Er redet aus der Fülle seines Herzens, er redet aus ureigener Erfahrung und Erkenntnis. Er fragt nicht: Was sagen die Alten? sondern er redet, schöpferischem Drange folgend, so frisch und kühn, wie es seit Jahrhunderten in Israel nicht mehr gehört worden war. Um einen Vergleich zu haben, mußte man zurückgreifen zu den hehren Gestalten der Vergangenheit, zu den großen Gottesmännern, die einst die Führer Israels gewesen. Eigentümlich ist, daß die einen ihn für den Elias und andere für einen andern Propheten hielten. Doch dieses Schwanken der Meinungen können wir leicht verstehen Es paßte eben das Bild irgendeines der alten Propheten nicht vollständig auf seine Persönlichkeit. Er erinnerte wohl an Elias, wenn er mit heiligem Ernst alles Volk zur Buße mahnte, wenn er mit flammendem Zorne das Wehe ausrief über die, welche die Kleinen ärgern [2], wenn er die hartherzigen Menschen verurteilte, wenn er

---

[1] Mark. 8, 27-29. — [2] Matth. 18, 6.

die Wortthelden verwarf, deren ganze Frömmigkeit in leeren Redensarten bestand. Aber was erwarteten damals die Israeliten von dem wiedergekommenen Elias? Das erste, sagten die Rabbiner, werde sein, daß Elias die Stammbücher Israels in Ordnung bringe. Stammbücher in Ordnung bringen! Wie klein erscheint uns diese Aufgabe für einen aus der Ewigkeit hergekommenen Gottesmann! Tief läßt eine solche Anschauung erkennen, welch einen ungeheuern Wert das Volk Israel auf die Abstammung legte, und wie weit entfernt es war vom Gedanken an ein Gottesreich, das sich vom Aufgang zum Niedergang erstrecken soll. An Jeremias erinnerte Jesus, an jenen wehmutreichsten aller Propheten, an jenen gemütvollsten aller Gottesmänner Israels. Wenn Jesus sprach: Die Vögel des Himmels haben ihre Nester, die Füchse haben ihre Gruben, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege [1], wenn er seinen Jüngern klagte, daß ein Prophet überall angesehen sei außer in seinem Vaterdorf und in seinem Vaterhaus, wenn er das Wehe ausrief über Bethsaida und Chorazim [2], wenn er die Zukunft seines Volkes in düsteren Farben malte [3], da mochten ihn wohl viele mit dem schmerzerfüllten Propheten vergleichen. Aber auch in seiner heiligen Liebe für sein Volk, in seinem schrankenlosen Mitleid für Israel erinnerte er an jenen Propheten, der so heiße Tränen über den Untergang seines Volkes und der heiligen Stadt Jerusalem geweint hat. Und doch, Jesus ist nicht Jeremias! Der Lebenstag des Jeremias ist in Schwermut und heiligem Zorn untergegangen. Die letzten Worte, die wir von diesem großen Propheten besitzen, sind Zornesworte über die Frauen, welche der Himmelskönigin Ehre darbringen anstatt dem Gott, den er allezeit verkündet als den Herrn des Himmels und der Erde [4]. Und an Moses erinnert Jesus.

[1] Luk. 9, 58. — [2] Matth. 11, 21. — [3] Matth. 23, 37. 38. — [4] Jer. 44, 20-30.

Ist er nicht ein neuer Gesetzgeber, der sein Gesetz dem alten Gesetz entgegenstellt? Das Volk ist überzeugt, daß wieder einmal einer aufgestanden ist, dem der allmächtige Gott selber die Worte ins Herz gelegt, der also nicht abhängig ist von den Schriftrollen. Ob es aber in ihm Elias oder Jeremias oder Moses oder Jesajas erblickte, in jedem Falle hielt es ihn für einen Vorläufer des Messias, des heiß ersehnten königlichen Retters, und erkannte in seinem Walten eine Bürgschaft, daß in nächster Zeit die großen Verheißungen der Propheten sich erfüllen werden; darum grüßte es ihn als letzten Gottgesandten am Vorabend einer neuen Zeit.

Und nun wendet sich Jesus zu seinen Jüngern: Wer aber saget ihr, daß ich sei? Petrus antwortete (und das war eine weltgeschichtlich höchst bedeutsame Antwort): Du bist der Messias (griechisch Christos), der Sohn des lebendigen Gottes. Von dieser Antwort ward Jesus aufs freudigste erregt, und er sprach: Simon, Jonas Sohn, Fleisch und Blut (das ist sinnliche Hoffnungen) haben dir das nicht eingegeben, sondern mein Vater in dem Himmel, und du sollst fortan nicht mehr Simon, sondern Kephas, das ist Fels, heißen, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Unterwelt sollen sie nicht überwältigen! Ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und was du lösest auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein[1]!

Wir wissen, daß auf diese Antwort Jesu Christi die katholische Kirche sich stützt, um zu beweisen, daß der Papst in Rom mit vollem Recht als Nachfolger Jesu Christi sich betrachten dürfe. Nie ist in der Weltgeschichte ein großes Wort gründlicher und folgenschwerer mißverstanden

---

[1] Matth. 16, 17-20

worden als diese Worte Jesu an Petrus. Gewiß wird die richtige Auslegung das Fundament des päpstlichen Thrones nicht erschüttern. Keine der Einrichtungen, die der katholischen Kirche eigentümlich sind, läßt sich biblisch begründen, aber sie sind zu ihrer Zeit aus dem Bedürfnis des kirchlichen Lebens hervorgewachsen und werden dauern, solange das Volksgemüt sie trägt, das sich um mangelhafte biblische Begründung nicht kümmert. Protestantische Losung bleibt: Prüfet alles, behaltet das Gute! Dieser Losung getreu wollen wir den Sinn der Worte prüfen, die der Meister an seine Jünger gerichtet hat.

Zunächst wird jedem Unbefangenen klar sein: Jesus hat sich bis dahin nicht darüber ausgesprochen, ob er der Messias sei. Er hat sich Menschensohn genannt, gewiß mit dem ganz entschiedenen Hochgefühle, damit den höchsten und den einfachsten Namen zugleich zu tragen. Sonst aber hat er ganz stille abgewartet, welchen Eindruck sein ganzes Schaffen und Wirken, seine ganze Persönlichkeit machen werde. Er drängt nicht irgendeine Meinung den Menschen auf, er läßt den ausgestreuten Samen wachsen und stellt es in vollendeter Ergebung Gott anheim, welche Frucht daraus sich entfalten werde. So kam denn, weil er sich selbst nicht für den von den Propheten verheißenen Messias ausgegeben hat, das Volk nur zu der Einsicht: Jesus ein Prophet, gleichwie die Propheten der Vorzeit. Aber Petrus ist viel weiter gekommen als die Menge des Volkes. Er sagt aus voller Überzeugung: Du bist nicht bloß ein Prophet, du bist der Messias. Wir erinnern uns aber, daß der Begriff Messias für ein Judenherz alles Höchste und Herrlichste in sich barg, den größten Trost, die größte Freude, die heiligste Beseligung; ja alles, was ein frommes Judenherz ersehnte und wünschte, hoffte und glaubte, das schloß sich in diesem einen Begriff des Messias zusammen. Wir fragen: Wie kam Petrus zu der Überzeugung: Mein

Herr und Meister ist mehr als ein Prophet, er ist der Messias? Gewiß nicht bloß deswegen, weil Jesus redete wie einer, der Gewalt hat; denn das taten ja seinerzeit auch die Propheten. Nicht deswegen bloß, weil er Kranke heilte, weil er nach dem Glauben des Volkes Tote auferweckte, weil er mit wenigen Broten sehr viele speiste; denn das alles erzählte man auch von den Propheten Elias und Elisa. Also muß es etwas anderes gewesen sein, was ihn zu einem so großen und kühnen Glauben mit fortriß. Das ist allermeist zu wenig bedacht worden. Petrus kann nur aus tiefster Gemütserfahrung zu dieser seiner Anschauung gekommen sein. Er hat in der Gemeinschaft mit Christus ein neues Leben empfangen, einen neuen Frieden, einen neuen Reichtum, eine neue Heimat; er fühlt sich über das Gewöhnliche, Alltägliche weit hinausgehoben; er hat in sich einen Reichtum, von dem er sich sagen muß: Wie klein und wie gering ist aller Erdenglanz und alle sinnliche Herrlichkeit gegenüber dem, was ich durch meinen Herrn gewonnen habe! Einst geknechtet wie alle andern Juden, fühlt er in sich den Freiheitsjubel einer gottversöhnten Seele; einst zitternd und bangend vor dem allmächtigen, allheiligen und allgerechten Gott, fühlt er nun die ganze Wirklichkeit einer überirdischen Vaterliebe; einst nur seine Kleinheit empfindend, hat er nun das Gefühl, daß er ein Königssohn geworden, ja ein Sohn des Königs aller Könige; einst so arm und unbedeutend als schlichter Fischer an den Ufern des Sees Gennesaret, ist er jetzt gewiß, daß er einen ewigen Wert hat, weil Gott in seiner Gnade ihn lieben will mit ewiger Liebe. Nun ist auch der Tod mit seinen Schrecken von ihm innerlich überwunden; nun weiß er sich für Zeit und Ewigkeit geborgen. Er hat die Empfindung, eine Perle zu besitzen, für die er freudig allen Weltbesitz einsetzen, für die er freudig in Not und Tod gehen will, wenn es sein muß. Felsenfest steht ihm die Gewißheit: Was mein Herr

bietet, ist größer und herrlicher, als was Israel von seinem Messias erwartet. Ja, was hofft das Volk von seinem Messias? Wir können uns in den Schriften der Rabbiner, in dem Talmud reichlich darüber erkundigen. Sie lehren von ihrem Messias, er werde wahrscheinlich zunächst arm und gering auftreten und zwar in der Hauptstadt Rom, um dann nach einiger Zeit die niedere Hülle abzuwerfen und in aller Herrlichkeit aufzutreten. Vor seinen Augen werde die römische Macht zusammensinken, und er im Triumph in Jerusalem einziehen. Die Stadt werde sich auf eine wunderbare Weise zu einer goldenen Stadt umwandeln, die Pforten werden mit Edelsteinen geschmückt sein, eine ewige Sonne über die heilige Stadt leuchten und das Land zu einem Paradiese umwandeln. Man stellte sich ein Paradies vor, wo die Myriaden von Engeln süße Melodien singen, wo der Lebensbaum seine wohlriechenden Düfte über das ganze Land ausbreiten, wo Bäche von Wein, Balsam, Milch und Honig nebeneinander herlaufen werden. Wahrlich kindliche, sinnliche Träume! Darüber ist der Jünger in seinen besten Stunden hinausgekommen und hat es eingesehen, daß die höchste und reinste Freude des Menschenherzens von Sinnenglück, vom sinnlichen Behagen unabhängig ist. Er hat diese heilige Freiheit eines mit Gott verwandten Menschengemütes erkannt und in sich selbst erlebt, jene Freiheit, die sich aller Welt stolz und kühn gegenüberstellt im Bewußtsein, daß die Welt das Beste weder geben noch nehmen kann, sondern daß es dem Menschen einzig in der Gemeinschaft mit dem Urquell alles Guten zuteil wird. Der Jünger fühlt, daß wir mehr sind als nur, wie ein beliebtes Gleichnis lautete, das Geschirr, welches der Töpfer formt und der Töpfer wieder zerschmeißen kann. Es ist nicht so, wie die Schriftgelehrten glauben machen wollen, daß der Mensch, wenn er sich selbst überlassen wäre, wenn er könnte, wie er wollte, nur erden=

wärts sich neigte und nach der tierischen Stufe hinunterstrebte. Nein! Die Menschenseele ist göttlichen Wesens, und sie versteht sich selbst erst dann, wenn sie mit Adlersflug aufstrebt zum Reinen, Guten und Edlen. Dann erst ist sie in ihrem Element. Welch eine hohe Freude hat das aus dem Innersten frei hervorquellende, nicht irgendwie von außen her aufgenötigte Zeugnis des Jüngers dem Meister bereitet! Nimmer wäre sie ihm zuteil geworden, wenn er sich gleich zu Anfang seines Wirkens als Messias verkündet und als erste Bedingung der Jüngerschaft den Glauben an seine Messiaswürde verlangt hätte. Nun spricht er zu Petrus: Du bist Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen. Was kann das anders in diesem Zusammenhang bedeuten als: Auf die Gesinnung, die du jetzt bekundet hast, auf die Überzeugung und geistige Anschauung, kraft deren du mich jetzt Messias genannt hast, muß ich und will ich meine Gemeinde bauen? Meine Gemeinde kann nur bestehen, wenn die Herzenserfahrung, die du mir gegenüber gemacht, das Fundament ihres Glaubens bleibt. Nur wer von deiner Einsicht und deiner Gesinnung durchdrungen ist, hat ein klares, sicheres Urteil darüber, ob ein Mensch zum Gottesreiche gehört oder nicht. Wen du als Genossen des Gottesreiches erklärst, als Genossen des Reiches der wahren Kinder Gottes, der gehört ins Gottesreich, und wen du nicht als solchen erklärst, der ist in der Tat davon ausgeschlossen. Denn du siehst nicht auf ein äußerliches Bekenntnis, auf eine Übereinstimmung im Gottesdienst, sondern du fragst einen jeden: Hast du die gleiche Herzenserfahrung gemacht wie ich? Bist du aus gleicher innerster Freudigkeit zu einem Anschluß an Jesus Christus gekommen? Und wenn er hinzufügt: Und die Pforten der Unterwelt werden sie, das heißt die auf solchem Untergrund ruhende Gemeinde, nicht überwältigen, so will er damit offenbar sagen, daß sie allen Stürmen der Welt für immer

widerstehen werde. Selbst die letzte und größte Macht in der Welt, der Tod, kann ihr nichts anhaben. Den Israeliten war der Vergleich der düsteren Todesmacht mit den Pforten der Unterwelt sehr geläufig. Er nahm seinen Ursprung von der Sitte, die Toten in unterirdischen Felsenkammern zu bestatten. Wenn das stille, öde Trauergemach mit dem gewaltigen Rollstein verschlossen war, legte der Gedanke sich nahe: Die Pforte der Grabkammer läßt keinen mehr heraus, der einmal hinter ihr geborgen ist. Die Antwort Jesu auf das Bekenntnis des Petrus ist eine erhabene Weissagung: Ja, furchtbare Angriffe wird die Gemeinde zu bestehen haben; aber sie wird siegreich widerstehen, solange sie gebaut bleibt auf dem gleichen Fundament wie der Glaube des Petrus.

Der Mensch wird immer wieder von den Schauern der Vergänglichkeit ergriffen werden. Er hat, solange es eine Menschheit gibt, mit Krankheit, Alter und Tod zu schaffen. Der Mensch hat immer zu ringen gegen die niedern, tierischen Mächte, die ihn von der Höhe seiner Menschenwürde in die Tiefe hinunterreißen sollen. Und in diesen Wirren der Vergänglichkeit, in diesem heißen Kampf um sein eigenes besseres Selbst sucht er nach einem Halt und Trost. Die Welt kommt ihm als ein unendlich schweres Rätsel vor. Bald stehen die freundlichen Erscheinungen im Vordergrund und bald wieder Bilder des Schreckens, des Entsetzens; bald gehen gute Menschen an ihm vorbei und bald wieder Menschen, in denen alle Leidenschaften Gewalt haben. Wer deutet das Rätsel? Wer gibt uns Mut für Leben und für Sterben? Wir antworten: Geht hin! Versenkt euch in die Geistesgemeinschaft mit Jesus Christus, dessen Hauptzüge so klar und so deutlich in den Evangelien uns gegeben sind! Schließt eine möglichst enge geistige Gemeinschaft mit ihm! Überdenkt seine Worte! Betrachtet mit ernstem Sinnen seine geistige Persönlichkeit! Laßt ihre

Macht auf euer Geistesleben wirken! Dann werdet ihr es erfahren, wie der gewaltige Druck in euerer Seele abnimmt, wie ihr wieder zum Glauben kommt, daß die letzten Gedanken dessen, der die Welt regiert, Gedanken der Versöhnung und der Harmonie sind, und ihr werdet mit diesem besten und treuesten Freund fröhlich leben und selig sterben können.

Und ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und, was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und was du gelöst auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein[1]!

Um diesen Schlußsatz zu verstehen, müssen wir wissen, daß oftmals Rabbiner auf dem Lande — wir würden sie jetzt Landpfarrer heißen — etwa neue Satzungen aufstellten, die sie aus dem mosaischen Gesetze abgeleitet hatten. Nun aber wurde nicht ohne weiteres das, was einige dieser Landrabbi als Gesetz erklärten, allgemein anerkannt; sondern die Sache mußte dem Hohen Rate, dem sogenannten Synedrium, vorgelegt werden. Dieser entschied dann, ob das, was jene Rabbiner als verbindlich erklärt hatten, wirklich verbindlich sei, oder ob es wieder gelöst werden müsse. Von da aus war es leicht, zu dem Gedanken aufzusteigen, daß es über dem Synedrium eine höchste Instanz gebe, die unwiderruflich ein Gesetz für verbindlich oder nicht verbindlich erkläre, das ist Gott, der heilige, selber. Was will nun Christus mit jenen Worten sagen? Du, Petrus, hast kraft deiner Gesinnung und Herzenserfahrung das klare sittlich-religiöse Urteil. Was du als recht und gut, als für einen Christen durchaus verbindlich anerkennst, das wird als verbindlich auch von dem allheiligen Gotte anerkannt werden, und, was du als Menschensatzung und damit als löslich bezeichnest, das wird auch von Gott

[1] Matth. 16, 19.

als löslich, als Menschensatzung, die auf Dauer keinen Anspruch machen kann, bezeichnet werden. Um das noch besser zu verstehen, müssen wir uns nur an die Grundsätze erinnern, die Jesus selbst ausgesprochen. Er hat zum Beispiel gesagt: Alles, was ihr wollt, daß die Menschen euch tun sollen, das tut auch ihr ihnen[1]! Das ist ewig recht und gut; damit hat er etwas als verbindlich ausgesprochen, was in alle Ewigkeit als verbindlich gelten wird. Das gleiche ist zu sagen von der Mahnung: Wenn jemand mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst[2]; denn ohne Selbstverleugnung werden wir nie an das Ziel gelangen, zu dem Jesus uns führen will. Als Beispiel dafür, daß, was Christus auf Erden löst, auch von Gott gelöst wird, führen wir das Wort Jesu an: Nicht was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen, sondern was aus einem bösen und verdorbenen Herzen kommt[3]. Damit hat er mit einem Male alle jene vielen Speiseverbote aufgehoben, welche die Israeliten mit der höchsten Wichtigkeit behandelten. Die Worte, die Jesus in jener denkwürdigen Stunde zu Petrus gesprochen, stehen in engem Zusammenhang mit den andern großen Worten, die der Herr an seine Jünger gerichtet hat.

Protestantische Forscher haben, indem sie die Worte Jesu an Petrus im Sinne der katholischen Kirche auslegten, ihre Echtheit rundweg bestritten. Wer sie aber auslegt wie wir, der wird zugeben, daß sie im vollen Einklang mit dem Bekenntnisse des Jüngers stehen und dem Werte, den Jesus auf dieses Bekenntnis legen mußte, durchaus entsprechen.

Jene Stunde des Petrusbekenntnisses war eine der schönsten Stunden, die Jesus in seinem Erdenleben erfahren. Er sammelte damals die reichen Früchte einer großen, langen, heiligen Arbeit. Nun aber, wie die Jünger

---

[1] Matth. 7, 12. — [2] Matth. 16, 24. — [3] Mark. 7, 15.

alle froh bewegt sind, da verkündet er ihnen: Des Menschen Sohn muß leiden, muß sterben. Aber am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Unser Herr leiden und sterben! Das war wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel für die Jünger, und der gutmütige Petrus sagt: Da sei Gott vor, lieber Herr! Das möge nicht geschehen! Und der Herr antwortet, wenige Minuten nach jenem herrlichen Zeugnis: Weiche hinter mich, Satan! Du sinnest nicht, was Gottes ist, sondern was des Menschen ist[1]. Nicht wahr, wir fühlen deutlich, hier haben wir es mit einer Überlieferung zu tun, die mit vollendeter Treue wirkliche Erlebnisse uns wiedergibt. Wie aber haben wir dieses Wort Jesu Christi, das uns so hart klingt, zu deuten? Ehe wir darauf antworten, müssen wir uns fragen: Wie kommt Jesus zu der Überzeugung, daß er leiden und sterben müsse? Er hat großen Erfolg gehabt; Tausende und Abertausende haben mit ihrem Jubel und mit ihrer Dankbarkeit ihn umgeben. Aber er ist doch innegeworden, daß die Macht seiner Feinde unter dem Volke viel stärker ist als die seine. Einst, im verheißungsvollen Frühling seines Wirkens, hatte es anders geschienen, da hatten viele Anzeichen darauf hingedeutet, daß die Mehrheit des Volkes gewillt sei, dem Adlerfluge der neuen Lebensgemeinschaft mit Gott zu folgen, Knechtschaft mit Freiheit, Furcht mit Liebe zu vertauschen und den bisherigen Führern gänzlich zu entsagen, die durch ihre kleinlich spitzfindige Behandlung der Fragen: Was ist recht, und was ist unrecht? aus der Religion der Väter vielfach ein Zerrbild gemacht hatten. Es ist gar kein Zweifel, daß damals vielen die Augen darüber aufgegangen waren, wie die Schriftgelehrten den Schwung des Gefühls lähmten, das Gemüt verödeten und den Sinn für das Höchste und Herrlichste im väterlichen Glauben abstumpften. Es be=

---

[1] Mark. 8, 31-33

stand, das empfanden Tausende sehr lebhaft, zwischen der Geisteswelt der Schriftgelehrten und ihrer Anhänger, der Pharisäer, und derjenigen Jesu Christi ein Gegensatz wie zwischen einer öden, mit wenigen saftlosen Grasbüscheln bewachsenen Steppe und einer Paradiesesau mitten im Frühling, voll Blütenduft, voll Blumenpracht, voll milden, goldenen Sonnenscheins. Doch zwischen Empfinden und Handeln ist ein großer Unterschied.

Auf keinem Gebiete des geistigen Lebens zeigt das Beharrungsvermögen eine so große Kraft wie auf dem Gebiete der Religion. Solange Überlieferungen für das Herz nicht ganz erstorben sind, so lange klammert es sich allermeist an sie an. Dem Einfluß der Schriftgelehrten kam aber weiter zugute, daß der gewöhnliche Mensch ohnehin zu Kleinlichkeit und Äußerlichkeit neigt und lieber unter tausend Satzungen, die seinem kleinlichen Wesen entsprechen, sich beugt, als daß er mit Zusammenraffung all seiner Kraft zu einer höheren Welt- und Lebensanschauung sich erheben würde. Anderseits müssen wir bedenken, daß Jesus an die Menschen die höchsten Anforderungen stellt: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertrifft die Gerechtigkeit der Pharisäer, so könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen [1]. Er fordert den kühnsten Glauben und die stärkste selbstlose Liebe, er nimmt die größte Vornehmheit der Menschenseele für sein Evangelium in Anspruch. Muhammeds Religion ist eine Religion zu ebener Erde; denn gegen besseres Wissen und Gewissen hat ihr Stifter, wie niemand bestreiten kann, geistesarmer religiöser und moralischer Mittelmäßigkeit arge Zugeständnisse gemacht. Gerade dadurch gewann er einen so raschen und gewaltigen Erfolg. Um so verehrungswürdiger erscheint uns Jesus Christus, der keine schnellen Erfolge um solchen Preis erzielen wollte, der mit einer kleinen

[1] Matth. 5, 20.

Schar Getreuer sich begnügte, um der Menschheit ihr herrlichstes Kleinod zu erhalten.

Wenn wir dies alles erwägen, kann es uns nicht befremden, daß die Mehrheit des Volkes nach kurzem Aufschwung müde die Flügel senkte und sich wieder um die alten Führer sammelte. Diese nahmen die veränderte Stimmung des Volkes wahr und traten mit verstärkter Gehässigkeit gegen den auf, der so scharf ihnen ins Gewissen geredet und so offen ihnen ihre Heuchelei, ihre Herzenshärte vorgehalten hatte. Jesus erkannte mit aller Deutlichkeit, daß ein furchtbarer Sturm sich über seinem Haupte zusammenzog, daß seine Feinde immer mächtiger wurden und er in Treue für sein Werk auf den schwersten Tod sich vorbereiten müsse.

Das Evangelium nach Lukas deutet auf wiederholte Versuchungen hin, die Jesus bedrängten [1]. Vieles spricht dafür, daß er gerade am Ende seines Wirkens in Galiläa mit einer besonders schweren Versuchung zu ringen hatte. Wie nahe legten sich ihm damals die Gedanken: Du hast zu Großes gewollt, du hast zu gut von den Menschen gedacht, du hast ihnen eine Ehre erwiesen, für die sie nicht empfänglich sind, und eine Heimat ihnen angeboten, für deren Wert sie kein Verständnis haben. Du hast ein zu reiches, zu herrliches Lebensgut ihnen schenken wollen. Und nun, weil du zu hoch und heilig sie geliebt, darum mußt du verbluten, darum muß dein Werk unter den Schlägen der Feinde zusammenbrechen. Du bist der Täuschung deines Erbarmens erlegen. Zieh dich zurück, weil es noch Zeit ist, überlaß die harte, böse, träge Welt ihrem Schicksal! Doch solche Gedanken werden in ihm nicht übermächtig. Er sieht das Leiden und Sterben kommen und weicht ihm nicht aus, sondern drückt ihm den Stempel seines Geistes auf

[1] Luk. 4, 13.

und macht es zu seiner eigenen größten und freiesten Tat. Das können wir nicht genug bewundern. Daß der Messias Gottes Gnade erflehen werde für sein schuldbeladenes Volk, das hofften auch die Schriftgelehrten. Aber daß zur Herrlichkeit des Messias auch Leiden und Sterben gehöre, daß er der leidende Knecht Gottes sei, von dem der Prophet geredet, das war ihren Augen verborgen [1]. Erst Jesus hat den Leidenszug in das Bild des Messias aufgenommen, erst er hat den tiefsten und heiligsten Ahnungen der Besten seines Volkes die gottgewollte Deutung gegeben. Der Messias, der durch herbe Todesqual zum Siege über alle Welt einzieht, ist Jesu ganz persönliches Eigentum. Gerade dann, wenn wir uns in die Zeitverhältnisse hineinversetzen, gerade dann schauen wir mit erhöhter Ehrfurcht auf zu diesem einsamen Menschensohn, der von niemandem unterstützt, der zunächst auch von seinen besten Jüngern nicht ganz verstanden wird, und der doch sein Leiden und Sterben zu einem Mittel seines Triumphes macht, auf den er hindeutet mit den Worten: Und in drei Tagen werde ich auferstehen [2]. Diese Worte sind nicht in gewöhnlichem Sinne zu erklären, sondern in dem Sinne des Propheten Hosea: In zwei Tagen wird uns Gott lebendig machen, und in drei Tagen wird er uns aufrichten [3]. Jesus wollte sagen: Gerade durch meinen Tod werde ich triumphieren. Doch der Gedanke des Triumphierens im Untergehen, eines Sieges durch den Tod war jetzt auch einem Petrus noch zu hoch. Er fand in den Worten seines Meisters den Ausdruck einer unberechtigten Schwermut. Warum ist aber Jesus so hart gegen den Petrus? Der Todesentschluß ist unserm Herrn nicht leicht geworden. Gerade das Wort, das er zu Petrus spricht, zeigt uns, daß er in heißen, schweren Kämpfen mit dem Todesentschluß gerungen hat. Nun hat er den Sieg

---

[1] Jes. 53, 5. — [2] Mark. 8, 31. — [3] Hos. 6, 2.

gewonnen; nun ist er bereit, die Heldenbahn zu gehen und den heiligen Tod zu sterben. Da kommt der gutmütige Jünger in seiner liebenswürdigen Einfalt und will in diesem heiß errungenen Entschluß ihn wieder wankend machen. Unsere gefährlichsten Gegner sind in großen, entscheidungsvollen Stunden nicht die Menschen, die es bös mit uns meinen, sondern unsere besten Freunde, wenn sie uns von dem abhalten wollen, was doch Gottes Stimme uns tun heißt, wenn sie den Weg uns wehren wollen, den wir doch nach dem Geheiße Gottes gehen müssen. Nicht Petrus ist der Satan; aber die gottfeindliche Macht braucht manchmal die besten Menschen, um einen Edeln in seinem Entschlusse irre zu machen. Allerdings, wer einmal mit Gott einen schweren Kampf ausgekämpft hat, der überwindet auch eine solche Anfechtung. So geht denn Jesus seinen Weg mutig und entschlossen, von den Nächsten in seinem Todesentschluß noch nicht verstanden, aber doch verstanden in seiner Messiaswürde. Das ist ihm ein Trost, das ist ihm eine hohe Freude: eine kleine Schar von Menschen hat es doch einmal begriffen, daß wir Bürger einer höheren Heimat sind und daß die Sättigung des nach Gott verlangenden Gemütes etwas unendlich Herrlicheres ist als die Erfüllung glänzender Erdenwünsche. Sie hat den Messiasnamen dem gegeben, den sie als Gottes Sohn erkannt hat. Wohl einem jeden, der aus persönlichem Erleben mit Petrus sprechen kann: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

XI.

Verklärung und Wanderung nach Jerusalem.

Es wird uns im Evangelium überliefert, daß Jesus auf einsamer Wanderung bis in die Nähe von Cäsarea Philippi[1], einer Stadt am Fuße des gewaltigen Hermongebirges, gekommen, und daß er sechs Tage später mit Petrus, Johannes und Jakobus auf den Berg gestiegen sei, um zu beten[2]. Dann heißt es bei Lukas weiter: Wie er betete, bekam sein Angesicht ein anderes Aussehen. Im übrigen erzählen die drei Evangelien die geheimnisvolle Geschichte wesentlich übereinstimmend. Die Gestalt Jesu wird von strahlendem Lichte verklärt, so daß, fügt Markus treuherzig hinzu, kein Walker hätte sein Gewand so weiß machen können. Dann erschienen Moses und Elias und redeten von dem Ausgang des Herrn in Jerusalem. Die Jünger gerieten in einen Zustand der Verzückung, der bis zur Grenze der Bewußtlosigkeit sich steigerte; denn es heißt, Petrus habe gesagt: Rabbi, hier ist gut sein, wir wollen drei Zelte aufschlagen, für dich eins, für Moses eins, für Elias eins; aber er habe nicht gewußt, was er sage, und die Jünger seien voll Furcht gewesen. Dann habe sie eine Wolke überschattet, und aus der Wolke habe eine Stimme verkündet: Dieser ist mein Sohn, der geliebte, den höret! Und plötzlich, als sie umherblickten, sahen sie niemanden als Jesus allein. Viele Forscher haben diese Erzählung

[1] Mark. 8, 27. — [2] Luk. 9, 28. Mark. 9, 2.

einfach ins Fabelland verwiesen und sind dann allerdings mit ihrer Erklärung leicht fertig geworden. Aber sollte vor solcher Auffassung nicht schon der klare geschichtliche Zusammenhang warnen? Jesus zieht von Kapernaum in die Gegend von Cäsarea Philippi, nimmt dann seine vertrautesten drei Freunde zu einer Wanderung auf einsame Bergeshöhe mit sich, steigt mit ihnen wieder ins Tal, um sodann, umgeben von allen Jüngern, nach Kapernaum zurückzukehren.

Droben hat er seine Freunde in sein Allerheiligstes eingeweiht, in dem er bisher immer allein gewesen. Er betete, und „während des Gebetes bekam sein Angesicht ein anderes Aussehen". Was er gebetet, wissen wir nicht, aber wir können die Wirkungen des Gebetes beobachten: der Geist der Jünger wurde aufs tiefste erregt, ihre verzückten Augen schauten die Gestalt ihres Herrn lichtumflossen, ihm zur Seite die Männer des alten Bundes, auf denen für das spätere Israel die größte Weihe lag, Moses und Elias. Ein heilig süßer Schauer durchdringt die Seele der Jünger, denn sie stammeln: Hier ist gut sein, und doch sind sie voll Schreckens. In dem Dämmerungszustand ihrer Gedanken, dem äußerlich das Helldunkel der Wolke entspricht, vernehmen sie eine überirdische Stimme: Dieser ist mein lieber Sohn. Dann wachen sie aus ihrer Verzückung auf und sind mit Jesus allein.

Nach dem Gebot des Herrn sollen die Jünger das, was sie in jener Stunde an himmlischer Freude erlebt haben, nicht der Neugier der Menschen preisgeben, sondern davon erst reden, wenn ihre Zuhörer einst fähig sein werden, sein ganzes Erlösungswerk zu verstehen. Das verborgene Seelenleben der Jünger wollen wir nicht zuviel deuten; aber das ist gewiß: Wenn sie droben in der Verzückung, in der ihnen das Geistige als greifbare Wirklichkeit erschien, Moses und Elias geschaut haben, dann

haben sie mit einer Gewalt wie nie vorher empfunden, daß ihr Herr nicht gekommen sei, Gesetz und Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, und daß in ihm die Sehnsucht des alten Bundes ihre Sättigung finde. Noch waren sie damals nicht zur vollen Klarheit der Erkenntnis durchgedrungen. Aber wie manchmal eröffnet sich der Himmel dem ahnenden Geiste, um nachher dem nüchternen Verstande sich wieder zu verschließen.

Wir vernehmen aus diesem Berichte, daß die geistige Erregung in dem Jüngerkreise zuzeiten viel mächtiger und gewaltiger war, als wir es uns gewöhnlich vorstellen. Die ganze evangelische Erzählung ist so klar, so schlicht gehalten, daß wir etwa den Eindruck haben, als wäre alles in einer gewissen stetigen Ruhe vor sich gegangen. Dann aber kommen immer wieder einzelne Berichte, die uns zeigen, daß die tiefste Erregung die Herzen der Jünger erfaßt, daß in gewissen Stunden eine Glut der Begeisterung, ein namenloses Entzücken sie ergriffen hatte, das uns die schlichten Worte des Evangeliums kaum ahnen lassen.

Und wiederum wie damals, als Petrus das große Bekenntnis gesprochen, verkündigte auch jetzt der Herr seinen Jüngern, daß er leiden und sterben müsse, daß er aber am dritten Tage wiederum triumphieren werde. Es heißt: Sie verstanden nicht, was er mit dem Worte Auferstehung meinte[1]. Daraus erkennen wir nur, daß eine Auferstehung im gewöhnlichen Sinne des Wortes von ihrem Meister nicht angedeutet war; denn das hätten sie wohl verstanden, weil bei den damaligen Juden allgemein der Glaube verbreitet war, es werden vor der Ankunft des Messias die alten Propheten von den Toten auferstehen.

Nun begann Jesus die Wanderung nach Jerusalem. In der heiligen Stadt will er den letzten großen Kampf

[1] Mark. 9, 10.

kämpfen, in der heiligen Stadt sein großes Werk vollenden, siegen oder sterben, da, wo so viele Propheten ihr Werk vollendet hatten[1], und er will nach Jerusalem gehen auf das den Israeliten ganz besonders teure Fest, auf das Frühlingsfest, das Passahfest. Da kann sich das Volk in großartigster Landsgemeinde um ihn scharen, da gehen die Wogen der religiös-patriotischen Begeisterung hoch, da sind die Menschen von ihren kleinlichen, alltäglichen Sorgen losgelöst, da sind sie für große und kühne Gedanken und Hoffnungen empfänglich, da ist eine allgemein gehobene, heilige Stimmung; darum will Jesus in Jerusalem auftreten, dort womöglich sein Volk zur Begeisterung für seine Sache mit fortreißen und es einladen, an die Spitze der Menschheit sich zu stellen durch Eintritt in das Reich der Kinder Gottes. Aber er weiß, er wird in diesem Kampf unterliegen; er weiß, der Gang nach Jerusalem ist ein Todesgang. Gleichwohl tut er diesen Gang mit voller Entschlossenheit. Wie die Jünger ihren Herrn vor sich herschreiten sehen, so mutig, so entschieden, da steigert sich noch ihre ehrfurchtsvolle Bewunderung seiner Seelengröße[2]. Es heißt bei Markus: Jesus ging vor ihnen her, und sie erstaunten und fürchteten sich, indem sie ihm nachfolgten.

Die Wanderung nach Jerusalem hat reiche Segensspuren hinterlassen. Wir wollen unter den mannigfaltigen Bildern von dieser Wanderung nur einige hervorheben. Da wird uns berichtet: Sie brachten Kinder zu ihm, daß er sie anrühre[3]. Die Jünger aber schalten die, welche sie brachten. Als dies Jesus sah, ward er unwillig und sprach zu ihnen: Lasset die Kinder zu mir kommen, wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Reich der Himmel! Und er nahm die Kinder in die Arme und segnete sie, indem er ihnen die Hände auflegte. Noch heutzutage kann man im

---

[1] Luk. 13,33. — [2] Mark. 10,32. — [3] Mark. 10,14.

heiligen Lande den Brauch beobachten: Wenn ein bekannter Gottesmann in einem Dorfe angekommen ist, so führen ihm die Mütter ihre Kinder zu, daß er ihnen die Hände auflege und sie dadurch vor dem Einfluß böser Geister, namentlich vor den Folgen des bösen Blickes bewahre. Frommer Glaube ist bei diesem gewiß sehr alten Brauch mit ziemlich viel Aberglauben verschmolzen. Die Jünger mochten davon ein Wissen haben und darum es der Würde ihres Meisters nicht für angemessen halten, daß abergläubische Mütter ihn wie einen essenischen Bruder in Anspruch nehmen. Aber ihr Meister steht auf einer höheren Warte. Ihm wallt das Herz in unendlicher Liebe für die Kinder, und seine Augen leuchten vor inniger Freude inmitten der Kleinen. Wie leichte Nebel vor der Morgensonne schwindet das bißchen Aberglaube vor dem Worte: Den Kindern ist das Himmelreich. Um die ganze Größe dieses Wortes zu empfinden, müssen wir bedenken, daß nach damaligem allgemeinen Gefühl das Kind ein geringes Geschöpf war. Es kann einmal Wert bekommen; aber jetzt ist es noch das unreife und unbeholfene Wesen. Darum bestand im ganzen Altertum außerhalb Israels für die Eltern das Recht, ein Kind dem Tode überliefern oder wenigstens in Sklaverei verkaufen zu dürfen. Nun kommt Jesus, wahrlich zur großen Verwunderung seiner Jünger, und macht die Sache der Kinder zu seiner eigenen und nimmt sich der Kinder in einer so innigen, so ergreifenden Weise an, daß es die Jünger nimmermehr vergessen konnten, sondern es der Nachwelt überliefern mußten. Welches waren denn die Eigenschaften des kindlichen Wesens, die Jesus so sehr wohl taten? Wir haben uns keineswegs vorzustellen, daß er engelgleiche Kinder vor sich hatte; sondern er freute sich der Eigenschaften, die wir an jedem gut gearteten Kinde beobachten können. Mit unbegrenztem Vertrauen sieht ein Kind zu Vater und Mutter auf. Es glaubt mit aller

Gewißheit an ihre Macht, an ihre Einsicht, an ihre Wissenschaft. Was Vater und Mutter ihm sagen, das gilt ihm, als hätte Gott selbst es gesagt. Wir wissen ja, in welch schmerzlichen Zwiespalt diese kindliche Empfindung in schwerer Krankheit kommt; da meint das Kind, die Eltern müßten ihm helfen können, während diese hülflos dastehen und das Gefühl der Ohnmacht sie durchbohrt. Ja, das Kind schmiegt sich mit aller Zärtlichkeit an Vater und Mutter an, es fühlt sich unendlich wohl im Vaterhaus, in der eigenen Heimat, und bekommt bald Heimweh, wenn es fern von ihr ist. Das war es, was Jesus wohl getan hat. Eine solche Kindlichkeit wünscht er der Menschenseele in ihrem Verhältnis zu dem allmächtigen Gott und Vater. Wir sollen ein unbegrenztes Vertrauen haben zu Gottes Macht, zu Gottes Weisheit, Liebe und Güte, sollen ihm aber auch mit ganzer Liebe, mit dem ganzen Jubel unseres Herzens ergeben bleiben, wie ein Kind seinen guten Eltern. So wird ihm das, was eine Kindesseele im Vaterhaus erlebt, zum Vorbilde für das, was wir im heiligsten Leben der Seele erfahren sollen. Darum sagte er: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht in dasselbe hineinkommen. Wer nicht die natürliche Demut, Bescheidenheit, das dem Kinde eigene schrankenlose Vertrauen besitzt, der wird nie erfahren, was es heißt, als Kind beim himmlischen Vater daheim zu sein. Bedenken wir aber, was alles in diesen Worten liegt! Wie einfach ist die Religion, die schon die Kinder von vier, fünf, sechs Jahren freudig willkommen heißt! Wie schlicht muß eine solche Religion sein, die ein kindliches Gemüt in sich aufnehmen und durchleben kann! In welch schroffem Gegensatze zu dieser wunderbaren Einfachheit stehen jene gewaltigen Kämpfe um Lehrmeinungen in der christlichen Kirche! Wie hat man sich endlos gestritten über göttliche Geheimnisse, welche auch die Gelehrtesten nicht voll zu deuten

vermochten! Wie hat man Jahrhunderte, wir können fast sagen, Jahrtausende lang diese Worte Jesu übersehen: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.

Und weiter kam Jesus. Da begegnete ihm ein vornehmer junger Mann und rief ihm zu: Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erlange? Und Jesus antwortete ihm: Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott[1]. Welch ein denkwürdiges Wort: Niemand ist gut außer Gott! Wahrlich, das ist der Menschensohn, der von Herzen demütig ist, der sich als Bruder unter uns fühlt. Er ist nicht in Schuld gefallen wie wir, sein Leben ist das heiligste Leben von allen, die je über die Erde gegangen; aber die Evangelien selber sagen uns, daß er mit Versuchungen zu kämpfen hatte. Er hat die Versuchungen siegreich überwunden. Aber wir wissen, jedes edle Gemüt hat, auch wenn es eine Versuchung siegreich bestanden, hinterher ein Gefühl von Traurigkeit: Warum muß ich immer wieder mit Versuchungen kämpfen? Warum kann ich nicht ohne Kampf, ohne Widerstreben alsbald dem Rufe meines himmlischen Vaters folgen? Solche Empfindungen waren es, die Jesus veranlaßten zu dem Wort: Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott. Dann sagte er zu dem reichen Jüngling: Du kennst ja die Gebote. Und der junge Mann entgegnete: Ich habe alle diese Gebote gehalten von Jugend auf. Jesus sah, daß er es in der Tat mit einem wohlgesitteten, ernsten jungen Manne zu tun hatte, und sagte: Gehe hin! Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen und komm und folge mir nach! Da wurde der junge Mann traurig und ging hinweg[2]. Es fehlte ihm die innere Kraft, seinen Reichtum aufzuopfern, und doch, wer möchte nicht begreifen, daß

---

[1] Mark. 10, 17. 18. — [2] Mark. 10, 17-22.

Jesus diese Forderung an ihn stellen mußte? Er konnte unter seinen einfachen, schlichten Jüngern nicht einen vornehmen Herrn brauchen, der mit Gefolge im Lande umherreiste, der an alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Reichtums gewöhnt war. Wer damals ein Prediger des Evangeliums werden wollte, der mußte sich entschließen, in armer Knechtsgestalt aufzutreten. Aber dieses Opfer war dem jungen Manne zu groß, und schmerzlich ergriffen sprach Jesus, als er weggegangen war: Wie schwer können die Reichen eingehen ins Himmelreich! Ja, wie schwer kann einer, der sein Vertrauen auf seinen Reichtum setzt, ins Himmelreich gelangen! Leichter würde ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich einginge! Wie viel ist schon über diese Worte geredet, und wie arg sind sie schon mißverstanden worden! Zunächst haben diese Worte manch einem redlichen reichen Mann das Herz schwer gemacht: Ist es denn wirklich leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme? Man hat sich manchmal seltsam geholfen. So stellte man die Ansicht auf, im Morgenland nenne man kleine Stadttore Nadelöhre. Durch solche Tore könne ein Kamel rutschend sich noch hindurchzwängen, wenn man es ein wenig bei den Ohren reiße. So könne ein reicher Mensch, wenn auch sehr mühsam, doch noch ins Himmelreich eindringen. Aber dieses Mittel der Erklärung taugt nichts, sondern wir haben Beweise genug, die uns zeigen, daß die Zusammenstellung von Kamel und Nadelöhr durchaus ein Bild des Unmöglichen bezeichnet. Das Kamel ist das größte Lasttier, das durch einen engen Paß im Gebirge oder durch ein enges Stadttor wohl noch gehen kann; aber das Nadelöhr ist die kleinste Öffnung, durch die es durchaus nicht hindurchkommt. Mit Absicht setzte Jesus dem größten Lasttiere die kleinste Öffnung gegenüber, damit ja das Bild des Un-

möglichen jedermann klar werde. Es trifft aber, wie Jesus ausdrücklich hinzufügt, nur zu für die, welche ihr Vertrauen auf den Reichtum setzen und von ihm sich nicht loszureißen vermögen, ja, ohne ihn das Leben schal und reizlos fänden. Wer indes jederzeit bereit ist, um Gottes willen Gut und Blut hinzugeben und jede Entbehrung auf sich zu nehmen, welche die Pflicht von ihm verlangt, der ist innerlich nicht vom Reichtum geknechtet, der ist ein Jünger Jesu Christi. Erinnern wir uns, wie das Vaterland von allen seinen Söhnen ohne Unterschied fordert, daß am Tage der Gefahr alle an die Grenzen eilen und Schulter an Schulter für die Freiheit und Würde des Vaterlandes kämpfen; da stellt sich der Reiche neben den Armen, da vergißt er im Soldatenkleid alle seine sonstigen Vorzüge und Bequemlichkeiten, da setzt er seine Gesundheit, sein Leben in den Dienst des gemeinsamen Wohles und verlangt nichts weiter, als mit Ehren in der heißen, schweren Probe zu bestehen. Nun denn, was wir in Zeiten der Not für unser irdisches Vaterland tun, das sollen wir allzeit bereit sein, auch für die höchsten geistigen Lebensgüter, für unsere himmlische Heimat zu tun. Aber wir opfern sie nur, die niedern Güter, wenn eine heilige Pflicht uns ruft, wenn die Verhältnisse so sich gestaltet haben, daß wir alles daran wagen müssen, Gut und Blut, um das Höchste zu retten und untergehend das Leben im höchsten Sinne zu bewahren. So haben die Märtyrer gehandelt, so Tausende und Abertausende im Zeitalter der Reformation, wenn sie ihre angestammte Heimat verließen oder grausamem Tode sich preisgaben. Sie haben das Bewußtsein gehabt, das Kleinod ihrer religiösen Überzeugung sei des letzten und höchsten Opfers wert: Lieber sterben, als Gott untreu werden! Wir müssen der so weit verbreiteten Ansicht entschieden widersprechen, als ob Jesus der Armut als Armut einen besonderen Vorzug hätte geben wollen, als bedürfe es nur der Armut, um

des Himmelreiches gewiß zu sein. Auch ein ganz armer Mensch kann sein Vertrauen auf Reichtum setzen, auch ein ganz reicher die Wahrheit des Wortes aufs tiefste in sich erleben: Selig die Armen im Geiste! Neid, Habsucht, Genußsucht können die Seele des Armen wie des Reichen fesseln. Paulus hat doch wahrscheinlich ebensoviel vom Evangelium Jesu Christi verstanden als die Gelehrten unserer Tage; er sagt aber ausdrücklich: Ich kann niedrig leben, ich kann auch Überfluß haben, ich vermag alles durch Christum, der mich stärket[1]. Ist der Vater im Gleichnis vom verlornen Sohn nicht ein guter Vater, obgleich er sehr reich ist? Wo ist ein einziges Wort Jesu zu finden, das man dahin deuten könnte, es müßten einst alle sozialen Unterschiede aufhören? Nein, auch im neuen Bunde wird es Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Herren und Diener geben; aber das teuerste Kleinod, Frieden in Gott, ist allen gemeinsam, und die Liebe adelt alle die mannigfaltigen Beziehungen der Menschen untereinander. Zum Hochzeitsmahl des Königssohnes wurden Leute aller Stände geladen. Aber, hält man uns entgegen, hat denn nicht Christus selbst gesagt: Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo die Motten und der Rost sie fressen, und wo die Diebe durchgraben und sie stehlen[2]? Um dieses Wort in seiner nächsten Bedeutung zu verstehen, muß man die Neigung der Morgenländer kennen, Kleider, die sie selten oder nie anlegen, Metallgeräte, die sie nie gebrauchen, in Kisten anzuhäufen. Doch während der Regenzeit setzen in den feuchten Hütten die Motten den Kleidern und der Rost den Geräten zu. Und wenn im Sommer Motten und Rost diesen Dingen nichts anhaben, durchgraben die Diebe ganz geräuschlos die Lehmwände der Hütten und ziehen die Kisten samt den darin geborgenen Schätzen durch

[1] Phil. 4,12.13. — [2] Matth. 6,20.

die Öffnung ins Freie. Wie oft kommen dortzulande solche Diebstähle vor! Und wie viel dreht sich das Dorfgespräch um solch zweifelhafte Schätze! Da kann vor lauter Kleinlichkeit kein höheres Gefühl gedeihen. Christus mußte daher mit aller Entschiedenheit diesem Schätzesammeln entgegentreten, wie er dem Übermut, dem Stolz, der Gottlosigkeit der Reichen entgegentrat[1]. Verkündet er nicht eine unbestreitbare Wahrheit, wenn er sagt: Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen? Man kann nicht Gott und den irdischen Besitz nebeneinander als das Höchste behandeln. Und von der Beantwortung der Frage hängt eben alles ab: Was ist dir das Höchste, woran hängst du am meisten, worauf legst du den größten Wert? Wohl dem, der bekennen darf: Die Gemeinschaft mit Gott ist mir das höchste Gut, von Gott soll keine Macht der Welt mich scheiden. Dann darf er mit gutem Gewissen im Haushalt des himmlischen Vaters auch einen großen Reichtum verwalten. Zu dem weiteren Jüngerkreis Jesu zählten auch wohlhabende Leute, wie z. B. Joseph von Arimathia, vielleicht auch Maria und Martha. Es gab genug weise und dankbare Menschen, die dem Herrn und seinen Jüngern freudig die Sorge für den äußern Unterhalt abnahmen.

Aber, hält man uns nochmals entgegen, wendet sich denn Jesus im Gleichnis vom ungerechten Haushalter nicht aufs schärfste gegen den Reichtum, heißt er hier nicht allen irdischen Besitz einfach „ungerechten Mammon", den wir an die Armen verwenden sollen, damit sie uns einst aufnehmen in die ewigen Hütten? Zunächst will Christus in diesem Gleichnis[2] sagen: Wir können auch von den Schlechten noch etwas lernen. Sie wenden für ihre Zwecke oft einen erstaunlichen Scharfsinn auf, der einer besseren Sache wert gewesen wäre. Sollen denn die Kinder der Welt

---

[1] Matth. 27, 57. Luk. 8, 3. 10, 38. — [2] Luk. 16, 1-9.

klüger sein als die Kinder des Lichtes? Sollen diese sich von jenen an Feinheit und Schärfe des Denkens übertreffen lassen? Gibt der gute Wille ein Vorrecht für Gedankenlosigkeit oder Unbesonnenheit? Wenn du es mit der Sache Gottes recht meinst, wende für sie alle Kräfte deines Verstandes auf!

Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, daß, wenn er ausgeht, sie euch in die ewigen Zelte aufnehmen. Ungerechter Mammon heißt nicht etwa bloß jene Habe, die ein Mensch durch Trug oder Gewalttat erworben hat, sondern unser gesamter irdischer Besitz; denn als gerecht könnte er nur gelten, wenn wir ihn immer nach dem Willen Gottes verwaltet hätten. Wer aber dürfte behaupten, daß er aus seinem geistigen und leiblichen Erbe ganz und gar gemacht, was er daraus hätte machen sollen, daß er als unbedingt treuer Haushalter vor Gott dasteht? Doch wenn wir uns vieler Versäumnisse und Verschuldungen anklagen müssen, sollen wir daraus die Folgerung ziehen, immer gewissenloser das uns von Gott anvertraute Gut zu behandeln, da wir es doch nie zu vollendeter Treue bringen können? Oder sollen wir nicht vielmehr uns sagen: Bei all meiner Schwachheit und Mangelhaftigkeit will ich immerhin so viel Gutes stiften als ich kann. Besser von zehn Wunden eine verbinden als gar keine. Es ist der böse Feind, der uns einflüstert: Vollkommen kannst du doch nicht werden, also gib lieber gleich das Streben danach auf! Immer müssen wir gewärtig sein, den irdischen Besitz zu verlieren. Was wird aber aus uns werden, wenn er ausgeht (so die richtige Übersetzung)? Haben wir aufrichtig gestrebt, soviel es unsere schwache Kraft erlaubt, Gott treu zu dienen, dann „werden sie uns aufnehmen in die ewigen Zelte„. Im Morgenland wird das Erdenleben oft mit einem Hirtenzelt verglichen, das immer wieder abgebrochen wird, weil die Hirten von Weideplatz zu Weide-

platz ziehen müssen. Immer wieder die Zeltpflöcke ausreißen und anderwärts einschlagen, immer wieder wegen Wasser und Weide wandern müssen, welch ein mühsames Leben im Lauf der Jahre! Daher ist den Hirten das Ruhen unter dem Zelt bei Mittagshitze oder bei der Abendkühle der Inbegriff des Behagens. Folgerichtig sind ewige Zelte Sinnbild für eine unvergängliche Heimat, und aufnehmen in die ewigen Zelte bedeutet unvergängliche, süße, erquickende Ruhe, unvergänglichen, beseligenden Heimatfrieden geben. Aber wer hat dazu die Macht und das Recht außer Gott? Wenn im Gleichnis von einer Mehrzahl Aufnehmender die Rede ist, so können das nur die Diener Gottes sein, die himmlischen Gewalten, in denen sich das Wesen Gottes offenbart: Heiligkeit, Gerechtigkeit, Treue, Milde, Erbarmen. Wir dürfen also das Gleichnis ganz einfach so deuten: Wenn wir durch aufrichtige und tatkräftige Liebe für Gottes Sache uns Gott zum Freunde gemacht haben, dann wird er uns in der Zeit, da wir allen irdischen Besitz verloren haben, in Trübsal und Elend, in der Stunde des Todes mit seinem ewigen Troste erquicken, und wir werden die Kräfte des ewigen Lebens schmecken.

Man sieht, daß gerade in diesem Gleichnis ein gewisser Wert auf den irdischen Besitz gelegt wird. Wir können etwas leisten zur Ehre Gottes und zum Segen der Mitmenschen, wenn uns die irdischen Mittel zur Verfügung stehen. Wo aber die geistigen und leiblichen Mittel fehlen, da können wir beim besten Willen nicht viel oder gar nichts ausrichten, wir können den Hungrigen nicht speisen und den Kranken nicht heilen, und es bleibt uns nichts übrig, als schmerzlich unser Unvermögen zu empfinden; denn mit frömmsten Wünschen und innigsten Gefühlsausdrücken ist es in der harten Not des Lebens nicht getan.

Am vorletzten Abend seiner Wanderung kam Jesus nach

Jericho[1], der Palmenstadt, die unten im Jordantale lag, damals eine sehr schöne, blühende, von reichen Palmenhainen umgebene Stadt, wo einst der bekannte König Herodes einen prächtigen Palast sich erbaut hatte, wo es an Theatern, an Säulengängen und all den Herrlichkeiten einer antiken Stadt nicht fehlte. Heutzutage ist dieses Jericho ganz zu Schutt geworden, die alte Schönheit ganz verschwunden. Auch in Jericho hatte man gehört von der Ankunft des Propheten aus Galiläa, und alles Volk war an die Straße gegangen, um den gefeierten Mann zu sehen, unter ihnen auch ein Zöllner namens Zachäus, der, weil klein von Wuchs, auf einen Maulbeerfeigenbaum gestiegen war, um von obenher Jesus zu schaueu. Und wie nun Jesus des Weges daherkommt, da sieht er den Zöllner da oben sitzen und ruft ihm zu: Bei dir will ich Herberge halten[2]! Ja, alle Leute hätten es sich zur Ehre gemacht, den berühmten Gottesmann aus Galiläa bei sich zu beherbergen. Nun nimmt er Herberge bei einem Zöllner; er geht gerade zu dem Verachtetsten, um der Welt zu zeigen, wie er der Arzt ist, den es am meisten zu den Schwerkranken hinzieht. Welch ein Jubel mag die Seele dieses Zöllners erfüllt haben, als er auf diese Weise von dem gefeierten Gaste ausgezeichnet wurde! Und wie mögen seine Jünger aufs neue die Tiefe jener Worte empfunden haben: Du sollst den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht brechen[3]!

Nun folgt der letzte Reisetag. Es galt von dem tiefgelegenen Jericho hinaufzuwandern zum hochgelegenen Jerusalem. Die Wanderung nimmt sechs bis sieben Stunden in Anspruch. Welch eine mühsame Wanderung durch ein gänzlich ödes Gebirge, an rauhen Felswänden vorbei, über steile Halden, am Rande von Abgründen! Es kann keine

[1] Mark. 10, 46. — [2] Luk. 19, 4. 5. — [3] Matth. 12, 20.

ödere Gebirgswüste geben als diese Wüste, welche sich zwischen dem Jordantal und Jerusalem erstreckt. Die Pilger mußten diese mühsame Wanderung unter glühender Sonne machen; denn, wenn auch die Reise in den Anfang des April fiel, so brennt eben schon in dieser Jahreszeit die Sonne ganz gewaltig in jenem Felsgebirge, wo weder Bäume noch Bäche etwas Kühlung bringen. Ausdrücklich wird uns berichtet, daß Jesus zu Fuß wanderte und erst, als er in Bethanien angelangt war, den Befehl gab, man solle für ihn ein Reittier bestellen[1]. Bethanien ist heute noch ein kleines Dorf, östlich vom Ölberg gelegen. Jesus will auf einem Reittier in Jerusalem einziehen. Warum? Weil der Einzug ein feierlicher sein soll. Er gibt nun gern dem Verlangen seiner Begleiter nach, daß sie ihn mit Frohlocken, mit festlichem Jubel beim Einzug in Jerusalem begrüßen. Warum will er das? Er, der sonst so Bescheidene, so Demütige, der allem Ruhm aus dem Wege gegangen ist, der den Jüngern immer wieder, wenn er irgendeine große Tat vollbracht, gebot: Saget es niemandem! jetzt will er im Triumph in Jerusalem einziehen, allerdings nicht hoch zu Roß — denn das Pferd wäre ein Sinnbild des Krieges gewesen — nein, auf dem Reittier des Friedens, auf einem Esel. Sie sollen ein Reittier bereit machen, auf welchem noch niemand geritten ist, das Füllen einer Eselin; denn nach dem israelitischen Naturgefühl ist ein jedes Tier, das noch niemals für menschlichen Gebrauch in Anspruch genommen worden, ein geweihtes Tier, wie alle Steine, an der noch nie der Menschen Hand gerührt hat, geweihte Steine und die ersten Früchte eines Baumes geweihte Früchte sind. Also auf ein solches geweihtes Tier sollten sie achtgeben und es ihm zuführen. Das ist auch geschehen. Es war allerdings ein sehr ein-

[1] Mark. 11, 1. 2.

facher Triumphzug. An Stelle eines Sattels warfen sie nur ein Gewand über dieses schlichte Reittier. Aber sie breiteten ihre Kleider vor dem Reitenden aus und rissen grüne Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg und riefen ihm zu: Hosianna in den Höhen! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn[1]! Bedenken wir, daß Jesus ganz genau weiß: Er reitet ein in die Stadt, in der er nach wenigen Tagen leiden und sterben muß. Er ist sich über den Ausgang seiner heiligen Sache durchaus klar, er weiß es mit aller Bestimmtheit: Das ist ein feierlicher Einzug zum Tode. Und doch, er reitet wie zum Triumph ein in Jerusalem, er wehrt nicht dem Jubelruf der Seinen, zu denen wir nicht etwa bloß die Zwölf zu rechnen haben, sondern namentlich auch eine ganze Schar edler Frauen, dann Hunderte von andern galiläischen Pilgern, die alle auf dem Wege von seiner Persönlichkeit begeistert worden sind und die miteinander wetteifern, ihn in höchsten Tönen willkommen zu heißen. Ja, es war ein großer Augenblick, als diese Pilgerschar über den Ölberg kam und auf einmal im Abendsonnenglanz die heilige Stadt ihr zu Füßen lag, Jerusalem, eine Stadt, wie es keine zweite auf Erden gibt. Wohl kennen wir ja auch heilige Städte anderer Religionsgemeinschaften: Mekka und Medina für die Muhammedaner, Benares am Ganges für die Hindus; aber keine dieser heiligen Städte hat auch nur von fern die Bedeutung gewonnen, wie Jerusalem. Die Stadt war für ein israelitisches Herz nicht nur der Mittelpunkt größter und heiligster Erinnerungen, sondern auch größter und kühnster Hoffnungen. Nun stehen diese frommen galiläischen Pilger auf der Höhe des Ölberges, und mächtige Rührung ergreift sie beim Anblick der Stadt, Tränen der Freude füllen ihre Augen, und mit der ganzen

[1] Mark. 11, 8. 9.

Begeisterung, deren ihre Seele fähig war, grüßen sie jubelnd das Ziel ihrer Sehnsucht. Sie empfinden etwas wie die Seligkeit einer höhern Heimat im Anschauen der heiligen Stadt. Aber mitten unter den Jubelnden ist Jesus Christus so überaus ernst, so durchaus wehmütig gestimmt. Doch die Wehmut gilt nicht seinem eigenen Leiden und Sterben; denn er spricht mit Tränen in den Augen zu Jerusalem: O, daß du doch erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Nun aber ist es deinen Augen verborgen[1]. Er sieht das furchtbare Geschick voraus, das mit innerer Notwendigkeit über diese Stadt kommen wird, und er weint nicht über sich, sondern über die arme Stadt, die nicht weiß, was ihr zum Frieden dient. Seht da die vollendete selbstlose Liebe, die auch in diesem Augenblick nicht an sich denkt! Wir schauen dieses Bild: Jesus am Ölberg, umgeben von seinen Getreuen, jetzt im Lichte von 1900 Jahren. Die Blicke aller Pilger sind auf Jerusalem gerichtet. Aus den Augen des Herrn spricht tiefste Wehmut, innigstes Erbarmen; aber die seiner Begleiter leuchten von harmloser Freude. Dies Bild hat eine hohe prophetische Bedeutung. Die Jubelnden sind die Vorboten unzähliger Scharen, die einst rufen werden: Hosianna, gepriesen sei, der da kommt, im Namen des Herrn! Aber der Gefeierte ist einer, den der Undank der Menschen zum größten Opfer der Liebe bewegt, den tiefstes Mitleid in den schwersten Tod treibt, der auf alle Lästerungen und Verdammungen unter Tränen antwortet: O daß du doch erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient!

[1] Luk. 19, 41. 42.



XII.

Das jüngste Gericht.

Gott hat, wie der Prediger Salomo verkündet, die Ewigkeit uns ins Herz gelegt[1]; darum können wir nicht anders, wir müssen rückwärts schauend vergangener Zeiten gedenken, wir müssen vorwärts blickend unter Fürchten und Hoffen die Gestalt der Zukunft erwägen. Wenn Erinnerung an entschwundenes Glück das Leid der Gegenwart vermehrt, so erweist sich dafür die Hoffnung als eine große Trösterin. Ist sie auf die Gewißheit gegründet, daß ewige Weisheit die Welten lenkt, dann gilt ihr immer noch das Wort: Die da hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde werden[2]. In der glutheißen Wüste vor Durst ermattet, sinkt der Wanderer erst zusammen, wenn er nicht mehr hoffen kann. Kein Volk der Erde aber hat so sehr mit allen Fasern seines Wesens der Hoffnung sich hingegeben wie Israel. Seine Religion, einst ein kindlicher Glaube an die Harmonie von Gottergebenheit und Sinnenglück, war längst eine Religion der Hoffnung geworden. Die größten Taten Gottes erwartete es erst in kommenden Zeiten; dann werden all die schweren, dunkeln Rätsel sich lösen, dann werden die frommen Seelen gesättigt werden. Da aber für israelitische Frömmigkeit Gott vor allem der gerechte Richter ist, so geht der seligen Endzeit ein furchtbares Strafgericht über

---

[1] Pred. 3, 11. — [2] Jes. 40, 31.

alle Gottlosigkeit voraus. Die Frommen Israels waren zur Zeit Jesu ganz von dem Glauben durchdrungen, und Johannes der Täufer hatte sie darin bestärkt, daß sie am Vorabend einer ungeheuren Umwälzung, am Vorabend einer neuen Gotteszeit stehen. Die Welt ist reif für das Gericht. Lange genug hat Gott die finstern Mächte walten lassen, lange genug hat es ausgesehen, als ob kein Gott im Himmel wäre. Dumpf, schwül ist die Luft, fast unerträglich das Leben; aber bald, sehr bald werden die Donner rollen und die Blitze einschlagen, und Gott aller Welt sich als der strenge Richter offenbaren, der endgültig richtet.

Wie hat sich Jesus zu den heiligsten und teuersten Ahnungen seines Volkes gestellt? Das ist gewiß, er konnte und wollte an ihnen nicht vorübergehen. Davon geben uns die Evangelien reichlich Zeugnis, daß seine Blicke sehr viel auf die Zukunft gerichtet waren. Wir wissen, daß er den guten Samen in Hoffnung ausstreute und ein Wachsen des Gottesreiches erwartete.

Aber wie er die Jünger in Geduld auf die Entwicklung der von ihm ausgestreuten Saat hoffen heißt, so drängt er anderseits mit heiliger Ungeduld seine Zuhörer, sich ohne Säumen für den Eintritt ins Gottesreich zu entscheiden. Es gibt im Erdenleben Tage und Stunden des Heils, die nicht wiederkehren, die keine Ewigkeit einholen kann. Wenn ein Mensch von der Geistesmacht Jesu Christi sich nicht rühren läßt, wird er dann von einer geringeren gerührt werden? Wenn er ein langes Leben hindurch zu beten verlernt hat, wird er dann in der Todesstunde noch rasch alle Kraft des Gebetes, allen Mut des Glaubens und der Hoffnung gewinnen? Tausendmal lehrt die schmerzliche Erfahrung: Versäumt, zu spät, keine Rettung mehr möglich. So im äußerlichen, so im geistigen Leben. Allerdings nicht uns steht es zu, unsern Mitmenschen zu verkünden: Zu spät; wir sollen vielmehr hoffen „wider Hoffnung“. Wir

sollen auch noch in elfter Stunde im Namen Jesu die einladen, die bisher auf dem Markte müßig gestanden. Auch im vorgerückten Alter noch kann der Mensch zur Kindesgemeinschaft mit Gott gelangen und für die Sache Gottes zu arbeiten beginnen. Allen Arbeitern im Haushalt des Vaters wird nach dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberg der gleiche Lohn zuteil, voller Friede, selige Freude in Gott. Aber wehe dem Menschen, der meint, es sei immer noch Zeit genug, zu einem Leben des Geistes im Sinne Jesu sich aufzuraffen! Ringet danach, spricht der Meister, einzugehen durch die enge Pforte; denn wenn erst der Hausherr die Türe zugeschlossen hat, und ihr fanget an, draußen an die Türe zu klopfen und zu sagen: Herr, öffne uns, so wird er euch antworten: Ich weiß nicht von euch, woher ihr seid [1]. Jesus will damit sagen: um ins Himmelreich einzudringen, bedarf es größter Demut und heiligster Entschlossenheit zugleich. Bei dem Gleichnis deutete er auf die jetzt noch im Morgenland bestehende Sitte hin, daß bei Sonnenuntergang das große Tor des Hofes geschlossen und nur noch ein in dieses Tor eingefügtes Pförtchen offen gelassen wird. Verspätete müssen froh sein, wenn sie mit vieler Anstrengung durch diese über dem Boden erhöhte enge Pforte hindurchkriechen können. Wer aber nach elf Uhr kommt, findet auch diese Pforte geschlossen. Wohl vernimmt der Wächter das Klopfen; aber er wagt nicht zu öffnen, sondern benachrichtigt den Hausherrn, der die ganz Verspäteten abweist. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein zerknirschter Geist und ein ernster Wille, anders zu werden; aber mit der langmütigen Gnade Gottes dürfen Leichtsinnige kein Spiel treiben.

Wie gern hätte Jesus alle Seelen gerettet, alle Kinder heimgeführt ins Vaterhaus! Darum bekümmert ihn

---

[1] Luk. 13, 24. 25.

tief das Geheimnis, daß viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind, daß so viel des edlen Samens auf den Weg, auf steinigen oder mit jungen Dornen bewachsenen Boden gesät wird und nur etwas davon auf guten Grund fällt. Er weiß, daß er keine Allmacht hat über die Menschenherzen, daß er sie nicht lenken kann wie Wasserbäche. Es liegt eine tiefe Wehmut in dem Geständnis: Wenige finden den Eingang durch die enge Pforte, die zum Leben führt[1]. Das Bild kam ihm vielleicht in Erinnerung an das, was er bei seinen Pilgerreisen in Jerusalem gelegentlich beobachtet hatte. Tausende wanderten auf breit gebahnten Straßen zu den weiten Toren der Stadt; aber wenn die Menge diese durchschritten hatte, mußte sie sich durch sehr enge Gassen durchdrängen, um nach dem Ziel ihrer Sehnsucht, dem Tempelplatze, zu gelangen. Da gab es oft Stauungen, und es brauchte nur der geringste Schrecken unter die Pilger zu fahren, so entstand ein fürchterliches Gedränge, bei dem viele elendiglich ihr Leben einbüßten; darum mahnte Jesus seine Jünger, sie sollten, wenn sie beim Herannahen des Gerichtes über Jerusalem auf dem Dache des Hauses sich befänden, gleich über die Dächer hinweg die Flucht ergreifen. Wiederholt berichtet Josephus von schrecklichen Unglücksfällen, welche in den engen Gassen durch das Gedränge der Menschen verursacht wurden. Aber im Süden der Stadt gab es ein kleines Tor, das Essenertor geheißen, zu dem man auf einem schmalen in den Stein gehauenen Pfade gelangte. Da konnte nur einer hinter dem andern gehen und unmöglich ein Gedränge sich bilden. Von diesem Tore kam man ohne alle Gefährde nach dem Tempelplatze; aber nur wenige Pilger fanden diesen Pfad und dieses Tor. Leben heißt für Jesus, wie wir wissen, ganz daheim sich fühlen bei Gott, die ewige Vaterliebe erfahren. Klingen

---

[1] Matth. 7, 14.

Erinnerungen an die eigne Jugend wieder, wenn er das Weilen auf dem Tempelplatze mit dem „Leben" vergleicht?

Ganz unerwartet werden die Menschen oft vor die Entscheidung für Leben oder Tod gestellt. Rüste sich jeder beizeiten, und werde er nicht müde in Beharrlichkeit! Die klugen Jungfrauen lassen das Öl der Treue, des anhaltenden Glaubens, der nie ermattenden Liebe nicht ausgehen und sind darum in der Mitternachtstunde gerüstet. Die einen Knechte findet der Herr in der Stunde der Entscheidung schlafend, die andern wach. Es zieht durch die Gleichnisse und Sprüche Jesu ein gewaltiger Ernst, ja manchmal jene heilige Angst, wie sie größtem Erbarmen eigen ist. Doch nicht nur im allgemeinen hat Jesus von Entscheidungen, von Gericht, Verdammnis und Seligkeit geredet, er ist noch viel näher auf die Erwartungen seines Volkes eingegangen.

Eines Tages verließ er mit seinen Jüngern den Tempelvorhof. Beim Hinausgehen wiesen sie auf die gewaltigen Steine, aus denen die Umfassungsmauer des Riesentempels aufgebaut war, und sie sprachen zu ihm: Meister, sieh, welche Steine[1]! Einige Quader dieser gewaltigen Mauern sind im Sturm der Zeit noch übriggeblieben, und heute noch setzt es den Wanderer in Erstaunen, wenn er diese Riesenquader anschaut von drei, sechs, neun Meter Länge und entsprechender Breite und Dicke. Heute noch ist er versucht, mit den Jüngern zu sprechen: Sieh, welche Steine! Und der Herr antwortete seinen Jüngern: Von diesen Steinen wird keiner auf dem andern bleiben[2]. Die Jünger, verwundert, fragen: Herr, wann wird dies geschehen[3]? Und nun beginnt der Herr seine große, majestätische Zukunftsrede. Wir dürfen nicht annehmen, daß wir sie in ihrem genauen Wortlaut noch

---

[1] Mark. 13, 1. — [2] Mark. 13, 2. — [3] Mark. 13, 3.

vor uns haben; sondern es liegen unwiderlegliche Beweise vor, daß sie mannigfach überarbeitet worden ist und namentlich Herrenworte, die mehr allgemeinen Sinn hatten, durch die Jünger und ihre Nachfolger eine genauere, greifbarere Fassung erhalten haben[1]. Wohl aber können wir deutlich die Grundgedanken erkennen, welche in dieser Rede enthalten waren. Wir brauchen nur die Berichte der drei ersten Evangelien zusammenzustellen. Jesus verkündete den Jüngern: Für euch wird eine sehr schwere Zeit angehen. Trübsal und Verfolgung aller Art erwarten euch. Ihr werdet vor die Mächtigen der Welt gestellt werden. Es wird ein Haß aller gegen alle entstehen. Der Bruder wird den Bruder dem Tode überliefern und der Vater das Kind, und die Kinder werden gegen die Eltern aufstehen, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Hütet euch vor denen, die aus Falschheit den Namen des Messias sich aneignen! Ja, es werden viele solcher Messiasse aufstehen. Folget ihnen nicht! Laßt euch von ihnen nicht betören, selbst wenn sie Wunder und Zeichen täten! Es soll aber das Evangelium allen Völkern gepredigt werden bis ans Ende der Welt. Zeiten werden kommen, wo ein Volk wider das andere kriegen wird, wo Pest und Hunger und Tod über die Menschen kommen werden, und das wird erst der Anfang der Wehen sein. Und nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond wird seinen Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen. Und dann wird des Menschen Sohn kommen wie ein Blitz, der vom Morgen zum Abend geht, und wird erscheinen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit. Und ich sage euch: Wachet! Denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt. Wahrlich, dieses Geschlecht wird nicht ver-

---

[1] Die Zukunftsreden finden sich Mark. 13. Matth. 24. 25. Luk. 21.

gehen, ehe dieses alles geschieht. Ja, es stehen etliche hier, die den Tod nicht schmecken werden, bis das Reich Gottes kommt in Kraft. Zeit aber und Stunde weiß der Sohn des Menschen nicht, wissen auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein der Vater. Und des Menschen Sohn wird Gericht halten, und er wird die Guten scheiden von den Bösen, die Schafe von den Böcken (oder wie wir besser eigentlich sagen sollten: von den Ziegen), und er wird den Gerechten zurufen: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, denen das Reich von Grundlegung der Welt an bereitet ist! Und zu den Bösen wird er sprechen: Gehet weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Helfern bereitet ist! Und die Gottlosen werden in die ewige Qual gehen, und die Gerechten ins ewige Leben. Das die Grundzüge dieser ernsten, gewaltigen Zukunftsrede.

Nun aber erhebt sich für uns die große Frage: Wie stellen wir uns zu diesem Zukunftsbilde? Können auch wir es uns ohne weiteres zu eigen machen, oder aber erheben sich hier nicht sehr starke Bedenken und tief aufregende Fragen? Jahrhunderte lang haben die Menschen versucht, diese Reden in ihrem strengen Wortsinn aufzufassen, wobei sie freilich den Worten Gewalt antun mußten; denn es heißt ja deutlich: Alles das wird geschehen noch zu Zeiten dieses — mit Jesus Christus lebenden — Geschlechts. Es werden etliche den Tod nicht schmecken, bis das Reich Gottes gekommen sein wird in Kraft. Ja, die ersten Christen haben das Kommen des Menschensohnes in Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels, umgeben von Engelscharen, mit aller Bestimmtheit erwartet. Aber er ist nicht gekommen, der teure Herr und Meister, so wie sie ihn erwartet haben; sie blieben in ihrer Armut und Niedrigkeit. Das erste Geschlecht der Christen starb, ein neues tauchte auf, von der gleichen Hoffnung erfüllt. Das erste

Jahrhundert ging zu Ende, die erste Hälfte des zweiten ebenso, und alles blieb beim alten. Da fingen die Geister an sich zu fragen: Wie steht es denn mit den Zukunftsreden unsers Herrn? Und man begann, sich damit zu trösten, daß man sagte: Vor Gott sind ja tausend Jahre wie ein einziger Tag [1]. Als aber tausend Jahre von Christi Geburt an vorübergegangen waren, da glaubte im Abendland die große Mehrheit der Christen, jetzt werde die gegenwärtige Welt ihren Untergang finden, jetzt werde Christus erscheinen in all seiner Herrlichkeit. Aber das Jahrtausend ging zu Ende, und wir nahen uns bald dem Schlusse eines zweiten Jahrtausends, und die Ordnung der Welt ist dieselbe geblieben. Von den großen Hoffnungen, von den glänzenden Verheißungen, von diesem wunderbaren irdisch-überirdischen Schauspiel hat die Menschheit nichts geschaut. Immer gibt es neue Gläubige, die mit aller Bestimmtheit sagen: Aber jetzt, jetzt wird endlich der Messias kommen, jetzt stehen wir in der Endzeit, jetzt dauert es nur noch kurze Jahre, oder nicht einmal mehr Jahre, sondern Tage, und dann wird auf einmal die ganze große, in den Evangelien verheißene Erwartung sich erfüllen. Und einzelne Vorwitzige, die da meinen, tiefer in die Geheimnisse Gottes eingeweiht zu sein als Christus selbst, wissen immer wieder Tag und Stunde zu berichten, wann die majestätische Weissagung sich verwirklichen wird. Wie wollen wir uns dazu stellen?

Zunächst einmal halten wir uns an dieses Geständnis Jesu: Zeit und Stunde weiß niemand als der Vater. So spricht ja derselbe von Herzen demütige Menschensohn, dem wir immer und immer wieder begegnet sind. Was er uns sonst berichtet, gehört mit zu dem Weltbilde der damaligen morgenländischen Menschheit. Wenn er verkündet, es werde die Sonne ihren Schein verlieren, ehe des Menschen

---

[1] 2. Petri 3, 8.

Sohn kommt, und der Mond in Dunkelheit sich hüllen und die Sterne werden vom Himmel herniederfallen, nicht wahr, da haben wir noch die engbegrenzte Weltkenntnis des Altertums vor uns: Die Sterne sind noch nicht die riesigen Welten, wie wir sie jetzt kennen; nein, Lichter des Himmels, die von diesem festen Himmelsgewölbe, wenn einmal die Naturordnung sich auflöst, auf die Erde hinunterstürzen. Wer streng an den Buchstaben der Reden Jesu sich hält und seine Worte genau so nimmt, wie sie gesagt sind, in der Meinung, daß der Herr ein getreues, sinnlich wahrnehmbares Bild der Zukunft habe zeichnen wollen, der wird bei ernsterem Nachdenken in ein starkes Gedränge kommen. Er wird zugeben müssen, daß die Sterne nicht wie Lampen auf die Erde fallen können; und er wird weiter zugestehen, daß die Weissagungen in wörtlichem Sinne nicht eingetroffen sind, da Jesus nicht schon zu Lebzeiten seiner Jünger, wie er es doch verheißen, mit Macht und Herrlichkeit, von Engelscharen begleitet, wieder auf die Erde zurückgekehrt ist. Wenn aber Jesus in einer so wichtigen Sache sich getäuscht hat, verdient er dann in allem übrigen gleichwohl unbedingtes Vertrauen? Leicht könnte von da aus ein Schatten auf sein lichtes Bild fallen.

Um Klarheit zu gewinnen, wollen wir zunächst eine allgemeine Tatsache uns vergegenwärtigen. Es gibt ein Schauen ewiger Wahrheit, das vor allem durch die Reinheit des Herzens bedingt ist. Volle Freiheit der Welt gegenüber, selbstloses Wohlwollen, feines und tiefes religiöses Gefühl machen das geistige Auge klar und scharf. Selig sind, die reinen Herzens sind; sie werden Gott schauen. Keinem andern war solches Schauen in gleichem Maße gegeben wie Jesus Christus. Wenn er seine Zukunftsgedanken in die Formen und Vorstellungen seines Volkes kleidet, so wird jeder Unbefangene zugeben, daß die Gedanken Jesu nicht mit dem jüdischen Weltbilde stehen und

fallen. Was wir früher schon über seine Worte gesagt haben, gilt auch von seinen Zukunftsreden: Alles Zeitliche ist nur ein Gleichnis für das Ewige, alles Irdische für das Überirdische. Wenn er spricht, so spricht der größte und klarste Geist, der in den Tiefen der Gottheit daheim ist wie kein zweiter; darum liegt über seinen Worten eine geistige Vornehmheit, die wir nie vergessen sollten. Ewigkeitsluft atmet Jesus Christus, und vom Standpunkt der Ewigkeit aus betrachtet er das Endziel alles Lebens. Was in der Zeit durch weite Abstände voneinander geschieden ist, das geht, von der Ewigkeit aus angesehen, in eine einzige Linie zusammen, alle Freude einerseits, alles Leid anderseits. Im zentralen Gebiete des geistigen Lebens kennt Jesus nur zwei Gegensätze: Gottinnigkeit und Gottlosigkeit; sie bedeuten ihm größten Reichtum und größte Armut, höchste Freude und tiefstes Weh, Hochzeitsjubel im strahlenden Licht und hülflose Verlassenheit in äußerster Finsternis. Auf der Heimat in Gott liegt die ewige Morgenfrische eines himmlischen Frühlings; mit der Gottlosigkeit ist eine Glut verbunden, die nie sich mildert. Er, der sich in der Liebe Gottes unausdenkbar selig fühlt, legt nimmer, wie die Schriftgelehrten, einen höchsten Wert auf reichliches Essen und Trinken, auf bunte Kleider, auf sinnliches Behagen. Aber sollte es ihm um Ausmalung sinnlicher Schmerzen zu tun gewesen sein, da er doch nur e i n e n tiefsten Schmerz kennt, den Schmerz der Gottverlassenheit? Sollte er auch nur um eines Haares Breite denen entgegengekommen sein, bei deren frommen Hoffnungen Gott nur Mittel zum Zweck ist, und deren stärkstes Sehnen keineswegs auf unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott sich bezieht? Er weiß, wie oft die Menschen unbewußt ihre Selbstsucht hinter ihrer Frömmigkeit verbergen, und wie wenige begreifen, daß Gott besitzen, das heißt mit ihm durch größte Liebe verbunden sein, der ewige Quell reichster und seligster Freude ist.

Zu diesem Quell aber möchte er die hinführen, die ihm vertrauen wollen, auf daß für ihr innerstes Empfinden Himmel und Erde neu werden. Aber der Weg zur Vollendung ist ein drangvoller Weg. Wie eine Mutter nur unter bangen Schmerzen ein Kind zur Welt bringt, so gehen dem Kommen des Gottesreiches gewaltige Wehen voraus, heiße, schmerzvolle Kämpfe im Leben der Völker wie im Herzen des einzelnen Menschen. Das hat der Meister den Seinen mit größtem Nachdruck verkündet. Gleichwie er aber allen Jubel, den eine Menschenseele unter dem Hauche der Liebe Gottes erfahren mag, in das Bild eines Hochzeitsfestes zusammenfaßt, so alles Leid, das mit der Gottentfremdung verbunden ist, in das Bild eines letzten, jüngsten Gerichtes. Wer dies verstanden hat, begreift auch, daß Jesus sagen konnte: Das Reich Gottes ist schon da, es ist unter euch [1], und hinwieder: Es wird erst kommen, Zeit und Stunde, wenn es anbrechen wird, wissen die Engel im Himmel nicht, weiß auch der Sohn des Menschen nicht [2], und hinwieder: Etliche von euch Jüngern werden den Tod nicht schmecken, bis sie das Reich Gottes haben kommen sehen in Kraft [3]. Tausend Anzeichen verkünden den Tag der Entscheidung, und doch trifft er ungeahnt ein wie ein Dieb in der Nacht. Auf der Warte der Ewigkeit erkennen wir, wie in der Gegenwart des Gottesreiches schon seine Zukunft, im einzelnen Gericht schon das ganze Gericht, in der einzelnen Beseligung schon die ganze Beseligung mitgesetzt ist. Was unten den Blick verwirrt und als unlösbarer Widerspruch sich zeigt, was die Erfahrung vieler Jahrhunderte scheinbar als Irrtum erwiesen hat, das offenbart sich droben als unendlich geistvoller Ausdruck ewiger Wahrheit.

Mit tiefem Schmerze hatte ja Jesus erkannt, daß

---

[1] Luk. 17, 21. — [2] Mark. 13, 32. — [3] Mark. 9, 1.

sein Volk unaufhaltsam dem Abgrund entgegentrieb, daß seine Verbitterung gegen die ganze übrige Menschheit immer stärker wurde, und daß es immer fieberhafter einen gewaltsamen Umsturz aller Dinge erwartete. Er liebt sein Volk mit der ganzen Kraft seines lieberfüllten Herzens; darum muß er seiner wehevollen Zukunft immer wieder gedenken. Wie gern möchte er es retten, aber er kann es nicht. Er leidet die Schmerzen des Jeremias in verstärktem Maße. Jerusalem wird in Trümmer gehen wie in den Tagen jenes Propheten, und das Volk wird sein Vaterland verlieren wie damals. Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten tötest und die steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft hab' ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; aber ihr habt nicht gewollt[1]. Einen Weingarten hatte der allmächtige Herr an die Weingärtner verliehen. Aber als er seine Knechte sandte, um Früchte vom Weingarten zu empfangen, da ergriffen die Weingärtner seine Knechte; den einen schlugen sie, den andern töteten sie, den dritten steinigten sie. Zuletzt sandte der Herr seinen Sohn, und die Weingärtner nahmen den Sohn, stießen ihn zum Weingarten hinaus und töteten ihn[2]. Die Verwandten und Freunde sind zuerst zum Hochzeitsmahl des Königssohnes eingeladen; aber sie bleiben unter nichtigen Vorwänden fern, an ihrer Stelle füllt geringes fremdes Volk den Hochzeitssaal. Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten die Letzten[3]. Denselben Sinn möchten wir dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus beilegen[4]. Während Jesus gewöhnlich seine Gleichnisse aus der Natur oder dem täglichen Leben der Menschen nimmt, hat er diesmal ein Gleichnis aus der religiösen Vorstellungswelt seines Volkes entlehnt. Ein reicher Mann kleidete sich in

[1] Matth. 23, 37. — [2] Matth. 21, 33-43. — [3] Matth. 22, 1-14. 20, 16. [4] Luk. 16, 19-31.

Purpur und feine Leinwand und freute sich glänzend Tag um Tag seines Lebens. Er wollte also den Himmel schon auf Erden genießen; denn nach der Lehre der Rabbiner wird der Selige im Paradies mit acht herrlichen Gewändern bekleidet, und er ißt Honig und feine Baumfrüchte im Überfluß. Ein Armer aber, namens Lazarus, lag vor dem Tore des Reichen, mit Geschwüren behaftet, und hätte sich gern gesättigt am Abfall vom Tische des Reichen; selbst die Hunde kamen herbei und leckten seine Geschwüre. Da geschah es, daß der Arme starb und von den Engeln in Abrahams Schoß getragen wurde. Es starb aber auch der Reiche und kam in die Unterwelt und erlitt da große Pein. Wie er aufschaute, sah er Abraham von fern und Lazarus ihm zur Seite. Und er rief: Vater Abraham, erbarme dich meiner und schicke Lazarus, daß er die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und mir die Zunge kühle! Abraham aber sagte: Kind, gedenke, daß du dein Gutes abbekommen hast in deinem Leben und ebenso Lazarus das Böse. Jetzt aber wird er getröstet; du aber erleidest Pein. Spätere Rabbiner lehrten milder, daß die Tränen der Gerechten die Glut derer kühlen, die in der Hölle schmachten. Würden wir — was gewöhnlich geschieht — diese Erzählung nicht als ein Gleichnis nehmen, so müßten wir sie als eine Belehrung auffassen, die Jesus uns geben wollte über unser Schicksal im Jenseits. Dann würde sie freilich mit einem Wort des Talmud übereinstimmen, wo es einmal heißt: Im Jenseits wird das, was jetzt unten ist, oben sein, und das, was jetzt oben ist, wird unten sein. Also, wer es hier gut gehabt hat im Leben, der muß im Jenseits große Qual erdulden, und wer hier arm und geplagt ist, der soll sich damit trösten, daß er einst in Abrahams Schoß kommt, das heißt, aller Freude des Paradieses teilhaftig wird. Kann das, frage ich, der Sinn sein, den Jesus Christus diesen Worten geben will? Es

wird nicht etwa behauptet, daß dieser Reiche ein schlechter Mann gewesen sei, sondern nur, daß er sich's habe nach Kräften wohl sein lassen. Und vom armen Lazarus wird auch keine Silbe gesagt, daß er besonders fromm, sondern nur, daß er ein armer, kranker Mann gewesen sei. Wie oft kann man in morgenländischen Städten das Bild, soweit es der Erde angehört, beobachten! Der reiche Mann des Ostens kleidet sich gern Tag um Tag in kostbares Gewand und hält abends mit seinen Gästen reichliches Gelage. Vor dem Tore seines Hauses lagern sich Krüppel, Blinde, Aussätzige, deren Wunden die halbwilden Hunde lecken. Die geladenen Gäste werfen vor dem Eintritt ins Haus diesen Unglücklichen Gaben zu, und die Diener bringen ihnen später allerlei Abhub von der Tafel. Beim Hinblick auf die scharfen Gegensätze genießt der Morgenländer Glück und Glanz mit erhöhtem Behagen. So ist es doch nicht, daß Jesus etwa hätte sagen wollen: Der reiche Mensch ist als solcher zur Hölle verurteilt, und der Arme ist als solcher des ewigen Paradieses würdig. Gewiß, der Reichtum schließt für das zarteste und heiligste Seelenleben große Gefahren in sich; aber auch die Armut ist reich an Versuchungen und Anfechtungen. Darum hat jener Weise des alten Bundes gesprochen: O Gott! gib mir weder Armut noch Reichtum, sondern verleihe mir, soviel ich bedarf[1]! Aber der neutestamentliche Weise, der große Apostel Paulus, hat, wie wir schon erwähnten, gesagt: Ich bin überall und in allen Dingen geübt, sowohl Überfluß zu haben, als Mangel zu leiden; ich vermag alles durch Christus, der mich stärkt[2]. Was ist denn wohl der Sinn des Gleichnisses? Deutlicher mag der Sinn in der ursprünglichen Fassung hervorgetreten sein, noch ehe der Evangelist, dem die Armut als ein besonders begehrenswerter Stand er-

---

[1] Sprüche 30, 8. — [2] Phil. 4, 11-13.

schien, die Erzählung überarbeitet hatte. Der reiche Mann ist nach unserer Auffassung ein Sinnbild für das jüdische Volk, von dem Paulus sagt, daß ihm angehören die Kindschaft, die Herrlichkeit, die Bündnisse, die Gesetzgebung, der Gottesdienst und die Väter, und daß von ihm Christus dem Fleische nach stamme[1]. Im täglichen Gottesdienst vor dem Tempelhaus in Jerusalem sammelte sich die ganze Herrlichkeit der israelitischen Religion, die so reich ist an Erinnerungen und Hoffnungen, an ergreifenden Gebeten und Gesängen, an sinnigen Gebräuchen. Darum kannten fromme Söhne Israels keinen höheren Wunsch, als beständig im Heiligtum weilen, Tag um Tag an der Wonne des Gottesdienstes teilnehmen zu dürfen[2]. Aber nur die Israeliten hatten das Recht, in den innern Vorhof hineinzutreten und die Opferhandlung mitanzuschauen, während die Heiden wie die Hunde[3] draußen bleiben mußten und nur den äußern Vorhof betreten durften. Vor den Toren des innern Vorhofes standen steinerne Tafeln, die mit griechischen Worten den Heiden verkündeten, daß kein Nichtjude wagen solle, weiterzugehen; er würde mit dem Tode bestraft werden. Eine dieser merkwürdigen Verbottafeln, die auch Jesus und seine Jünger gesehen haben, ist vor einigen Jahren in Jerusalem wiederaufgedeckt worden. Nun gab es ernste, heilsbegierige Heiden, die dankbar dafür waren, daß sie bis zum Tor des innern Vorhofes gehen durften. Dort draußen konnten sie nur dann und wann einen Blick hineintun, nur weniges von dem Gottesdienste drinnen sehen, etwa die aufsteigende Opferflamme. Von dem Segensspruch, mit dem der Hohepriester den Opferdienst weihte, war ihnen kaum etwas verständlich; wohl aber mochte sie der feierliche, mächtige Gesang erquicken. Im ganzen empfingen eben diese Heiden draußen vor dem Tor nur einige Bro-

[1] Röm. 9, 4. 5. — [2] Ps. 23, 6. — [3] Offb. 22, 15.

samen von dem Reichtum, der denen drinnen zuteil wurde. Ja, die Israeliten gingen an diesen demütigen Heiden, die sie wie Aussätzige ansahen, stolz vorüber ins Heiligtum hinein. Und nun, was will unser Herr mit dem Gleichnisse sagen? Diese frommen Heiden sind empfänglich für das Reich Gottes, sie werden Kinder Gottes sein und allen Jubel der Kinder Gottes in sich aufnehmen. Der reiche Mann aber, das Volk von Jerusalem, geht einer wehevollen Zukunft entgegen. Wenn einmal Jerusalem wird zerstört werden, wenn das Volk von seinem Vaterlande wird verjagt sein, da wird es in seinem Schmerze die größte Verbitterung gegen die Menschheit zeigen, da wird es von innerer Qual gepeinigt werden und von all der seligen Freude der Kinder Gottes wird das arme, in seinem Schmerz und in seinem Haß aufgehende Volk nichts genießen. Eine unüberschreitbare Kluft wird die Gemeinde der Kinder Gottes von dem seelisch kranken, elenden Volke trennen; denn es will und wird nicht anders werden. In diesem Gleichnis ist eine Weissagung gegeben von dem ungeheuer tragischen Geschicke Israels, das sich im Laufe der Jahrhunderte verwirklicht hat.

Aber sollte der prophetische Blick Jesu nur bis zum Untergange Jerusalems reichen? Was wird denn aus dem Evangelium und der Gemeinde der Kinder Gottes? Was wird aus dem Menschensohn selbst? Menschlich betrachtet, wird er die größte Niederlage erleiden, den furchtbarsten Schmerz, die größte Schmach erdulden; aber er wird von der Erde mit vollendetem Siegesbewußtsein scheiden; er wird sich dessen bis zum letzten Atemzuge bewußt bleiben, daß seine Sache Gottes Sache sei. Wieviel Kämpfe auch die Menschheit noch zu bestehen hat, wieviel Weh und Leid noch über die Erde gehen wird, einst wird er siegen, einst wird er der Menschheit erscheinen in all seiner Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben. Keine Angst der Welt kann

ihm diese Zuversicht rauben. Er hat vor seinen Richtern das denkwürdige, aber oft nicht genug bedachte Wort gesprochen: Von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen auf den Wolken des Himmels[1]. Bedenken wir, das hat er gesagt, wie er als Gebundener vor seinen Richtern stand und sie alle bereit waren, das Todesurteil über ihn auszusprechen. In diesem Augenblick ein Bild der größten Schwäche und Ohnmacht, verkündet er Worte von größter Kühnheit und Majestät. Er ist von der stärksten Gewißheit durchdrungen, daß er gerade als Gekreuzigter den Siegeszug durch die Menschheit antreten wird. Und er hat ihn angetreten, Er ist der Weltenrichter geworden. Denn die Geschichte lehrt uns: Die mächtigsten Staaten der Welt haben sich nicht halten können, wenn sie nichts von der Lebenskraft Jesu Christi in sich besaßen. Wie mächtig war das Römerreich! Aber dieses gewaltige Reich hatte nie ein Herz für seine ärmsten Kinder, und als die Stürme der Völkerwanderung an die Pforten dieses Reiches pochten, da fehlte es an einem Volk von Bauern und Handwerkern, das Vaterlandsliebe genug gehabt hätte, um die Grenzen zu verteidigen. An seiner Sklaverei, der erbarmungslosen, ist das alte Rom zugrunde gegangen. Und wenn wir hinunterschauen durch die Geschichte von einem Jahrhundert zum andern, immer wieder sehen wir: Die größte Macht hat, wenn es nur eine rein materielle Macht ist, keinen Bestand. Staaten werden, Staaten vergehen; eine Macht löst die andere ab, und auch die riesigen Staaten der Gegenwart sind vor dem Zerfall nicht geschützt, wenn sie sich nur auf äußere Machtmittel stützen wollen. Nein, die Erfahrung zeigt, daß nur die Völker sich erhalten, die das Gewissen Jesu Christi zu ihrem Gewissen machen, die nicht

[1] Matth. 26, 64.

einem engen jüdischen Patriotismus huldigen und nicht meinen, die ganze Weltbewegung müsse in Glanz und Glück einer einzigen Nation gipfeln. Völker, die auf eine große Zukunft hoffen wollen, müssen verstehen, ihre eigenen Interessen mit der Wohlfahrt aller übrigen Völker harmonisch zu verbinden und das öffentliche Wohl auf das Fundament der Gerechtigkeit und der Bruderliebe zu gründen. Sie müssen sich der Schwachen und der Geringen annehmen, so daß auch das ärmste Kind des Volkes sein Vaterland als eine wahre, wohltuende Heimat segnen kann. Völker, welche in dieser Weise dem Heiligtum Jesu Christi sich weihen, seine Liebe, seinen Seelenadel auf ihre Fahne schreiben, sie allein dürfen ruhigen und getrosten Mutes vorwärts in die weite Zukunft schauen. Was aber dem Geiste Christi sich nicht fügen will, das muß untergehen, und je länger es sich sträubt, desto wehevoller wird der Untergang sein. Das ist unsere getroste Hoffnung, daß Jesus Christus den letzten und höchsten Sieg in der Weltgeschichte feiern wird. Wir stehen erst in der Morgendämmerung seines großen Triumphtages. Das Jahrhundert, das jetzt aufsteigt, wird noch ganz andere Siege erleben, und, wenn wir um Jahrtausende hinüberfliegen könnten zu den spätesten Geschlechtern, so würden wir innewerden, daß diese noch viel einmütiger Jesus Christus als den preisen, dem sie alles verdanken: eine unsterbliche Jugend, eine nie vergehende Freudigkeit, eine durchdringende Heiligung des Lebens.

Aber wenn wir auch begreifen, wie vom Standpunkte der Ewigkeit aus alles Leid und Weh, das im Laufe der Jahrtausende über die in Sünden verlorene Menschheit gekommen ist und kommen wird, in ein einziges Bild zusammengeht und ebenso alle Siege Jesu Christi, so bleibt uns noch die schwere Frage zu beantworten übrig: Wie stimmen die furchtbar ernsten Worte: Die Bösen werden

in die ewige Strafe gehen, wo ihr Wurm nicht stirbt, ihr Feuer nicht erlischt[1], zu seinem Evangelium von dem unergründlichen Erbarmen Gottes und zu dem eigenen tiefen Mitleid Jesu mit den gesunkenen Menschen? Münden schließlich auch nach seiner Lehre alle Wege Gottes in eine unerbittliche Gerechtigkeit aus? Ist es das letzte Wort göttlicher Offenbarung durch Jesus Christus: Viele sind berufen, wenige auserwählt? Lastet auf der Mehrheit der Menschen Gottes ewiger Zorn? Es scheint so. Die törichten Jungfrauen bleiben vom Hochzeitsmahle ausgeschlossen. Den Ungerechten ruft Christus als Richter zu: Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit geübt habt[2]! Dieses Wort hat dem Maler Michelangelo den Pinsel in die Hand gedrückt zu seinem Gemälde des Weltgerichtes. Mit ergreifender Treue hat er das Entsetzen gemalt, mit dem die Sünder auf dieses Wort hin in den Abgrund der Hölle stürzen. Der feinsinnige Künstler hat Christus als Weltenrichter nicht in der gewohnten Gestalt dargestellt, sondern in der eines römischen Cäsars mit hartem, strengem Gesicht.

Durch Christus ist es uns, wie wir wissen, zur unerschütterlichen Gewißheit geworden, daß jede Menschenseele einen ewigen Wert hat. Er heißt uns auch im Gesunkensten noch die Menschenwürde achten, den Verlorenen nachgehen, die Gebrochenen aufrichten. Sind wir von seinem Geist durchdrungen, dann sind wir traurig über jeden Menschen, der in Sünde untergeht. Eine edle Mutter trauert über ihr krankes Kind; aber sie hat noch tiefere Trauer über ihr verirrtes Kind und schließt es noch inniger in ihr Herz. Wer etwas von der Liebe Christi in sich spürt, kann der eine ewige Freude für wenige sich denken und

---

[1] Matth. 25, 41. Mark. 9, 44. Das Bild schließt sich an die morgenländische Vorstellung an, daß Verwesung oder Verbrennung dem Verstorbenen sehr wehe tue. — [2] Matth. 25, 41.

einen ewigen Schmerz für die ungeheure Mehrheit? Jüdische Einbildungskraft mochte sich ausmalen, wie die Frommen vom Himmel her mit grausem Behagen auf die Verdammten in der Hölle hinuntersehen; nicht also der Mensch, in dessen Herzen die unbegrenzte Liebe Christi mächtig ist. Es ist uns in diesem Erdenleben schon schmerzlich genug, daß es unwiderrufliche Entscheidungen zum Verderben gibt, daß nur wenige zu einem vollen Leben des Geistes im Sinne Christi gelangen. Aber soll das für alle Ewigkeit gelten? Manche Juden zur Zeit Christi hatten die Anschauung: Zur ewigen Freude sind die Gerechten berufen. Alle andern, deren Leben keinen Ewigkeitswert hatte, sterben und gehen mit dem Tode der vollständigen Vernichtung entgegen. Gewiß, das ist ja eine Anschauung, die manches für sich hat. Nur die, welche einen Durst nach Ewigkeit haben, werden auch einmal gesättigt werden, und die, welche nur Durst nach der Zeitlichkeit haben, werden auch mit der Zeit vergehen. Das mag eine jüdische Ansicht gewesen sein, nicht die Ansicht Jesu Christi. Jene Zöllner, jene Sünder, die von der ernsthaften und ehrbaren Gesellschaft der Israeliten ausgestoßen waren, ach, sie hatten wahrlich keinen Ewigkeitswert, sondern sie waren ganz irdischen Leidenschaften und Begierden hingegeben. Aber er, der große Erbarmer, hat diese armen Menschen für ungeschliffene Diamanten gehalten. Sie sehen sehr unscheinbar und wertlos aus; aber es muß nur der rechte Meister kommen, der die Diamanten zu schleifen versteht, und sie werden leuchten in wunderbarem Glanz. Jesus ist dieser Meister gewesen und ist es heute noch. Weil wir etwas von ihm gelernt haben, sind wir mit einem armen Menschenleben nicht so leicht fertig; wir können es nicht so leicht verloren geben, und wir glauben an eine Liebe Gottes, die größer ist als das edelste Mutterherz. Aber wie haben wir dann die schneidend scharfen Worte Jesu Christi zu verstehen? Der

Schlechte als Schlechter, der Lieblose als Liebloser, der Unbarmherzige als Unbarmherziger hat keine Gemeinschaft mit dem Gott der Heiligkeit und der Liebe, und auch nicht mit denen, die im Lichte der göttlichen Liebe wandeln. Die Bösen als Böse sind von Gott ausgeschlossen. Aber wo ist ein Mensch, der durch und durch böse wäre, an dem gar nichts Gutes mehr sich fände? Und wenn nun im Menschen noch etwas Gutes lebendig ist, eine edle Eigenschaft, eine Tugend, noch etwas, das an das heilige Ebenbild Gottes erinnert, wer wird ihn dann verwerfen? Etwa der Heiland? Will er, daß etwas, was göttlichen Wert hat, vernichtet, verdammt, der ewigen Qual überliefert werde? Nein, Gottes Liebe hat keine Grenzen an der kurzen Spanne Zeit, die wir auf Erden zu leben haben. Nein, wenn wir wirklich etwas von der Liebe des ewigen Gottes in unserm Herzen empfinden, dann überantworten wir die, welche friedlos aus der Welt gegangen, dem barmherzigen Gotte selbst. Wir haben dafür allerdings keine ausdrücklichen Weisungen unseres Herrn; aber der Glaube an ein göttliches Erbarmen über Tod und Grab hinaus ist im Wesen des christlichen Gottesbewußtseins begründet. Wenn der Apostel Paulus sagt, daß weder Tod noch Leben, weder Tiefe noch Höhe uns zu scheiden vermögen von der Liebe Gottes in Christus Jesus unserm Herrn[1], wenn er sagt, daß Gott einst sein werde alles in allem[2], wenn ein anderer Apostel schreibt: Gott ist die Liebe[3], so erkennen wir daraus nur, daß schon die Christen der ältesten Zeit an eine göttliche Gnade geglaubt haben, die vor den Pforten der Ewigkeit nicht stillhält. Aber die Fülle ihrer eignen Liebe haben die Apostel von ihrem Herrn empfangen. Im Talmud steht einmal das merkwürdige Wort: Jetzt, wenn eine schlimme Botschaft uns gemeldet wird, sprechen wir: Ge-

---

[1] Röm. 8, 38. 39. — [2] 1. Kor. 15, 28; vgl. Röm. 11, 36. — [3] 1. Joh. 4, 16.

priesen sei Gott, der gerecht richtet! und wenn eine gute Botschaft uns gemeldet wird: Gepriesen sei Gott, der Gute und Gutes Schaffende! Aber einst wird man nur noch eine Botschaft hören, die gute Botschaft: Gepriesen sei Gott, der Gute und Gutes Schaffende! Wir glauben, gerade weil wir das Evangelium Jesu Christi ins Heiligtum unsers Gemütes aufgenommen haben, in höherem Tone sagen zu können: Das letzte Wort wird nicht heißen Verdammnis, Vernichtung, nein, Friede, Versöhnung, Freude, ewiges Leben!

XIII.

Die letzten Abende in Bethanien und Jerusalem.

Wer unbefangen die drei ersten Evangelien liest, der kann darüber gar nicht im Zweifel sein, daß Jesus vom Weltbild seiner Zeit aus geredet hat, daß er in Beziehung auf weltliche, irdische Erkenntnis an die Schranken seiner Zeit gebunden war. Wir suchen bei ihm nicht eine Welterkenntnis, wie die Wissenschaft sie uns bieten kann. Aber wir halten uns an ihn, wenn wir nach dem innersten Wesen des ewigen göttlichen Geistes fragen, wenn wir eine unbedingte Bürgschaft haben wollen für den Glauben, daß die letzten und höchsten Gedanken des Weltenmeisters Gedanken der Weisheit und der Vaterliebe für uns sind. Da, in diesem erhabensten Gebiete geistiger Erfahrung beugen wir uns mit aller Freudigkeit und Dankbarkeit vor seinem Ansehen. Wenn wir Kleines mit Großem oder Großes mit Kleinem vergleichen dürfen, so möchte ich sagen: Den großen Meistern der Kunst gestehen wir auf ihrem Gebiete das größte Ansehen zu; wir beugen uns vor ihrem Urteil und schauen mit verehrungsvollem Vertrauen zu ihnen auf. Unser Verständnis für das Schöne möchten wir durch ihren Geist bilden und erziehen lassen. Aber wir fordern von dem Meister der Töne nicht, daß er uns in Naturwissenschaft belehre, und vom Bildhauer nicht, daß er in allen Gebieten des geschichtlichen Wissens daheim sei. Nein, wir wünschen von ihnen nur, daß sie das ewig Schöne in

ihren Werken uns offenbaren. So verlangen wir von dem, der uns den innersten Trost für Zeit und Ewigkeit geben soll, nur, daß er uns der ewigen Weisheit und Liebe Gottes gewiß mache. Wir sagen weiter: Was Jesus aus dem tiefsten Drang seines Gemütes gesprochen, aus jener Überzeugung, die mit dem innersten Wesen seines Geistes zusammenhängt, das bleibt wahr in alle Ewigkeit, wenn es auch nicht in den Formen zur Entfaltung kommt, die von dem Weltbilde damaliger Zeit gegeben waren. Seine Gedanken sind ewige Gedanken und verwirklichen sich mit Notwendigkeit im Zusammenhang mit dem ewigen Plane, den der allmächtige Gott mit der Menschheit durchführen will.

Wir haben nur einen sehr kurzen und nicht vollständig genügenden Bericht über den gewaltigen Geisteskampf, den Jesus in den Vorhallen des Tempels geführt hat. Er war nach Jerusalem gekommen, um den letzten entscheidenden Kampf zu kämpfen, um im Heiligtum womöglich das Volk für seine großen Gedanken zu begeistern, um das Volk zu entflammen für den Glauben, daß es berufen sei, jetzt, in der Gegenwart, mit Gott einen neuen Bund zu schließen, und als ein Volk von Kindern Gottes eine Weltmission anzutreten zum Segen für die ganze Menschheit. Gerade bei Anlaß des Festes, das die Israeliten an ihren ersten Bund mit Gott und zugleich an den für sie tröstlichsten Erweis seiner Macht erinnerte, wollte Jesus seinem ganzen Volke das Höchste darbieten. Er hatte sich von Anfang an gesagt, daß er in diesem Kampfe unterliegen, daß die bisherigen Mächte ihn niederschlagen werden, und daß er seine kühne Tat mit dem Tode am Kreuze beschließen müsse. Aber diese wehmutsvolle Voraussicht hinderte ihn in keiner Weise, mit aller Wucht und Entschiedenheit, mit aller Kühnheit und allem Schwung das zu sagen, was er seiner Zeit und seinem Volke noch zu sagen hatte.

Er kam in den Tempelvorhof und traf hier die Wechsler

und die Krämer an, die mit dem bekannten Marktlärm des Morgenlandes die heilige Stille, welche an dieser geweihten Stätte walten sollte, verscheucht hatten. Da jagte er ohne weiteres die Krämer fort und die Wechsler zugleich, nicht fragend, ob es von seiten der Priester gestattet sei oder nicht. Diese sind über sein Vorgehen unwillig und fragen ihn: Aus wessen Macht hast du das getan? Und er antwortet ganz einfach: Saget mir zuerst, aus welcher Macht hat Johannes der Täufer Buße gepredigt? Er tritt also auf wie einer, der im Namen des allmächtigen Gottes dasteht und nicht erst die irdischen Machthaber fragen muß: Darf ich das tun oder nicht[1]? Und nun erhebt er die gewaltigen Anklagen gegen die geistigen Führer seines Volkes: Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, die ihr der Witwen und Waisen Häuser fresset und zum Scheine lange betet! Wehe euch, die ihr Anis und Kümmel verzehntet, aber die schwereren Gebote, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Treue, außer acht lasset! Wehe euch, die ihr blinde Führer der Blinden seid! Wehe euch, die ihr das Himmelreich den Menschen verschließet und selbst nicht hineingehet und den andern den Eingang dazu wehret! Ja, wehe euch, die ihr saget: Wenn wir zu unserer Väter Zeit gelebt hätten, da hätten wir uns nicht mit dem Blute der Propheten befleckt! Ihr seid die wahren Söhne eurer Väter[2].

Seine Gegner, zu denen in Jerusalem neben den Schriftgelehrten und Pharisäern auch die Sadducäer sich gesellen, legen Jesu allerlei verfängliche Fragen vor: Soll man dem heidnischen Kaiser die Steuer zahlen? Er läßt sich eine Münze bringen und fragt: Was bedeutet dieses Gepräge? Es ist das Bild des Kaisers. Nun denn, so gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist[3]! Die

---

[1] Mark. 11, 15-19. — [2] Matth. 23. — [3] Matth. 22, 17-21.

Sadducäer, welche an keine persönliche Unsterblichkeit glaubten, wollen den Glauben an ein höheres Leben vor ihm lächerlich machen und fragen ihn: Wem wird ein Weib im Jenseits gehören, das auf Erden sieben Männer gehabt hat? Und er antwortete darauf: Im Himmel wird nicht gefreit, noch zur Ehe genommen. Da werden die Menschen sein wie die Engel[1]. Mit andern Worten: Das Leben in der ewigen Heimat wird etwas durchaus anderes sein, als das Leben im Diesseits, und mit ungesalzenem Spott kann man die heilige Ahnung eines höheren, vollendeten Lebens nicht niederschlagen. Das Volk sah mit steigender Bewunderung zu dem geistig gewaltigen Manne auf, nicht zwar, daß es in ihm schon den Messias erkannt hätte; wohl aber wurde es von der Überzeugung durchdrungen: Er redet so kühn, so gewaltig und für die Feinde so niederschmetternd, wie Elias und andere Propheten es getan haben. Und den Mächtigen in Jerusalem wurde es schwüler und schwüler zumute. Sie fanden in ihrem Scharfsinn wohl heraus, daß sie mit ihrer angestammten Macht, mit ihrem überlieferten Glanz neben Jesus nicht bestehen können, daß in ihm eine Geistesmacht ihnen gegenübertrat, vor der sie zusammensinken müssen, wenn sie nicht beizeiten seinen Fortschritten wehren. Darum halten sie Versammlung: Wie können wir den unbequemen Prediger beseitigen? Er ist eine Gefahr für uns. Und sie reden sich ein: Er ist eine Gefahr für die Ruhe des Landes. Hinter ihm steckt ein Empörer, um dessentwillen der römische Oberherr am Ende uns alle ins Elend stürzt. Der Mensch ist so bald bereit, seine eigene Selbstsucht hinter Gründe des allgemeinen Wohles zu verbergen.

Jesus aber ging mit seinen Jüngern in jener Zeit des gewaltigen Geisteskampfes jeden Abend nach Bethanien[2],

---

[1] Matth. 23, 23-33. — [2] Mark. 11, 11. 19. 20.

nach jenem einsamen Dorfe am Ostfuße des Ölberges, drei Viertelstunden östlich von Jerusalem entfernt. In der Abenddämmerung schritt er mit seinen Jüngern in das Kidrontal hinunter, von dort über den Ölberg, um beim Aufleuchten der Sterne in Bethanien einzutreffen. In Bethanien hatte er Herberge im Hause Simons des Aussätzigen[1]. Das muß ein treuer Freund von ihm gewesen sein, der leider aussätzig geworden war und darum sein eigen Haus nicht bewohnen durfte, sondern nach dem Gesetze Israels[2] in einer Hütte abseits sein Lebenfristen mußte. Um so mehr konnte er sein Haus Jesus und seinen Jüngern zur Verfügung stellen. Als eines Morgens Jesus mit seinen Jüngern über den Ölberg schritt, um wiederum nach Jerusalem zu ziehen, traf er am Wege einen Feigenbaum in vollem Blätterschmuck, aber ohne Feigentrieb an, während sonst die Feigenbäume im Anfang des Monats April — also in der Zeit unmittelbar vor dem Passahfeste — noch keine Blätter, wohl aber Ansätze zu Knospen zeigen. Da heißt es: Es hungerte Jesus nach den Früchten des Feigenbaumes, und, als er keine Frucht fand, sagte er: Hinfort esse niemand mehr von diesem Baum! Als den folgenden Tag die Jünger mit ihrem Meister wieder an dem Baum vorbeizogen, war der Feigenbaum verdorrt, und sie sprachen: Siehe, der Baum, den du verflucht hast, der ist verdorrt! Diese Geschichte ist bis auf den heutigen Tag nicht verstanden worden und kann auch nicht verstanden werden, wenn wir nicht einige kleine Züge, die durch Übermalung entstanden sind, aus dem Bilde entfernen. Sie hat begreiflicherweise den Erklärern der Bibel viel Schwierigkeiten bereitet. Es ist doch nicht möglich, sagten sie mit Recht, daß Jesus sich über einen Baum, der keine Früchte trug, geärgert, und aus Ärger darüber ihn verflucht habe; denn

---

[1] Mark. 14, 3. — [2] 3. Mos. 13, 46.

der Baum kann ja nichts dafür, wenn er keine Früchte trägt. Um sich aller Verlegenheit zu entheben, erklärte man die Erzählung einfach als Dichtung, konnte dann aber allerdings nicht befriedigend erklären, aus welchem Grunde ein Späterer diese Geschichte ersonnen und mit den Erinnerungen an Bethanien verwoben habe. Doch wenn wir die wenigen Züge der Übermalung entfernen, so schauen wir einen Vorgang vor uns, der in das Bild jener Tage ganz harmonisch sich einfügt. Als Jesus nämlich diesen Baum erblickte, der zu ganz ungewöhnlicher Zeit den vollen Blätterschmuck entfaltet hatte, da sah er allerdings eifrig danach, ob er auch den entsprechenden Feigenwuchs zeige, und, wie er von Feigen keine Spur entdeckte, sagte er, der erfahrene Beobachter des Pflanzenlebens: Dieser Baum ist ein kranker Baum; das beweist sein unzeitiger Blätterschuß ohne Feigentrieb. Seine Blätterpracht deutet auf sein nahes Ende. In der Tat, am folgenden Morgen war der Baum verdorrt. Wenn aber Jesus nach den Früchten des Baumes hungerte, so war das nicht ein Hungern im gewöhnlichen Sinne; denn wir dürfen doch voraussetzen, daß die Gastfreunde in Bethanien ihn nicht haben ziehen lassen, ohne ihn nach morgenländischer Sitte am Morgen mit einer ganz einfachen Mahlzeit gesättigt zu haben. Diese Mahlzeit bestand sehr wahrscheinlich, wie heutzutage noch, aus frischgebackenem, ungesäuertem Brot, aus saurer Milch, aus Oliven, und vielleicht noch aus einigen in heißer Asche gekochten Eiern. Also hatte Jesus nicht an den Früchten eines Feigenbaumes seinen Hunger zu stillen. Wir wissen aber, wie seinem sinnenden Geiste das Äußere immer wieder ein Abbild des Innern wurde. Damals mußte er Tag und Nacht der Zukunft seines Volkes gedenken, und in den Vorgängen der Natur las er dessen Zukunft. Glich sein Volk nicht dem kranken Baum? Ja, es prangte mit dem Schmucke seiner Erinnerungen und Hoffnungen, seiner Gebete und Gottes-

dienste, aber die entsprechenden Früchte zeigte es nicht, vom Evangelium wollte es nichts wissen. Es wird Israel gehen wie dem kranken Baum: seine Herrlichkeit wird bald verdorren.

Nun kam der letzte Abend, den er in Bethanien zubringen konnte, in Bethanien, diesem welteinsamen Ort, wohin das Geräusch der Hauptstadt nicht drang, wo Jesus mit seinen Freunden ganz ungestört verkehren konnte. Freilich, welch ein Unterschied! Bethanien heißt auf deutsch Armenhausen. Ja, es ist ein ärmliches Dorf gewesen, und reiche Leute hatten sich dort am Rande der Gebirgswüste nicht angesiedelt. Er, der im Triumph in Jerusalem eingezogen war, er, von dem seine Anhänger geglaubt hatten, er werde wie im Sturm ganze Jrusalem für sich gewinnen, er mußte nun doch Abend um Abend in dieses stille, einsame Bethanien zurückkehren. Er wurde nicht von Scharen des Volkes im Triumph begleitet; nur ein Häuflein Jünger folgte ihm über den Ölberg nach dem stillen Bethanien. Wie er nun mit den Jüngern und andern Freunden zu Tische saß, da trat eine Frau mit einer alabasternen Flasche herein. Welch ungewohnte Erscheinung, da im Morgenland die Frauen dem Mahle der Männer fernbleiben. Sie schritt auf Jesus zu, zerbrach den Hals der Flasche und goß köstliches Nardenöl über das Haupt des Meisters. Einige der Jünger murrten: Welch eine Verschwendung! Dreihundert Denare (etwa 180 Mark) ist dieses Öl wert gewesen. Wieviel Gutes hätte man damit den Armen tun können [1]! Jesus merkte ihre Gedanken und sprach: Machet dem Weibe keine Mühe! Die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber nicht allezeit. Sie hat getan, was sie konnte: sie hat meinen Leib gesalbt zum Begräbnis. Wahrlich, wo immer dieses Evangelium in aller Welt wird

[1] Mark. 14, 3-10.

verkündet werden, da wird man auch sagen, was diese Frau an mir getan hat [1]. Ja, welch eine merkwürdige, ungewöhnliche Ehrung! Eine arme Frau hat gespart und gespart, um mit einem Male verschwenderisch ihre Liebe, ihre begeisterte Verehrung dem teuern Herrn zu erweisen. Wir begreifen, daß ängstlich rechnende, kleinlich denkende Menschen eine solche Überschwenglichkeit nicht fassen konnten. So etwas war sonst im Leben ihres Herrn nicht vorgekommen. Er aber ist von dieser Verehrung tief gerührt; denn er weiß, wie er von der Mehrheit seines Volkes wird verachtet und verworfen werden, wie alle Schmach und aller Hohn der Welt sich auf ihn sammeln wird. Vielleicht hätte er in früherer Zeit, inmitten seines Wirkens in Galiläa, diese überschwengliche Verehrung zu groß gefunden; aber jetzt nicht. Er machte sich darauf gefaßt, daß seine Feinde, wenn er einmal am Kreuz sein Leben ausgehaucht habe, ihn wie einen Verbrecher verscharren und seinem Leib gar keine Ehre antun werden. Nun, was dann seinem Leib nicht geschehen wird, das hat diese Frau zum voraus getan. Sie hat ihn „gesalbt zu seinem Begräbnisse". Wir sehen hier zugleich, wie außerordentlich treu dieser Bericht ist; denn wir wissen, daß Jesus doch ein ehrenvolles Begräbnis bekommen hat, daß der Menschheit eine arge Schmach noch zur rechten Stunde erspart geblieben ist. Ihr treuester Freund ist doch nicht ehrlos verscharrt worden, sondern hat ein würdiges Grab erhalten. Aber dort in Bethanien war er auf das Schwerste gefaßt. Merkwürdigerweise berichten uns die drei ältesten Evangelien nicht, wie der Name dieser begeisterten Jüngerin gelautet hat.

Die Jünger haben auch zu dieser Stunde ihren Meister noch nicht vollständig verstanden bis auf einen, und dieser eine war Judas, der Mann von Kariot. Es ist recht be-

---

[1] Mark. 14, 9.

zeichnend, daß es heißt: Von jener Stunde an ging Judas, der Mann von Kariot, weg zu den Hohenpriestern, um mit ihnen über die Auslieferung seines Meisters zu verhandeln [1]. Dem Judas sind mit einem Male die Augen aufgegangen, und er erkennt mit größter Deutlichkeit: Mein Herr und Meister geht einem schmachvollen Tod entgegen, und die, welche mit ihm sind, haben nichts als Schmach und Verfolgung zu erwarten, und mit all den glänzenden Träumen von Ruhm, Macht und Herrlichkeit, mit denen wir uns bisher getragen haben, ist es nichts, gar nichts. Er bildete sich ein, sein Meister habe ihn getäuscht, er habe etwas versprochen, was er nicht halten könne, er habe sich eine Würde angemaßt, die ihm nicht zukomme. Judas war ein scheinbar sehr anhänglicher Jünger gewesen; aber seine Hingebung an Christus, seine Liebe für ihn war von Anfang an eine selbstsüchtige Liebe. Er war scharfsinnig genug, um zu erkennen, daß Jesus der gewaltigste Geist sei, der in Israel lebe, und er hoffte, an dessen Seite zu hohen Ehren zu kommen. Doch wie er nun erkennen mußte, daß alle seine Erdenträume zunichte wurden, und daß er fort und fort in armer Knechtsgestalt zu wandeln habe, da fühlte er sich eben aufs bitterste enttäuscht. Selbstsüchtige Liebe aber, die sich in ihren Erwartungen betrogen glaubt, schlägt bei heißblütigen Menschen in glühenden Haß um. Die Frechheit, mit der Judas, schon ein Verräter, es wagt, am letzten Abend noch inmitten der andern Jünger zu erscheinen, die berechnete Art, wie er mit einem Kuß seinen Herrn und Meister verrät, das alles ist nur zu verstehen aus grenzenlosem Haß, der den Menschen äußerlich kalt, entschlossen, rücksichtslos macht und alle noch so ergreifenden, erschütternden Ermahnungen von ihm abprallen läßt. Wohl hat Jesus die Veränderung in den Zügen dieses

[1] Mark. 14, 10

seines Jüngers erkannt, wohl hat er mit tiefem Kummer gesehen, daß er mit einem Schlag das Vertrauen des Jüngers verloren hat. Der Verrat des Judas gehört gewiß zu den allergrößten Seelenschmerzen, die er in jenen Tagen empfunden.

Nun kommt für Jesus der letzte volle Erdentag, der 14. Nisan, ungefähr unserm 14. April entsprechend. An diesem Tag, heißt es bei Markus [1], sandte Jesus zwei seiner Jünger und sagte zu ihnen: Geht in die Stadt, und es wird euch ein Mann begegnen, der einen Krug mit Wasser trägt; dem folget nach! Und wo er eintritt, da sprecht zu dem Hausherrn: Der Meister läßt dir sagen: Wo ist die Unterkunft für mich, da ich das Passah mit meinen Jüngern esse? Und er wird euch ein großes gepflastertes Oberzimmer weisen, das bereit steht. Und die Jünger gingen aus und kamen in die Stadt und fanden es, wie er ihnen gesagt hatte. Die Stadt war mit Festfeiernden überfüllt, und Jesus konnte es schwerlich darauf ankommen lassen, daß die ausgesandten Jünger, dem ersten besten von den Hunderten, die Wasser vom Gichonquell oder Rogelbrunnen zur Stadt hinauftrugen, folgten. Der Wasserträger, auf den sie hingewiesen wurden, kam ihnen übrigens, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf dem Weg nach Bethanien entgegen, ging also zunächst gar nicht in die Stadt hinauf. Es muß mit dem Manne doch eine besondere Bewandtnis gehabt haben. So sehen wir uns denn zu der Annahme genötigt: Jesus hatte im stillen mit einem Freunde, der in der Stadt ein Haus besaß, eine Verabredung betreff des Mahles getroffen und war mit ihm übereingekommen, daß ein Mann mit einem Wasserkruge den zwei Jüngern entgegengehen solle zum Zeichen, daß der Freund das Oberzimmer für Jesus bereit halte. Wenn Jesus still die nötige Vorbereitung traf, so tat er es, wie uns scheint, damit die

[1] Mark. 14, 12-16.

Feinde, die auf seinen raschen Untergang sannen, ihm die Feier nicht stören. Sehr wahrscheinlich wußten auch die übrigen Jünger erst unmittelbar vor Beginn des Mahles, wo es ihnen bereitet war. Gute Gründe berechtigen uns zu der Vermutung, daß die Eltern des Johannes Markus, deren Haus in der Oberstadt lag, ihren Obersaal eingeräumt hatten. Wie sehr Jesus an der Feier des Passahmahles mit seinen Jüngern gelegen war, bezeugt er nach Lukas selbst mit den Worten: Mich hat sehnlich verlangt, dieses Passah mit euch zu essen[1]. Warum aber, dürfte einer fragen, hat Jesus das Abschiedsmahl mit seinen Jüngern nicht in Bethanien gefeiert? Die Antwort lautet: Wer der Väter Sitte getreu bleiben wollte, mußte das Passahmahl im Weichbilde Jerusalems genießen, und frommem, sinnigem Brauch der Väter wollte Jesus treu bleiben bis zur letzten Stunde.

Heutzutage feiert kein Volk ein Fest, bei dem Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges so innig wie beim einstigen Passahfeste miteinander verschmolzen wäre, und bei dem so sehr wie bei diesem Erinnerungen und Hoffnungen dazu beitragen würden, alles Volk, arm und reich, in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Unsere Nationalfeste sind weltförmig geworden, und es nehmen nur die Glücklichen daran teil. Unsere kirchlichen Feste entbehren mannigfach der engeren Fühlung mit Freude und Leid des Volkes. Am Passahfeste beteiligte sich der Israelit mit allen Fasern seines Wesens, und was er an höherem Leben, das ihn über gemeine Selbstheit erhob, zu eigen besaß, kam hier in Schwingung. Schaute er rückwärts, so gedachte er nicht der glänzenden Zeiten von David und Salomo, sondern der Zeit, da der Allmächtige einen Stamm von Leibeigenen gegen alles menschliche Erwarten zu seinem Volke

[1] Luk. 22, 15.

schuf und ihm die weltgeschichtliche Mission gab, seine Ehre in der Menschheit zu verkünden. Schaute er um sich, so sah er ringsum, wie zu Berg und Tal neu erwachtes Leben von dem unergründlichen Geheimnis dessen zeugte, der Leben und Tod in seinen Händen hält. Dachte er an die Zukunft, so richteten sich seine Blicke aufwärts, und auf dem dunkeln Himmelsgrunde erschien seinem verzückten Blick das goldene Jerusalem, und sein verzücktes Ohr vernahm den Jubelgesang der himmlischen Scharen, für ihn herrlicher als der himmlische Sphärenklang, den griechische Weise zu hören meinten. Um der festlichen Stimmung die höchste Kraft zu geben, verließen die Israeliten, sowie sie nur irgend konnten, Haus und Hof und pilgerten nach Jerusalem zu einer nach Hunderttausenden zählenden Landsgemeinde.

Sobald der letzte Sonnenstrahl am Ölberg verglommen war, wurde von der zahllosen Menge der Festfeiernden die Feier mit dem Gesange eröffnet: Halleluja! Lobet den Namen des Herrn, ihr Knechte! Lobet den Namen des Herrn von nun an bis in Ewigkeit! Lobet den Namen des Herrn vom Aufgang bis zum Niedergang! Ein Gesang, gleichzeitig von ungezählten Tausenden mit Begeisterung während der Abenddämmerung in der reinen Luft der Bergstadt Jerusalem gesungen, muß einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht haben, dem sich auch Jesus und seine Jünger nicht entzogen. Wir ahnen, daß der, welcher bereit ist, mit seinem Tode einen neuen Gottesbund zu besiegeln, im tiefsten Herzensgrunde eine heilige Freude empfindet, welche die furchtbaren Schmerzen wohl zurückdrängen, aber nicht zerstören können.

Nach Vollendung des Gesanges dankte das Haupt der Familie, also jetzt der Herr, für die Gabe des Weinstocks, worauf er einen Becher mit Wasser gemischten Weins herumgehen ließ. Es wird ausdrücklich von den Rabbinern

uns berichtet: Wer nicht trinken mochte, an dem ging der „Kelch" vorüber; er war nicht genötigt zu trinken. Auf eine zweite Danksagung wurde ein zweiter Becher Wein herumgeboten. Man sieht, der Weingenuß war ein beschränkter: Jeder trank einen Zug aus dem Becher und bot dann den Becher seinem Nachbar. Es war ganz ausgeschlossen, daß mit dem Wein irgendwelch unschöner Mißbrauch wäre getrieben worden. Dann segnete der Hausvater das Brot und zerteilte es unter seine Hausgenossen, so daß eben die einzelnen Stücke von einem zum andern geboten wurden. Es ist ungesäuertes Brot, das da genossen wurde (nicht etwa ungesalzenes, wie bei uns viele Leute meinen), das frisch gebacken sehr angenehm schmeckt. Dann wurde eine Art Brei gegessen, in den man das Brot tunkte. Für die nächsten Tischgenossen gab es nur eine Schüssel, so daß vier, fünf, sechs die Hände in die gleiche Schüssel tunkten, um darauf den Brei mit dem Brote zu genießen. Daher eben der Ausdruck, „der mit mir in die Schüssel tunkt", ganz so, wie es auch heute noch im Morgenland gehalten wird, wo man von Löffel, Gabel und Messer nichts weiß. Die Hauptmahlzeit war das Passahlamm, ein einjähriges Lamm, das ganz hatte gebraten werden müssen, weil es eine Art Opferlamm war. Was nach dem Mahle davon übrigblieb, sollte verbrannt und nicht etwa von sorgenden Hausmüttern auf den kommenden Tag verspart werden. Während des Mahles wurden von Zeit zu Zeit Psalmen gesungen, nur solche, die hohe Freude atmeten.

Welch starken Gegensatz bildeten diese Lieder zu den ernsten, von tiefer Wehmut, von heiligem Bangen durchhauchten Worten, die Jesus an seine Jünger richtete. Noch in diesen letzten Stunden stritten sie sich darüber, wer unter ihnen der Größte sei. Mit Ausnahme des Judas trugen sie sich immer noch mit großen sinnlichen Hoffnungen, ob-

gleich sie, wie das Beispiel des Petrus zeigt, durch rein geistige, beseligende Erfahrung zum Glauben an die Messiaswürde ihres Herrn gelangt waren. Sie vermochten nicht sich vorzustellen, daß sie vor einer furchtbaren Katastrophe ständen. Er mußte ihnen ankündigen: Ihr werdet diese Nacht euch alle an mir ärgern. Ihr werdet sein wie Schafe, deren Hirt ist geschlagen worden, und die Schafe werden sich zerstreuen [1]. Petrus beteuerte: Wenn alle sich an dir ärgern, so will ich mich nicht an dir ärgern. Und Jesus mußte ihm antworten: Petrus! Ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen [2]. Nur Judas mag inzwischen fortgeschlichen sein, Judas, den Jesus nicht genannt, aber auf den er gleich am Anfang des Mahles hingewiesen hatte mit den Worten: Einer aus euch wird mich verraten. Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht; doch weh dem Menschen, durch den des Menschen Sohn in der Menschen Hände überliefert wird [3]! Das waren furchtbar ernste Worte; sie haben aber Judas nicht zur Besinnung gebracht. Über der ganzen Passahfeier lag sonst der Geist der Treue. Gott ist getreu; die Seinen halten treu zu ihm und zueinander. In diesem Sinne feiert Israel dies Fest. Wie hätte es dem Treuesten der Treuen, der den Seinen das höchste Vertrauen geschenkt hatte, wohl getan, wenn die Treue mit ihrem goldenen Glanz die letzten gemeinsamen Stunden verklärt hätte! Aber nun weiß er, daß einer der Jünger ihn verraten, ein anderer ihn verleugnen wird, daß alle ihn verlassen werden, weil sie sein Leiden und Sterben nicht begreifen können. Wie häufen sich für ihn Seelenschmerzen auf Seelenschmerzen! Wie erfaßt ihn eine heilige Angst, daß die an ihm irre werden, denen er doch sein heiliges Werk anvertrauen muß! Da greift er im Augenblick größter

---

[1] Mark. 14, 27. — [2] Mark. 14, 29. 30. — [3] Mark. 14, 21.

innerer Erregung zu einem letzten Mittel, zu einem Zeichen, um ihnen die Gewißheit von der erlösenden Macht seines Todes ins Herz zu pflanzen. Denn der Morgenländer ist für Zeichen viel empfänglicher als wir Abendländer; Zeichen wirken auf ihn mächtiger als Worte. Darum haben schon die Propheten so oft Zeichen gebraucht. Wir hören von einem Propheten, daß er sich von einem andern wund schlagen ließ, um damit anzudeuten, daß das Volk Israel wund geschlagen werde[1]. Der Prophet Jeremias erzählt, daß er im Angesichte der Vornehmsten seines Volkes einen großen, irdenen Krug zerschmettert habe, zum Zeichen, daß Jerusalem das gleiche Schicksal bestimmt sei[2]. Wir hören von dem Propheten Agabus, der zur Zeit des Apostels Paulus lebte, daß er den Gürtel des Paulus nahm und mit diesem Gürtel seine Hände, nachher seine Füße band und sprach: So wird der gebunden werden, dem dieser Gürtel gehört[3]. Wir verstehen daher, warum Jesus in letzter Stunde noch zu einem Zeichen gegriffen hat, um das Heiligtum zu retten, das er von der Schwachheit und Beschränktheit der Jünger aufs äußerste bedroht sah. Als sein letztes Vermächtnis will er ihnen möglichst eindringend die Überzeugung beibringen, daß sein Leiden und Sterben notwendig zu seinem Werke gehöre. Er will durch selbstlose Liebe die arme Menschheit emporziehen zum Licht. Größere Liebe hat niemand, als daß einer sein Leben läßt für seine Freunde[4]. Er will, daß sie erkennen, wie in ihm jene Ahnung vom leidenden Knechte Gottes sich erfüllt, wie in ihm das prophetische Wort seine volle Bestätigung findet: Um unserer Missetaten willen ist er verwundet, und um unserer Roheit willen zerschlagen worden. Die Strafe lag auf ihm, damit wir Frieden hätten, und durch seine Wunden wurden wir gesund[5]. Sie sollten aufs

[1] 1. Kön. 20, 37-43. — [2] Jer. 19, 1. 10. — [3] Apg. 21, 11. — [4] Joh. 15, 13. — [5] Jes. 53, 5.

eindringlichste erkennen, daß es ein heiliges Leiden und Sterben gibt, in dem sich die größte Kraft eines großen Herzens zum Segen der Menschheit kundtut. Um den stärksten Eindruck auf die Jünger zu machen, nimmt er am Schlusse des Mahles noch einmal Brot, betet die Dankesworte, die der israelitische Hausvater jedesmal vor der Verteilung des Brotes an die Seinen zu beten pflegte, und reicht sodann den Jüngern das Brot mit den Worten: Nehmet! Esset! Dies mein Leib [1]! Der Zusatz: Das tut, meiner zu gedenken! steht bei Markus, dem ältesten Evangelisten, nicht. Hernach ergreift er den Kelch, betet das in Israel gewohnte Dankgebet und reicht den Jüngern den Kelch, sprechend: Trinket aus diesem alle! Denn das mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das vergossen wird zur Vergebung der Sünden für viele [2]. Das sind die großen, denkwürdigen Worte, die er am Schlusse jenes Mahles gesprochen. Er hat nicht gesagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut", weil ein solches Zeitwort „sein" der Sprache fehlt, die Jesus mit seinen Jüngern geredet hat. Was sollen seine kurzen, gedrängten Worte bedeuten? Ja, wenn es nicht heißen würde: Esset! Trinket! dann wäre ja das Verständnis leicht; dann könnte man sagen: Wenn Jesus das Brot bricht, so soll das ein Zeichen sein, daß sein Leib bald gebrochen werde; wenn der rote Wein in den Becher gegossen wird, so soll das ein Zeichen sein, daß sein Blut bald vergossen werde. Wir könnten auch, wenn diese ganze ergreifende Erzählung in der griechischen Welt vorgekommen wäre, die Sache leichter erklären; denn den Griechen war es seit alter Zeit ein vertrauter Gedanke, daß, wenn man ein geweihtes Opfertier mit Fleisch und Blut genieße, die Gottheit selber in den Menschen eingehe. Also könnte man denken, Jesus habe mit diesem Zeichen angedeutet, die Jünger sollten

[1] Mark. 14, 22. — [2] Matth. 26, 27. 28.

fortan ihn selber unter den Sinnbildern des Brotes und Weines in sich aufnehmen. Aber wir sind eben nicht in Griechenland; wir sind in Jerusalem, wo solche Gedanken durchaus fern liegen. Der Jude hatte einen tiefen Abscheu gegen Blutgenuß, so daß der Gedanke, Blut zu genießen, auch nur sinnbildlich ausgesprochen, ihm Schauer und Entsetzen verursacht hätte. Es konnte also Jesus in einem jüdischen Kreise — und Juden waren ja alle seine Jünger — auch von einem sinnbildlichen, gleichnisartigen Blutgenuß durchaus nicht sprechen. Das hätten seine Jünger nicht verstanden, das hätte nur ein schmerzliches Befremden in ihnen erregt. Und doch hatte er gesagt: Nehmet! Esset! und Nehmet! Trinket! Was sollen denn diese Worte bedeuten? Das Bild geht vom Geschmacksinn aus. Man kann eine Speise sehen, betasten; aber ihre Wesenheit empfindet man am eindringlichsten, wenn man sie mit der Zunge prüft. So wird „schmecken" ein Ausdruck für die eindringlichste Wahrnehmung; darum heißt es in einem Psalm: Schmecket, wie freundlich der Herr ist[1]! Christus spricht also zu den Jüngern: Esset, trinket, das heißt: Spüret es durch und durch, daß ich mein Leben hingebe zum Heil für die Menschen. Wie ihr die Wesenheit des Brotes erst ganz fühlt, wenn ihr es eßt, und die Wesenheit des Weines, wenn ihr ihn trinkt, so empfindet es mit der stärksten Gewißheit, daß mein Leiden eine Tat ist, meine letzte große Tat zur Rettung der Seelen, zur Bürgschaft der Gnade Gottes. Wahrlich, wenn die Christenheit die Weisheit gehabt hätte, einfach sich in jene große, weihevolle Stunde zu versenken und die Worte Jesu Christi in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu erfassen, so hätte sie unendlich mehr gewonnen, als durch alle die kühnen philosophischen Spekulationen, die spätere Geschlechter an

---

[1] Ps. 34, 9.

jene Feier angeknüpft haben. Der geschichtliche Christus ist auch in diesen letzten Stunden seines Lebens für uns wohltuender, erhebender, tröstender als alle Ausschmückungen, womit man einst glaubte den Glanz seiner Herrlichkeit verstärken zu können. Die Jünger haben das Brot gekostet, den Wein getrunken. Sie wagen keinen Widerspruch; aber sie sind noch nicht überzeugt. Doch als wenige Tage später nach furchtbarsten Erschütterungen ihre Seele das Gleichgewicht wiederfand, da haben sie den Sinn seiner Worte verstanden, da ist es ihnen klar geworden, daß er ihnen sagen wollte: Wer die Welt retten will, der muß zeigen können, daß ihm das Erbarmen für die Menschen höher steht als sein eigen Leben, daß durch ein solches Opfer der Bann der Sünde kann gebrochen werden, und daß es durch Leiden und Sterben zum höchsten Siege geht[1].

---

[1] Luk. 24, 25-27. Apg. 8, 32-35.

XIV.

Gethsemane und Golgotha.

Mit höchst weihevollen Worten und Zeichen hatte Jesus die Abschiedsfeier geschlossen. Wie wir teure Menschen zuletzt gesehen, so bleiben sie uns am deutlichsten in Erinnerung. Wenn nun vollends die letzten Stunden alles Große und Heilige nochmals wie in einen Brennpunkt zusammenfassen, liegt auf solchen Stunden für die treuen Seelen ein Glanz, der verklärend und tröstend bis ans Ende ihres eigenen Erdentages ihnen leuchtet. Es blieb den Jüngern für immer mächtiges Bedürfnis, die Abschiedsstunden wieder und wieder zu durchleben, die letzten Worte und Zeichen des Meisters zu wiederholen und, von Heimweh und Begeisterung erfüllt, seiner unsichtbaren Gegenwart innezuwerden. Sie schauten in ernster Abendversammlung seine verklärte Gestalt, sie vernahmen seinen Friedensgruß, sie spürten seines Geistes Hauch. So wurde ihnen die Gedächtnisfeier jener letzten Stunden zu einem Siegel für ihre unsterbliche Gemeinschaft mit ihrem Herrn und Meister, dem sie einst im schwersten Augenblicke nur zögernd geglaubt hatten.

Nachdem die Jünger Brot und Wein genossen hatten, erhoben sie sich von ihren Sitzen und sangen stehend den Lobgesang, der mit den Worten endigte: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewig [1]. Es mag wohl durch ihre Freudenklänge ein leiser Klang der

[1] Ps. 136, 1.

Wehmut gezogen sein. Und der Herr hat mit ihnen gesungen voll Himmelsseligkeit und Erdentrauer. Wahrlich, er hat etwas Rührendes und Erhebendes, dieser letzte gemeinsame Gesang des Meisters und seiner Jünger, dieser gemeinsame Jubelgesang, der klar und voll in die dunkle, reine Nacht hinaus erklang. Nur noch wenige Stunden, und der heilige Mund ist nach furchtbarsten Schmerzen verstummt, und ehe die Sterne wieder am Himmel aufziehen, heißt es: „Ach, endlich, Dulder, findest du ein stilles Grab zu deiner Ruh', das nach der Not, die dich gedrückt, mit süßem Schlummer dich erquickt." Wiederum treu an der Väter Sitte sich anschließend, wollte Jesus nach der Feier das Weichbild Jerusalems nicht verlassen; denn die Sitte erheischte es, daß, wer in Jerusalem das Passahmahl gefeiert hatte, bis zum nächsten Tage nicht über das Weichbild Jerusalems hinausging. Darum wanderte er nicht in später Nacht nach Bethanien; nein, er ging nur hinunter in das Kidrontal, um dort in einem Garten voll Ölbäume die letzten Stunden dieser Nacht zu durchwachen. An Schlaf war ja in der Tat nicht zu denken, sondern nur an die Vorbereitung für all das ungeheuer Schwere, das nun von Stunde zu Stunde auf ihn eindrängen sollte. Jesus und seine Jünger gingen den Abhang des Zionshügels hinunter nach dem trockenen Bache Kidron, überschritten ihn und kamen in das Gut Gethsemane („Ölkelter"). Da sagte er zu ihnen, sie sollten hier ein wenig ruhen, und nahm dann die drei vertrautesten Jünger, wie dort auf dem Berge der Verklärung, Johannes, Jakobus, Petrus, mit sich, daß sie bei ihm seien in den unendlich bangen Augenblicken, die nun folgten. Er sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt um und um bis in den Tod. Bleibet hier und wachet[1]! Und er ging von ihnen eine kleine Strecke weg, fiel auf

---

[1] Mark. 14, 34.

die Erde nach morgenländischer Sitte des Gebetes und betete: Abba, wenn es möglich ist, laß den Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst[1]. Und er ging hin, um zu sehen, ob die drei Freunde wachen. Allein es heißt: Sie schliefen vor Traurigkeit[2]. Das haben wir nicht als einen eigentlichen Schlaf zu deuten, sondern es hatte sich ihrer jene eigentümliche Lähmung des inneren Menschen bemächtigt, wie sie sich bei der Ahnung naher furchtbarer Ereignisse oftmals einstellt. Sie fühlten, es müsse etwas Furchtbares kommen; aber sie konnten, sie wollten nicht daran glauben; darum waren sie wie gelähmt. Sie hörten alles, sie sahen alles mit der allergrößten Deutlichkeit, aber sie vermochten sich nicht aufzuraffen und mit dem Herrn zu beten, oder wenigstens ihm zuzuhören, wie dort auf dem Berge der Verklärung. So ging er denn wieder hin und betete zum zweiten Male dieselben Worte. Nachher findet er sie wiederum schlafend, und er spricht: Simon, vermagst du nicht eine einzige Stunde mit mir zu wachen? Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet! Der Geist ist zwar geneigt, aber das Fleisch ist schwach[3]. Und er betete zum dritten Male dieselben Worte. Hernach sah er wiederum die Jünger vom Schlafe beschwert und sprach: Nun schlafet, was übrig ist[4]! Doch siehe, von Jerusalem herab kam eine Schar mit Stangen und mit Schwertern, die Knechte der Hohenpriester mit Judas an der Spitze, um Jesus gefangenzunehmen.

Man hat oftmals schon gesagt, es sei doch zu bedauern, daß Jesus in Gethsemane so außerordentlich aufgeregt gewesen sei, daß er, wie Lukas berichtet[5], Schweißtropfen der Angst vergossen habe, ja, um und um betrübt gewesen sei bis in den Tod. Da habe doch Sokrates, der berühmte athenische Weise, größere Fassung gezeigt, in heiteren Gesprächen

---

[1] Mark. 14, 36. Matth. 26, 26. — [2] Luk. 22, 45. — [3] Mark. 14, 37. 38.
[4] Matth. 26, 45. — [5] Luk. 22, 44.

seinen Tod erwartet, ja er habe noch in solchen Gesprächen ausgeharrt, als schon der Becher des Schierlingsgiftes seine Wirkung an ihm zu zeigen begonnen. Wie hätten doch Tausende der Nachfolger Jesu Christi mit aller Fassung ihren Tod erwartet! Sie seien mit Jubel den schwersten Martern entgegengegangen, während der Meister angefangen habe, heftig zu zittern und zu zagen. Darauf antworten wir: Wir können dem allmächtigen Gott nicht genug dafür danken, daß die Jünger soweit wach geblieben sind, um mit rührender Treue diesen ergreifenden Vorgang uns mitzuteilen. Nein, das ist nicht das Größte, unwahr den Schmerz nicht als Schmerz gelten zu lassen. Wir sollen vielmehr von Jesus lernen, Schmerz als Schmerz und Angst als Angst empfinden. Dafür hat Gott uns den Schmerz und die Angst gesendet. Wir sollen in ihnen nicht untergehen; aber sie sollen bis ins Innerste der Seele hinein uns durchzittern. Darum haben wir mit Jesus ein heiliges Recht, unter Schmerzen zu klagen und unserer Trauer in heißen Tränen freien Lauf zu lassen, ja in bängsten Augenblicken zu seufzen: Meine Seele ist betrübt um und um bis in den Tod. Wir sehen hier die bewunderungswürdige Gesundheit und Natürlichkeit des frömmsten Herzens, das je in der Welt geschlagen hat. Wir wollen keine Stoiker sein, die den Schmerz verachten, die keinen höheren Wahlspruch haben als: Leide, ohne zu klagen! Denn sobald wir uns an diesen Wahlspruch halten, werden wir stumpf und fühllos auch den Leiden unserer Brüder und Schwestern gegenüber und rühren keine Hand, die brennenden Wunden zu heilen und die Zusammengesunkenen wiederaufzurichten. Und würden wir die ganze wunderbare Herrlichkeit des Gebetes kennen ohne die Angst und das Bangen des Gottessohnes in Gethsemane? Gewiß haben die Menschen im tiefen Gefühl ihrer Ohnmacht und im vollen Vertrauen auf den allmächtigen Erbarmer von

Uranfang gebetet; aber was es heißt: beten im Geist und in der Wahrheit, das hat die Menschheit in vollem Maße doch erst von dem Beter in Gethsemane gelernt. Wie zeigt er uns so ergreifend, daß, wer wirksam beten will, mit einfachen Worten betet und die gleichen Worte je nach der Stimmung der Seele wiederholt! Wie lehrt er uns so überzeugend: Das höchste Ziel des wahren Gebetes besteht nicht in der Erfüllung unserer Erdenwünsche, so berechtigt sie uns auch erscheinen mögen, sondern vielmehr darin, daß wir mitten im Zusammensturz alles Erdenglückes, aller Erdenherrlichkeit, mitten im Triumph aller dunkeln, grausamen Mächte das Vaterantlitz Gottes schauen. Jesus weiß ganz gut, wer alles zu seinem Leiden und Sterben mitwirkt, er kennt den Verräter, er kennt die Obern des Volkes, er kennt die Kriegsknechte und den Pilatus; er kennt alle diese feindlichen Gewalten und nimmt doch sein Leiden an aus seines Vaters Hand, und er braucht absichtlich den Ausdruck Abba, d. i. lieber, gütiger Vater. Wie innig, wie vertrauensvoll lauten die Worte: Abba, wenn es möglich ist, laß den Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst! Es gibt Zweifler, die alles bezweifeln, die auch die Echtheit des Gebetes in Gethsemane bezweifelt haben. Aber spricht nicht schon die Form des Gebetes für seine Echtheit? Woher kommt das Bild von dem Kelche, der vorübergehen soll? Gewiß jeder Unbefangene wird zugestehen: Bei diesem Bilde wirkt die Erinnerung an das soeben gefeierte Passahmahl nach, wo der Kelch, der von Zeit zu Zeit herumgeboten wurde, an dem einen und andern vorüberging. Der Beter bleibt sich dessen wohl bewußt: Schmerzen müssen erlitten, Leidenskelche müssen getrunken werden; das ist Gottes Ordnung. Aber das Leben bebt vor seinem Gegensatz zurück, und in Gethsemane betet kein Lebensmüder; darum bittet er: Wenn es möglich ist, daß mein Werk vollendet werde, ohne daß

ich am Kreuze sterben muß, dann laß dieses Leiden an mir vorübergehen! Er weiß, daß es nicht sein kann. Aber er will die Antwort nochmals vom Vater empfangen. Wir begreifen so sehr seine Angst und Aufregung. Die Schauer der Mitternacht rauschen durch die Ölbäume von Gethsemane. Es ist die ganze Kühle der orientalischen Nacht auf die Erde gekommen. Einsam und verlassen ist dieser Beter; denn auch seine drei treuesten Freunde verstehen ihn nicht und wollen ihm nicht helfen. Und in der Einsamkeit der Mitternacht, da stellen sich all die furchtbaren Leiden, die ihn erwarten, mit größter Deutlichkeit vor seine Seele. Sein Leben ist nicht nur ein reines, heiliges, sondern auch ein unendlich freudiges Leben gewesen, weil in beständiger Harmonie mit dem Urquell alles Guten. Dieses Leben hinzugeben mitten in seiner schönsten und besten Kraft, das ist ein großer und gewaltiger Schmerz. Er, der die Menschen so unendlich liebhatte, wie empfindet er es mit tiefem Weh, daß nun der ganze Haß der Menschheit sich gegen ihn wenden wird; er, der so gern gesegnet, wie qualvoll ist es ihm, daß er nun soll verflucht werden; er, der die ganze Menschheit zu einem Bruderbund vereinigen wollte, wie tut es ihm weh, daß er ohne Freunde sterben soll! So hat er alle Leiden zum voraus mit aller Macht in sich erlebt und empfunden. Ja, wir begreifen seine Aufregung. Aber er hat sich gestärkt: Das Gebet hat ihm all den Heldenmut und all die Ruhe gegeben, deren er bedurfte; darum sieht er mit ganzer Fassung die Feinde daherkommen, die ihn gefangennehmen wollen.

Wie nun diese Feinde ihm nahen, schreitet der Jünger Judas voraus und grüßt den Herrn mit einem Kuß. Sein Herr hatte nur die eine Antwort für ihn: Judas, verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kusse? Auch diesen Schmerz tust du mir noch an[1]! Das Wort muß doch

---

[1] Luk. 22, 48.

einen tiefen Eindruck im Herzen dieses verirrten Jüngers zurückgelassen haben; denn anders sieht eine ruchlose Tat aus, wenn sie getan ist, als ehe sie getan war. Judas endete, wie die übereinstimmende evangelische Überlieferung berichtet, in Verzweiflung. Den Knechten aber, die da ausgezogen waren, um Jesus gefangenzunehmen, konnte dieser entgegnen: Mit Schwertern und Stangen seid ihr ausgezogen. Warum das, da ich doch täglich im Tempelvorhof redete und lehrte? Warum dieser heimliche Überfall? Aber er verbot seinen Jüngern, ihn mit Waffen in der Hand zu verteidigen. Er ließ sich willig gefangennehmen. Nun aber verlieren die Jünger all ihre Fassung. Sie fliehen, gerade wie er es vorausgesagt hatte. Er hatte ihnen verkündet: Diese Nacht wird sich erfüllen das Wort: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen [1].

Von den Knechten wurde er in den Palast des obersten Priesters, des bekannten Kajaphas, hinaufgeführt, wo ihn eine Anzahl der obersten Räte erwartete. Und nun fand im Hause des obersten Priesters jene denkwürdige Gerichtsverhandlung statt, die uns ebenfalls in ihren Grundzügen mit großer Treue überliefert ist. Es wollen diese vornehmen Herren den Schein der Gerechtigkeit bewahren und nicht hinterlistig ihren Feind töten. Er soll nach streng jüdischem Gesetz gerichtet werden. Daher müssen Zeugen auftreten, die alles Mögliche gegen ihn aussagen; allein ihr Zeugnis will nicht recht stimmen, und doch sollten wenigstens zwei oder drei Zeugen ganz dasselbe aussagen [2]. Da wendet sich der Hohepriester an Jesus selbst: Bist du der Messias, der Sohn des Hochgelobten? Und Jesus, der wohl wußte, daß er mit einem einzigen Ja über sein Leben und Sterben entschied, antwortete: Ja, ich bin es. Und

---

[1] Mark. 14, 43-49. 27. — [2] 5. Mos. 19, 15.

von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels [1]. Er geht zunächst dem schwersten Tod entgegen, dem Tod der Verachtung und der Schande, und spricht gleichwohl die Überzeugung aus, daß er nun seinen Triumphzug durch die Menschheit antrete. Ja, die Machthaber von Jerusalem mußten ihn als einen gefährlichen Schwärmer ansehen. Dieser arme Mensch, der äußerlich so gar keinen Schein von Größe hatte, der soll kommen mit den Wolken des Himmels? Im Munde eines andern wäre solch ein Bekenntnis eine arge Schwärmerei gewesen. Falsche Messiasse traten ja genug auf. Aber im Munde dieses einen ist es, wie die weltgeschichtliche Erfahrung bewiesen hat, eine volle, große, ewige Wahrheit. Und wenn einer so töricht wäre, Jesus, weil er diese Worte sprach, einen Schwärmer zu heißen, so müßten wir ihm die Erfahrung von diesen neunzehn Jahrhunderten entgegenhalten und ihn fragen: Hatte der, um dessen Panier sich heute die mächtigsten Völker der Erde scharen, nicht ein Recht, damals also zu reden? Wenn wir aber diese Gerichtsverhandlung näher überdenken, so wird uns alsbald klar, wie da zwei große Weltanschauungen einander gegenüberstehen: Die eine erzeugt jenen Knechtessinn, der den Abstand zwischen Gott und Menschheit immer größer und größer zu machen, Gott in unzugängliche Ferne zu rücken sucht, weil er die Weltregierung Gottes nur noch als eine unerbittlich strenge Regierung versteht und mit dem Geist der Furcht das Heimweh nach Gott in der Menschenseele zurückscheucht. Aus der andern Weltanschauung geht der Glaube hervor, daß Wesen von Gottes Wesen im Heiligtum der Menschenseele wohnt, daß der Mensch nicht bloß dieses flüchtige, zeitliche, sterbliche Geschöpf ist, sondern daß eine Kraft der Ewigkeit

---

[1] Matth. 26, 64.

im armen, kleinen Menschen lebt und dieser ein Kindesrecht hat bei dem, der von Ewigkeit zu Ewigkeit regiert. Aber — setzen wir hinzu, damit wir diese Ratsherren nicht zu scharf verurteilen — die Menschheit hat im Laufe der kommenden Jahrhunderte den großen Gedanken einer Kindesgemeinschaft mit Gott fast gar nicht festhalten können. Wer unbefangen die Geschichte prüft, muß bekennen, daß die christliche Religion wiederum eine Knechtesreligion geworden ist, und daß gerade das Höchste und Herrlichste, was Christus uns hat geben wollen, in der Christenheit vielfach ganz in den Hintergrund getreten ist. Die Menschen haben sich wieder gebeugt vor dem Herrn Jesus Christus und haben sich seine Knechte genannt; aber sie haben sich nicht von Jesus, wie er doch gewollt, zum Vater führen lassen und nicht mit ihm immer wieder gebetet: Abba, lieber Vater! Sonst wäre niemals der Mariakultus möglich geworden. Nein, wenn der Geist Jesu Christi lebendig und wirksam geblieben wäre, wie er gewollt, daß er wirksam bleibe, dann hätten die Menschen mit nie endender Begeisterung, mit seligstem Entzücken an dieser Gewißheit festgehalten: Uns ist die Ehre gegeben, Königskinder zu sein in den Augen des Königs aller Könige. Und wir setzen hinzu: Auch wir, in der Gegenwart, werden dieses Kindesbewußtsein der letzten, entscheidenden Weltmacht gegenüber verlieren, wenn wir uns nicht mit aller Wärme und inniger Dankbarkeit an Jesus Christus anschließen. Wenn sein Geist nicht mehr in uns kräftig ist, dann verlieren wir Mut und Schwung zum erhabensten Kindesglauben, dann sinken wir in tiefere Knechtschaft als je zuvor, und wir nennen, mühsam unser Bangen und Zittern unter dem Gewand der neuen Zeit verbergend, den Allmächtigen Verhängnis, Schicksal, Naturordnung, Himmel. Nichts aber kann uns vor dieser Gefahr so schützen, als wenn wir nicht müde werden, das Bild des leidenden und sterbenden

Menschensohnes in seiner Gesamtheit und in seinen Einzelheiten auf uns wirken zu lassen.

Sobald Jesus das große Bekenntnis ausgesprochen hat, da geraten die Männer des Hohenrates außer sich, da vergessen sie ihre Würde, da bricht der wilde jüdische Fanatismus los, da mißhandeln sie den mutigen Zeugen.

Inzwischen hatte sich Petrus in den Hof des Hohenpriesters hineingeschlichen. Einfach fliehen hatte er doch nicht gewollt, hatte er doch seinem Herrn in feierlichster Weise versichert: Wenn alle dir untreu werden, ich bleibe dir treu! Aber ihn fror bis ins Herz hinein; darum setzte er sich nahe zu einem Feuer, das mitten im Hofe brannte. Da erkannte ihn eine Sklavin und sagte: Auch du warst mit dem Nazarener, dem Jesus. Er mochte denken: Einer Sklavin bin ich es nicht schuldig, die Wahrheit zu sagen. Darum antwortete er: Ich weiß nicht, was du meinst. Immerhin zog er sich etwas zurück. Da traf ihn eine andere Sklavin und sagte die gleichen Worte, und wiederum leugnete er: Ich kenne den Menschen nicht. Nun ließ ihn das Gesinde eine Zeitlang in Ruhe; er ging wieder zum Feuer. Mittlerweile ist Jesus, über den sie das Todesurteil droben im Saale gesprochen, hinuntergeführt worden in den Hof, um da die letzten Stunden der Nacht zuzubringen. Nun wenden sich verschiedene Knechte an Petrus und sprechen: Ja, dich erkennen wir. Du gehörst mit zu diesem Verurteilten! Jetzt steigt die Angst des Petrus aufs höchste, und er fängt an zu schwören und zu fluchen: Ich kenne diesen Menschen nicht. Auf einmal kräht der Hahn, und der Blick Jesu Christi trifft die Augen des Petrus. Da wird Petrus still, geht hinaus und weint bitterlich[1]. Als Zeichen tiefster Reue, tiefsten Schmerzes über solche Schwachheit hat er, wie wir annehmen müssen,

[1] Luk. 22, 54-62.

seinem jungen Freund Johannes Markus diese Verleugnung mit allen genauen Zügen erzählt.

Der Morgen kommt; der gesamte Rat ist jetzt versammelt, um ohne Aufschub den zu verurteilen, der es gewagt hatte, sich Messias und Gottes Sohn zu heißen. So wichtig erschien der hohen Behörde die Angelegenheit, daß sie sich entschloß, in ihrer Gesamtheit mit Jesus vor Pilatus zu erscheinen, damit er seinerseits über den gefährlichen Schwärmer das Todesurteil fälle. Der damalige römische Statthalter Pontius Pilatus stand nun allerdings in schlechtem Rufe. Er wird von zwei jüdischen Schriftstellern jener Zeit, Philo und Josephus, als ein gewissenloser, unbarmherziger Römer geschildert, der eine Menge von Bluttaten und Erpressungen auf seinem Gewissen hatte, der so hart war, daß selbst der Kaiser Tiberius, der wahrlich sonst nicht zu den milden Kaisern gehörte, ihn ermahnen mußte, weniger hart aufzutreten. Pilatus also sollte nun das Todesurteil aussprechen, da der Hoherat wohl einen Antrag auf Tod stellen, aber das Todesurteil nicht selbst fällen durfte. Dieser Römer war mit einem starken Gefolge von Reitern und Fußsoldaten von Cäsarea am Meere heraufgekommen, wie das die römischen Statthalter auf das Passahfest und andere große Feste zu tun pflegten. Sie bringen Jesus an den Händen gebunden vor ihn und beschuldigen begreiflicherweise vor dem römischen Heiden den Gefangenen nicht, daß er sich Sohn Gottes genannt, sondern daß er sich als Messias bekannt habe, als König, der berufen sei, das Volk Israel von der römischen Herrschaft zu befreien und es selber an die Spitze der Menschheit zu stellen. Gewiß war das eine gewaltige Anschuldigung: Dieser Mensch ist ein Empörer gegen den römischen Kaiser! Er will ihn von seinem Throne verdrängen! Pilatus aber läßt sich doch durch die ungestümen Anschuldigungen nicht gleich aus seiner Fassung bringen. Er liebte die Juden

ganz und gar nicht, und wenn sie etwas ungestüm von ihm verlangten, so war er erst nicht gewillt, ihren Bitten zu willfahren. Also war es nun ganz nach seinem Sinn, diesen Fall unbefangen zu behandeln. Er fragt den Angeschuldigten: Bist du der König der Juden? Jesus antwortete: Du sagst es [1]. Wir sehen, er gibt eigentlich keine Antwort; denn er hat mit dem Leben abgeschlossen und macht nicht den leisesten Versuch zur Selbstverteidigung. Er hat in unbedingtem Schweigen seine Würde bewahrt. Er ist zum Tode entschlossen und weiß, der Tod wird kommen; darum sucht er nicht sich irgendwie gegen törichte und verleumderische Anschuldigungen zu verteidigen. Der Statthalter sah wohl ein, daß er es da mit einem in seinen Augen harmlosen Schwärmer zu tun habe. Er mußte fragen: Hat denn dieser Mensch etwa die Leute zu einem Aufruhr aufgereizt? Nein! Hat er etwa gar einen Aufruhr schon versucht? Nein! Hat er gesagt, man solle dem Kaiser nicht mehr gehorchen und die Steuer nicht mehr zahlen? Nein, er hat im Gegenteil gesagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Also, was hat er denn eigentlich verbrochen? Ja, er will sich zum König der Juden machen, und, wenn er das einmal mit dem Willen des Volkes geworden ist, dann wird deine Macht als römischer Statthalter bald zu Ende sein. Nun hätte ein römischer Statthalter ja bloß die Verhandlungen abbrechen und den Gefangenen mit sich nach Cäsarea am Meer führen können.

Doch unerwartet schien sich ihm ein bequemer Ausweg zu zeigen. Bis dahin waren nur die Ratsherren, die Hohenpriester voran, als Ankläger und Zeugen auf dem Gerichtsplatze vor dem Palaste des Pilatus zugegen gewesen. Nun aber stürmte auf einmal das Volk in Haufen auf den Platz. Nichts ahnend von den Gerichtsverhandlungen dieses

---

[1] Mark. 15, 2.

Morgens, war es aus den untern Stadtteilen heraufgestiegen[1], um alter Sitte gemäß nach Beginn des Passahfestes die Begnadigung eines zum Tode Verurteilten zu verlangen. Jetzt bearbeiteten die Hohenpriester, indem sie ganz im Gegensatz zu ihrem sonstigen Auftreten die Volkstümlichen spielten, die Menge, daß sie die Freilassung eines Aufrührers, namens Barabbas, wünsche[2]. Nur mit Widerwillen ertrug das Volk die von den Römern überwachte staatliche Ordnung; daher konnte jeder kühne Aufrührer auf seine Gunst rechnen. Kaum war daher die Losung „Barabbas" gegeben, so wurde sie von der erregten Menge mit Eifer aufgenommen. Dem politischen Verbrecher, dem Volkshelden jubelt sie zu, es fehlt ihr in diesem Augenblick jede weitere Überlegung. Barabbas will sie um jeden Preis ledig haben, für Jesus, der so gar nichts vom revolutionären Stürmer an sich hatte, empfindet sie in der Hitze des Trotzes keine Teilnahme. Es mochte unter der Menge auch solche gegeben haben, die einst „Hosianna" gerufen, aber sie schwiegen. Ach, die Feigheit der Gutgesinnten ist zu allen Zeiten groß gewesen. Aber die Hauptschuld an dem Rufe: Barabbas, Barabbas gib uns ledig, Jesum kreuzige[3]! trifft die kühl überlegenden Hohenpriester, die allerdings für ihre Geistesmacht von Jesus mehr zu fürchten hatten als von einem rohen Aufrührer. Pilatus will nicht länger widerstehen. Er konnte mit einer gewissen Berechtigung sagen: Ich habe die Formen des Rechtes gewahrt. Dieser Mensch ist angeschuldigt worden, ein Aufrührer zu sein. Niemand hat ihn verteidigt; also muß ich als Richter nach dem übereinstimmenden Zeugnis derer, die ihn angeschuldigt haben, ihn verurteilen, weil keine Gegenbeweise geleistet

---

[1] Mark. 15, 8. Der Palast des Statthalters, Prätorium geheißen, lag auf dem höchsten Stadtteil, wo wir auch das Haus der Eltern des Markus und das des Kajaphas zu suchen haben. — [2] Mark. 15, 11. — [3] Mark. 15, 11-13. Matth. 27, 20. 23.

worden sind, und weil der Angeschuldigte selber ein beharrliches Stillschweigen bewahrt hat. So gab er denn Befehl, daß Jesus gekreuzigt werde. Wir müssen eben annehmen, diesem stolzen, harten Römer verursachte es kein schweres Gewissensbedenken, einen Juden kreuzigen zu lassen. Er mochte sich sagen: Vor einigen Jahrzehnten hat mein Vorgänger Varus zweitausend Juden miteinander kreuzigen lassen, und ein Jude mehr oder weniger, was hat das auf sich? Er besaß kein Verständnis für die Geistesgröße Jesu Christi. Wenn uns gesagt wird im Evangelium nach Matthäus, daß die Gattin des Pilatus ein gutes Wort für Jesus eingelegt habe[1], so wird das nicht von den übrigen Evangelien bestätigt. Wohl aber hat die spätere Legende diese Erzählung weiter ausgeführt. Wir lassen die Sache, da sie nichts Wesentliches enthält, auf sich beruhen. Jesus wird zum Kreuzestod verurteilt, zu dem Tod, der dem Aufrührer der Provinz drohte wie dem Sklaven, der seine Hand gegen seinen Herrn erhoben, wie dem Seeräuber, wie dem entarteten Sohn, der seine Eltern getötet hatte; es war die Strafe für die schrecklichsten Verbrechen, die entehrendste Strafe, so daß manch einer noch um die Gnade bat, mit dem Schwerte gerichtet zu werden, um nur nicht am Pfahl der Schande sterben zu müssen. Der Kreuzigung ging aber die Geißelung voran, die schreckliche Geißelung, unter der mancher starb, der zum Kreuzestod verurteilt war. Da floß das Blut in Strömen über den Rücken, und es mußte schon dadurch eine ganz bedeutende Erschöpfung eintreten. Nach der Geißelung ließen es sich die Soldaten, die größtenteils syrischer Abstammung waren, nicht nehmen, den „Judenkönig" zu verspotten, nicht weil sie etwa Jesus gehaßt hätten; nein, sie wollten nur ihren Haß gegen die Juden

---

[1] Matth. 27, 19.

zeigen, indem sie diesen armen Schwärmer als König verhöhnten, ihm eine Dornenkrone aufs Haupt drückten, ihm einen roten Soldatenmantel umlegten, dann vor ihm niederknieten und sagten: Gegrüßt seist du, König der Juden! um nachher wieder ihm ins Gesicht zu schlagen und den Mutwillen mit grausamer Mißhandlung abwechseln zu lassen.

Und nun ging es zur Kreuzigung, etwas vor 9 Uhr morgens. Es mag morgens noch ein schöner, herrlicher Frühlingstag gewesen sein, der 15. Nisan, sagen wir der 15. April, in der Zeit, wo im heiligen Land die volle Pracht des Frühlings sich entfaltet. Der Evangelist Lukas erzählt uns, die Frauen Jerusalems hätten doch mit dem Verurteilten Mitleid empfunden und ihn mit Tränen begrüßt, und er soll gesagt haben, wie er das Kreuz trug: Weinet nicht über mich! Weinet über euch und eure Kinder! Denn es werden Tage kommen, wo ihr werdet sagen zu den Hügeln: Fallet über uns! und zu den Bergen: Bedecket uns[1]! Die andern Evangelien haben diesen Zug nicht, wie denn überhaupt Lukas am meisten herzbewegende Einzelheiten uns berichtet, die wir in den andern Evangelien nicht lesen, wobei uns allerdings vom Standpunkt der Wissenschaft aus immer die schmerzliche Frage bewegt: Haben wir es da mit voller Geschichtlichkeit zu tun, oder hat die christliche Legende das an sich so wunderbare und ergreifende Bild mit weitern schönen Zügen ausgeschmückt? Der Verurteilte mußte selbst das Kreuz tragen. Es scheint aber, daß Jesus, der wahrlich durch leibliche und seelische Leiden aufs furchtbarste schon mitgenommen war, unter dem Kreuze zusammengebrochen ist. Da kommt von außen herein ein gewisser Simon von Cyrene, dessen Söhne nachher selber Christen geworden sind[2]. Der wird genötigt,

---

[1] Luk. 23, 27-30. — [2] Mark. 15, 21.

für Jesus das Kreuz zu tragen; es machten eben die römischen Soldaten mit einem Juden gar nicht viel Aufwand. Wenn er das Kreuz nicht hätte tragen wollen, sie hätten ihn einfach dazu gepreßt. Der Zug bewegte sich hinaus auf den Platz Golgotha, auf deutsch Schädel, so benannt, weil dort der Felsboden eine schädelähnliche Form hatte. Der Platz lag auf einer der höchsten Stellen des Stadtgebietes unmittelbar außerhalb der Mauern und war für eine Hinrichtungsstätte wohl geeignet. Nach eingehenden Forschungen scheint es mir ganz außer Zweifel zu stehen, daß die Golgothastätte, die man jetzt noch als solche zeigt, in der Tat die richtige Stelle ist. Leider hat eine christliche Frömmigkeit, die nicht nach unserm Bedürfnis gehandelt hat, diese Stätte in eine Kirche hineingezogen. Wir würden eine so geweihte Stätte frei lassen, möglichst in dem Zustand, den sie einst zuzeiten Jesu Christi gehabt; aber anders waren die Bedürfnisse früherer Geschlechter.

Wie Jesus mit den Soldaten auf den Richtplatz gekommen war, beginnt die schreckliche Kreuzigung. Er wird an Händen und Füßen an das Kreuz angenagelt, dann das Kreuz aufgerichtet, und nun soll er da hangen bleiben, bis infolge zunehmender Verschmachtung der Tod eintritt. Der Kreuzestod, eine der schrecklichsten Todesarten, die menschlich-grausamer Scharfsinn erfunden hat, war wohl ursprünglich eine persische Todesart. Weil die Perser weder das Wasser noch die Erde mit einem menschlichen Leichnam verunreinigen wollten, so konnten sie dazu kommen, ihre Verbrecher einfach am Kreuze anzuschlagen und da ihren Leichnam den Raubvögeln preiszugeben. Von den Persern mag diese Todesart zu den westlichen Völkern gekommen sein. Sie hat bei den Phöniziern, dann auch bei den Römern sehr häufige Anwendung gefunden. Welches sind die Schmerzen dieser Todesart? Einmal ist schon die ausgespannte Lage fürchterlich schmerzhaft. Das Blut drängt

zum Herzen, es bemächtigt sich des armen Leidenden ein unsägliches Bangen. Schmerzen ergreifen die Nerven des ganzen Körpers; dazu kommt ein qualvoller Durst. Es sind also bei dieser Todesart alle Teile des Körpers in schmerzhafter Aufregung begriffen. Damit verbindet sich ein Gefühl der allergrößten Hülflosigkeit. Kurz, man muß sich das Bangen, die Qual, das Verschmachten möglichst groß und schrecklich vorstellen, wenn man sich einigermaßen in solches Leiden versenken will. Nun traten aber bei Jesus die seelischen Leiden hinzu. Die Feinde konnten es nicht lassen, ihn auch noch am Kreuze zu höhnen: Andern hast du geholfen; dir selbst kannst du nicht helfen! Bist du der Messias, so steige vom Kreuze herunter! Dann wollen wir dir glauben[1]. Ja, man sieht, die Feinde hatten vor ihm gezittert. Es war offenbar jener Geisteskampf, den Jesus auf dem heiligen Platz von Jerusalem gekämpft hatte, nicht so ganz aussichtslos gewesen; sonst würden sie nicht jetzt Rache nehmen für die Angst, die sie vor ihm ausgestanden hatten, indem sie den Sterbenden noch meinten verhöhnen und verspotten zu müssen. Er blieb ruhig, stumm. Allerdings überliefert uns wiederum Lukas, daß er im Anfang, als die Kriegsknechte ihn an Händen und Füßen durchbohrten, gesprochen habe: Vater, vergib ihnen! Denn sie wissen nicht, was sie tun[2]. Markus und Matthäus erzählen uns, daß auch die mitgefangenen und mitgekreuzigten Verbrecher Jesus verspottet hätten[3], während wiederum Lukas sagt, einer habe Jesus verspottet, geschmäht, aber der andere habe zu Jesus gesagt: Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst! Und Jesus habe zu ihm gesprochen: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein[4]. O! gewiß sind das Worte so ganz aus dem Geiste Jesu Christi. Nun heißt es: Als die sechste Stunde gekommen war, verdunkelte sich

[1] Matth. 27, 42. — [2] Luk. 23, 34. — [3] Matth. 27, 44. Mark. 15, 32. [4] Luk. 23, 40-43.

der Himmel, die Sonne verlor ihren Schein, und die Finsternis dauerte bis in die neunte Stunde[1]. Man hat diesen Zug sinnbildlich erklärt und gesagt, es hätten sinnige Christen damit andeuten wollen, daß die Natur Mitleid mit dem Herrn gehabt und mitgetrauert habe, während die Menschen so namenlos hart sich gezeigt hätten. In morgenländischer Erzählung verschmelze sich ja so häufig Sinnbild und Wirklichkeit miteinander. In der Tat kommt gleich nachher ein Zug vor, den wir wohl alle sinnbildlich deuten werden. Es heißt, wie Jesus gestorben war, sei der Vorhang des Allerheiligsten von oben bis unten zerrissen. Schon im Altertum hat man den Zug dahin gedeutet, Jesus habe mit seinem Leiden und Sterben einem jeden Menschen den Zugang ins Allerheiligste geöffnet, daß wir fortan gar keiner Priester mehr bedürfen, sondern selber von Angesicht zu Angesicht mit Gott verkehren dürfen. Es besteht aber keine unbedingte Nötigung, auch die Finsternis sinnbildlich zu erklären. Wir wissen, daß gerade im Frühling zuweilen, wenn auch bei weitem nicht alle Jahre, ein furchtbarer Ostwind sich erhebt, der den Staub der arabischen Wüste aufwirbelt. Wenn dieser Ostwind zu wehen beginnt, dann wird der blaue Himmel von einem düstern Gelb überzogen, auch die Sonne wird zunächst gelb, hernach blutrot. Je länger der Sturm anhält, desto finsterer wird es. Die Sonne verbirgt sich hinter dichten Wolken feinsten Staubes, die Blumen müssen alle welken, verdorren, und die Menschen, selbst die gesunden, leiden unter diesem ausdörrenden, heißen Winde, auch sie werden von einem unsagbaren Bangen erfüllt. Wenn wir es also hier mit einem Naturvorgang zu tun haben, was mich das Wahrscheinliche dünkt, dann hätte gerade die Natur die Leiden des Sterbenden noch vermehrt.

---

[5] Mark. 15, 33.

Mit welch gütigen Augen hatte er einst Himmel und Erde betrachtet! Sonnenglanz und Regenguß, das sorglose Leben der Vögel, die Pracht der Lilien hatte er als Zeugen der unendlichen Güte seines Gottes und Vaters angerufen. Und nun tritt ihm die Natur, gleichwie die Menschen, die er so sehr geliebt, mit erbarmungsloser Grausamkeit in den letzten Stunden seines Erdentages entgegen. Die ganze Welt setzt ihre vereinte Kraft ein, um ihn an Gott irre zu machen, und es steigern sich die Schmerzen des Leibes und der Seele zu unnennbarer Höhe. Da überwältigt den armen Dulder die Angst der Gottverlassenheit, er spürt die Gegenwart des Vaters nicht mehr, und in tiefster Beklommenheit drängen sich ihm die Worte des 22. Psalmes auf die Lippen[1]: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen[2]? Sie tönen wie der Angstruf eines Kindes, das auf einmal im finstern Walde den Vater aus den Augen verloren hat. Welch ein Jammer: Von Gott verlassen! Er hat umsonst geglaubt, gehofft, geliebt, er hat umsonst sein Herzblut hingegeben. Die letzte Macht ist die harte, grausame, liebeleere Welt! Doch die größte Not der Seele dauert nur einen Augenblick. Dann rafft der Sterbende noch einmal seine letzte Kraft zusammen und stirbt mit einem lauten Ruf. Dieser Ruf wird von Lukas gedeutet: Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist. Bei Johannes steht: Es ist vollbracht. Markus und Matthäus reden einfach von einem lauten Ruf, mit dem Jesus von der Welt geschieden. Nun aber stand beim Kreuze der römische Hauptmann, und dieser Ruf machte auf ihn, wie Markus ausdrücklich bezeugt[3], einen so gewaltigen Eindruck, daß er sprach: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn! Es muß also ein Jubelruf, ein Siegesruf gewesen sein, vielleicht noch ergreifender, noch mächtiger als

---

[1] Ps. 22, 2. — [2] Matth. 27, 46. — [3] Mark. 15, 39.

jenes Wort: Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist. Jedenfalls war es ein Siegesruf, ein Jubelruf des Kämpfers, der bis zum letzten Herzschlag treu gekämpft hat, und der nun eingeht in den Frieden der höheren Heimat.

Auf dem Platze von Golgotha haben nur wenige Frauen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des jüngern Jakobus, Salome, die Mutter von Johannes und Jakobus, die Ehre der Jüngertreue gerettet, haben ausgeharrt unter den Schmerzen jener Stunden und dem Sterbenden gezeigt, daß noch einige Herzen eine stärkere Liebe haben, als daß die Schrecken des Kreuzestodes sie zu überwältigen vermöchten. Diesen schlichten, hochherzigen Jüngerinnen danken wir die Erinnerungen an das Sterben des Herrn auf Golgotha. Sie haben den Jubelruf des Sterbenden vernommen, sie haben das Zeugnis des Hauptmanns gehört. Wieviel ärmer wären wir, wenn sie nicht heiligste, erhebendste Tatsachen vor dem Vergessen geschützt hätten!

Gehorsam bis zum Tode hat Jesus das Werk vollendet, das ihm der allmächtige Gott übergeben hatte. Hinter ihm versinkt die Erde mit all ihrem Leid und Weh in Nacht, und jubelnd begrüßt er die Morgenhelle der himmlischen Heimat. Welch seliges Heimgehen! Wenn die Jünger wenige Tage nach seinem Sterben ihn wiedergeschaut haben, so ist es für sie nicht eine Gestalt von irdischer, vergänglicher Leiblichkeit gewesen, sondern einer Persönlichkeit, die einer höhern Heimat angehört. Sie haben die tiefste Empfindung bekommen: Unser Herr lebt in alle Ewigkeit. Der allmächtige Gott, der Herr des Lebens und des Todes, kann diesen seinen liebsten Sohn nicht auf einmal vergehen und verwehen lassen. Nein, er gehört als eine lebendige Persönlichkeit einer höheren Wirklichkeit an und macht uns dessen gewiß, daß auch wir auf eine ewige Heimat, auf eine Erlösung über Tod und Grab hinaus hoffen dürfen.

Paulus hat einmal gesprochen: Fortan kenne ich niemand mehr als Jesum Christum, den Gekreuzigten[1]. An dieses Wort wollen wir uns halten und sagen: Im Leiden und Sterben zeigt sich doch so deutlich und so klar: Jesus Christus ist unser Bruder, er ist Mensch. Er hat menschlich gebangt, er hat menschlich gelitten, er hat menschlich den Schmerzensruf gesprochen: Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen? Er ist unser! Wir sagen es mit allem Dank und allem Jubel und lassen uns durch keine Theologie von diesem Glauben abbringen. Jesus Christus, Menschensohn, aber zugleich Gottessohn, in dessen Liebe die ewige Liebe Gottes uns in reinem Abglanz widerleuchtet. Darum werden wir, wenn wir unbefangen mit dem ernsten Auge strenger Wissenschaft das Leben und Sterben Jesu Christi prüfen, immer wieder enden mit dem Bekenntnis jenes römischen Hauptmanns auf Golgotha, aber im Jubeltone es sprechen: Wahrhaftig! Dieser Mensch war Gottes Sohn!

---

[1] 1. Kor. 2, 2.

Berichtigungen.

Seite 32 Anm. 1 lies Jes. statt Jos.
„ 73 Zeile 18 lies denn statt den.
„ 125 Anm. 1 lies Jak. 1, 17 statt Joh. 1, 17.
„ 194 gehört Anm. 1 zu Joseph von Arimathia in Zeile 19.
„ 219 Anm. 1 lies Matth. 25, 46 statt Matth. 25, 41.
„ 225 Anm. 1 lies Mark. 11, 15-19. 27-33.
„ 226 Anm. 1 lies Matth. 22, 23-33.
„ 243 Anm. 1 lies Matth. 26, 42 statt Matth. 26, 26.

300278
Furrer
Leben Jesu Christi

JUL 23 '[illegible]	A. Buffington	JUL 29 '[illegible]
MAY 1 '42	Lundig	
	Farmakis [illegible] '42	
	2- 47490	